

Jutta Heinz

**Der Tag, an dem ich meinen
freien Willen bei *eBay*
verkaufte**

Zeitgeschichten, Lese geschichten
und Unterwegsgeschichten

Impressum

Der Tag, an dem ich meinen freien Willen
bei *eBay* verkaufte
Copyright @ 2024 Jutta Heinz (www.minutiae.eu)
All rights reserved.

ISBN: 9781070782157

Imprint: Independently published

INHALT

Zeit-Geschichten. Neu erzählt	1
Der Tag, an dem ich meinen freien Willen bei <i>eBay</i> verkaufte	2
Das <i>Projekt Pädagogische Provinz</i> Bericht für eine Anstalt	34
Die Schweigerunde	50
Hermes' kleine Sinnwerkstatt	57
Kassandra und der Wunschdenken-Virus	64
Herakleia am Scheideweg Eine entlaufene Allegorie	72
Der Philosoph und sein Hund.	79
 Gespräche mit meinem Roboter	 86
Mein Roboter zählt Schäfchen	87
Mein Roboter versucht, Liebe und Sex zu verstehen.....	91
Mein Roboter will ein Sparschwein (nicht) schlachten.....	99
Ein Kulturbeutel für meinen Roboter	105
Mein Roboter spielt Fussball und hält sich nicht an die Regeln	114
Weihnachten mit meinem Roboter Das Weihnachtsvirus	123
 Lese-Geschichten. Nach-Erzählt.....	 137
Vollständiger und wahrheitsgemässer Bericht	138
Beim Bau der Bibliothek	166
Zadig oder das Glückskind	175
Die Spiegelparabel.....	181
Parabel vom Weltgarten	184
Der Liebes-Reigen.....	190
Faustina. Ein Fragment	216

Unterwegs-Geschichten. Aus dem wahren Leben	232
Leidensgeschichten	233
Die Stimme der Vernunft	234
Die Fahrt nach Himmelsleiter	235
Zivilisation ist nicht immer nett	236
Pausenlos.....	237
Wir sehen uns beim Fussball!	240
Natürlich ist heute gar nichts mehr	242
Das Gulasch ist wirklich vorzüglich diesmal	242
Manche Leute mögen halt keine Kinder	244
Letztens sah ich einen Fischreiher	244
Personalisiertes Verbitterungssyndrom.....	245
München, Monaco und Wiesbaden	248
Das grossartigste Foto der Welt	250
Die weisse Strassenbahn	252
Der Heilige Josef und die Akku-Aufladestation	254
Kufsteiner Kuriositäten, oder: Geschichte aus Geschichten.....	258
Wieder in Freiburg, oder: radikale Alternativen.....	268
Tot in Venedig	272
Neapel sehen und shoppen	275
Von Katzen und Menschen.....	279
Von Rehen und Stieren und der Globalisierung des Mittelalters	282
Nichts zu sehen in Troja	288
Die Ah-Sager. Eine Geschichte aus Armenien	292

ZEIT-GESCHICHTEN.
NEU ERZÄHLT

DER TAG, AN DEM ICH MEINEN
FREIEN WILLEN
BEI EBAY VERKAUFTE

Alles fing damit an, dass ich meinen Kleiderschrank ausmisten wollte. Es ist ein sehr großer Massivholzkleiderschrank, mit Schubladen und Stangen intelligent und übersichtlich gegliedert, aber irgendwann ist auch die Kapazität großer Massivholzkleiderschränke erschöpft. Nun gehöre ich gar nicht zu den Frauen, die jeder neuen Mode hysterisch hinterherhinken; eher im Gegenteil. Ich kaufe brave, haltbare, der Euphemismus der Werbeindustrie ist: „klassisch-zeitlose“ Bekleidung, mit der man nicht auffällt, aber die ich leiden mag. Da ich sie aber leiden mag, mag ich mich nicht von ihr trennen. Es gibt Pullover, die sind inzwischen eher wollene Erinnerungsspeicher denn Kleidungsstücke; den Norwegerpullover beispielsweise, den ich in meiner Jugend selbst gestrickt hatte, er war aus Schafwolle, die man auf einem Bauernhof kaufte und die ziemlich kratzig war, aber ich hatte die Raglanärmel gemeistert, und das Muster war nun wieder klassisch-zeitlos, und ich würde ihn nie, nie wieder tragen, weil er inzwischen viel zu klein war, von seinem kratzigen Charakter ganz abgesehen. Immerhin habe ich vor einiger Zeit eine Art Vorhölle auf dem Weg zum Altkleidercontainer angelegt, für Klamotten, die noch gut genug sind für die Gartenarbeit oder zum Renovieren (Endstation). Das eigentliche Problem ist auch nicht, dass man nichts mehr hineinbekommt in das Schrankmonster. Nein, die *Simplify-your-Live*-Ratgeber haben einfach Recht: Wer nicht einmal seinen Kleiderschrank nicht unter Kontrolle bekommt, wird demnächst auch die über sein Leben verlieren. Ich bin eigentlich sogar ein Kontrollfreak. Ich habe nur einige Schwächen.

An diesem Tag also hatte ich all mein Pflichtgefühl zusammengenommen (es hat eine ziemlich große Kammer in meinem Kopf und ist von dominanter Natur), mir jegliche sentimentale Regung verboten und mich mit dem

Sack vor den Schrank gestellt. Und während ich zögerlich Schubladen aufzog, dieses oder jenes vorsichtig in die Hand nahm, abwägend, bedenkend – begann mein Gehirn eine vertraute Ausweichbewegung, die mich häufig bei der Hausarbeit oder beim Zähneputzen überfällt: Es beginnt nämlich angesichts des Unbedeutenden und der Lappalie über wichtige Prinzipienfragen nachzudenken. Man kann es auch ‚philosophieren‘ nennen, und da in meinem durchgetakteten Tag zwar *slots* fürs Zähneputzen oder die Hausarbeit reserviert sind, hingegen keiner für außerberufliches, freies Philosophieren, ist es eigentlich eine sehr sinnvolle Form von Multitasking (doch, gibt es wirklich, aber nur mit bestimmten *tasks*, beim Zähneputzen reicht es erfahrungsgemäß für ein oder zwei Aphorismen). Mein Gehirn begann also naheliegender Weise darüber nachzudenken, ob man nicht gelegentlich auch innere Kleiderschränke ausmisten sollte, was schon fast ein Aphorismus war, aber man soll Ordnung halten in seinen inneren Kleiderschränken und ich war ja nicht beim Zähneputzen. Nun war ich mir ziemlich sicher, dass ich ein solches geistigen Ausputzen regelmäßig vornahm und schon einige jugendliche Überzeugungen und Irrtümer (beide hatten einen erstaunlichen Überschneidungsbereich) entsorgt hatte; der Prozess war im Übrigen nicht minder schmerzhaft wie die Kleiderschrankrevision und vielleicht noch stärker sentimental überlagert. Aber gab es nicht doch, irgendwo, ganz versteckt hinter der Schublade mit den Sockenwaisen, etwas in meinem Kopf und meinem Leben, was ich partout nicht brauchte, nach der goldenen *Simplify*-Regel: Wenn du es im letzten Jahr nicht benutzt hast, brauchst du es offensichtlich nicht? Und ich weiß nicht, aus welcher dunklen Ecke mir der Gedanke in den Kopf sprang, der auf einmal sagte: Nun, offensichtlich hast du schon seit längerem auf die Benutzung deines „freien Willens“ (ich setze diesen Begriff hier einmal in die Anführungszeichen, in die er aufgrund seiner wesentlichen Uneigentlichkeit eigentlich gehört, man möge sie sich künftig hinzudenken) verzichtet, oder? Denk doch

mal gründlich nach. Wann hast du das letzte Mal – irgend etwas völlig Spontanes, Abwegiges und Unberechenbares getan, das auch mit größter Mühe nicht auf eine hinreichende Ursache zurückzuführen oder auf einen begründbaren Zweck hin ausgerichtet war?

Nun bin ich zwar ein Kontrollfreak, aber weil ich eine philosophische Kontrollfreakin bin und weiß, dass man Einseitigkeit jeglicher Art vermeiden kann und soll, kann ich spontan sein. Ziemlich sogar. Mein Tag ist nämlich gar nicht restlos durchgetaktet, er hat geplanten Raum für Spontaneität, so komisch das klingt. Es ist eine Art – beherrschbare Spontaneität, und ich genieße sie sehr, wenn sie mir gelingt. Aber sie ist, ehrlich gesagt, nicht direkt: unberechenbar, unbegründbar, frei von Ursache und Wirkung und dem großen Determinismus-aller-Dinge, wie immer wir ihn nennen mögen. Sie sagt, zum Beispiel: Ach, schau, was für ein schöner Tag, du könntest heute Mittag einen Spaziergang machen anstelle des *power naps*, und es reicht auch, wenn du morgen die Bettwäsche wechselst! Freier Wille hat eher wenig damit zu tun. Wie mit den meisten Dingen überhaupt, und damit kehrte mein Gehirn wieder auf seinen gewohnten Denkpfad zurück, er hieß: „Freier Wille ist eine Fiktion von Leuten, die sonst arbeitslos wären (Philosophen, Theologen, Ideologen) oder eine Schutzbehauptung von Menschen, die damit ihre Gemeinsamkeiten mit Tieren vertuschen wollen“. Genau, sagte ich mir; und ergo: egal ob es ihn gibt oder nicht, ich brauche ihn jedenfalls nicht! Bin sowieso schon arbeitslos, bleibe das als Berufsphilosophin wahrscheinlich auch auf absehbare Zeit und habe eigentlich kein Problem damit, dass ich meine Katze Bella ab und zu für wesentlich schlauer halte als mich selbst! Weg damit, weg mit diesem dummen freien Willen, der, seien wir ehrlich, eine ernsthafte Behinderung beim Denken und vor allem beim Handeln ist! (beim Fühlen hingegen scheint seltsamerweise allgemein akzeptiert zu sein, dass es keinen freien Willen gibt, sonst könnte man sich ja beispielsweise ent-lieben, was aber gemeinhin als

Zumutung empfunden wird; sorry, Abweg, meiner inneren Rechthaberin!).

Ich freute mich sehr, als ich diesen Gedanken gefasst hatte und auch keinerlei inneren Widerspruch von den verschiedenen Instanzen meines Gehirns hörte (der Pflichtteil nickte geradezu energisch, der Lustteil war völlig fasziniert von den neu sich eröffnenden Möglichkeiten). Aber dann sah ich auf meinen immer noch spärlich gefüllten Altkleidersack mit ein paar wollenen Dingen, die mir seltsam vertraut vorkamen. Es zuckte ein wenig in den Fingern, aber ich überwand die Versuchung, indem ich mich auf die unabweisbar in mir aufsteigende Frage konzentrierte: Wohin damit? (mit dem freien Willen, nicht mit dem Altkleidersack!) Auf den Müllplatz der falschen Ideen in der Geschichte, damit er schlummere neben dem geozentrischen Weltbild, der Überlegenheit des Mannes und dem dialektisch unvermeidlichen Endsieg des Weltgeistes? Das hatte noch nicht einmal der freie Wille verdient. In ein Recycling-Verfahren gebrauchter Konzepte, vielleicht könnte irgendein Entwicklungsland noch etwas damit anfangen? Oder man könnte noch einige wiederverwertbare Elemente extrahieren (den Willen zum Beispiel) und den Rest auf den Müllhaufen der Geschichte werfen (die Freiheit also)? Oder doch zum Sondermüll, die Strahlungsgefahr schien mir nicht unbedeutend? Doch dann hatte ich die erlösende Idee: Ich würde es genauso machen, wie es alle mit den getragenen Schuhen machten und den ungelesenen Büchern und dem ererbten falschen Orientteppich: Ich würde meinen freien Willen bei *eBay* versteigern!

Schnurstracks, so spontan kann ich nämlich sein, ließ ich Säcke und Kleiderschrank und alle angefangenen anderen Ideen liegen und rannte zum Computer. Ich hatte schon das ein oder andere bei *eBay* verkauft, meist sehr unter Preis in den Kleinanzeigen, und meinte also mit dem Verfahren vertraut zu sein. Allein, kaum hatte ich das Fenster geöffnet, begannen die Schwierigkeiten. Welcher Kategorie war der freie Wille wohl zuzuordnen?

Gewohnt systematisch ging ich die Liste durch. „Beauty und Gesundheit“, könnte man vielleicht sagen; aber dann schien es mir doch eher so zu sein, dass die meisten Leute ihren freien Willen (immer schön die Führungszeichen mitdenken!) genau dann aus der Tasche zogen, wenn sie etwas extrem Unvernünftiges machen wollten, Rauchen zum Beispiel oder Bungee-Springen oder eine extreme politische Partei wählen. „Handy und Kommunikation“ erwog ich kurz, im Wesentlichen, weil ich mir dadurch eine erhöhte Trefferrate erhoffte; aber dann würde sicherlich irgendein babybärtiger Nerd meinen schönen freien Willen ersteigern und entweder eine süchtig machende App auf seiner Basis programmieren oder gar eine KI entwickeln, die sich dann prompt gegen die Menschheit wenden würde und sie aus freien Willen, einfach so, mit den eigenen Atomwaffen in die Luft sprengen würde (na gut, das wäre schon ziemlich logisch folgerichtig, da braucht man gar nicht so viel freien Willen, sagte meine innere Zynikerin)! Auch „Heimwerker“ brachte mich einen Moment in Versuchung: Wir basteln uns einen freien Willen, zum Hausgebrauch, mit Anleitung in nur sieben Schritten und ohne zusätzliches Werkzeug, beispielsweise Verstand! Oder gar „Spielzeug“? – aber dann dachte ich daran, wie schön unser Sohn früher spielen konnte, ganz ernsthaft und natürlich und folgerichtig, und man soll nicht die wenigen Dinge zerstören, die noch uninfiziert sind von der großen *bullshit*-Blase, die sich inzwischen auf jeden einzelnen Lebensbereich gestürzt hat und wie ein Krebs immer weiter wuchert, Phrase um Phrase. Aber „Sammeln und Seltenes“, war das nicht eigentlich das Beste? „Selten“ war immerhin der nächste Nachbar von „nie“, wo meines Erachtens der freie Wille eigentlich wohnte; und es würde sich sicherlich ein Exzentriker finden, der einen kleinen freien Willen, sauber eingeglast (es schwebte mir ein Bild von diesen seltsam bleichen Homunculi, die früher in Naturaliensammlungen in Gläsern aufbewahrt wurden, vor meinem inneren Auge) neben – was weiß ich, ein seltenes Fabergé-Ei oder

die Blaue Mauritius oder den letzten Nacktmull, bevor sie alle von *Google* in einem fehlgeschlagenen Experiment über die Unsterblichkeit verbraucht wurden? – stellen würde. Aber wer würde schon suchen in „Sammeln und Seltenes“? Nein, die innere Pragmatikerin sagte: Sei vernünftig, du willst das Ding schließlich los sein, oder? Also, ab unter „Verschiedenes“! (die Pragmatikerin war sehr interessiert daran, den freien Willen los zu werden; sie hatte ihn seit jeher als eine Art Konkurrenz aufgefasst, es sei aber kein fairer Wettbewerb, so lamentierte sie immer wieder).

Aber damit nicht genug der Entscheidungen! Als nächstes drohte das Feld „Zustand“. Nun, wahrscheinlich lügen hier alle ein bisschen, flüsterte die Pragmatikerin. Warum also sollte ich nicht herzlich hinschreiben: „Neu, praktisch unbenutzt, in Originalverpackung?“ Ich verfiel in ein kurzes Brüten. Wenn ich wirklich noch nie meinen freien Willen eingesetzt zu haben glaubte, was sagte das über mich als Person? Über mein Leben? Auf die Welt gekommen, geschrien und von da an unbeirrt ihren Weg gegangen. Ein Tag nach dem anderen genommen, nie ein Ziel gehabt, versehentlich einige erreicht. Irgendwann verstanden, dass nicht wir die Dinge formen, sondern die Dinge uns. Verstanden, dass wir nicht Entscheidungen treffen, sondern unser Bewusstsein uns Entscheidungen vorspiegelt, die unser Gehirn längst getroffen hat, mit der nötigen zeitlichen Verzögerung für langsame Einbahndenker. Verstanden, dass Menschen hilflose Wesen sind, die auf den Tod zu rennen, indem sie versuchen, ihm aus dem Weg gehen; am Ende aber steht der TOD, sehr sanftmütig, klopft einem auf die Schulter und sagt: Gell, war doch gar nicht so schlimm, wozu nun all das Gestrampel? Mein freier Wille, so könnte man vielleicht sagen, war geschont worden; so wie meine Oma immer ihre Bettwäsche schonte, die sie sich alle Jahre wieder zu Weihnachten wünschte und auch bekam. Und dann stapelte sie sie in einen Massivholzschränk, den mein Großvater noch selbst gezimmert hatte, und als sie

starb und wir den Schrank öffneten, lagen da schnee-weiße, bügelfrisch gefaltete Berge von Bettwäsche und rochen wie am ersten Tag. Man hätte ein wenig weinen können bei dem Anblick, aber damals war ich noch dumm und überheblich und dachte, was für ein verschenktes Leben, und wer braucht schon weiße Bettwäsche? Heute hätte ich gern welche, bügelfrisch gefaltet von meiner schon lange verstorbenen Oma. Ich würde sie auch nicht unter „Sammeln und Seltenes“ bei *eBay* verkaufen.

Wie war ich nun wieder auf diesen seltsamen Abweg geraten? Nun, offensichtlich über eine sehr nachvollziehbare Assoziationskette (Gebrauchsspuren-Bettwäsche-Oma) und nicht über freien Willen. Würde er, also der freie Wille, sich vielleicht in Luft auflösen, wenn man ihn jeweils auf die ihm zugrunde liegende Assoziationskette zurückführte, in der nur ein paar Glieder ein wenig übersprungen wurden, fragte mein innerer Aphorismengenerator, so nach dem Motto: „Ein freier Wille entsteht durch fehlende Glieder in der Assoziationskette“? Na gut, müssen wir noch dran arbeiten, sagte ich, und wir sind hier nicht beim Zähneputzen! Stattdessen versuchte ich, mich wieder auf das *eBay*-Fenster zu konzentrieren und beschloss: „Sehr gut erhalten, leichte Gebrauchsspuren“ einzutragen, das schien mir nahe genug an der Wahrheit, und bei einem völlig ungebrauchten freien Willen würden die Kaufinteressenten vielleicht auf den Verdacht kommen, dass er gar nicht funktionierte.

Und schon stieg die nächste Hürde auf: die Verkaufsmodalitäten. Sollte ich ihn auf „sofort kaufen“ setzen und auf kurz entschlossene Spontankäufer setzen; dann aber zu welchem fixen Preis? Oder sollte ich auf das freie Spiel der Kräfte setzen, die unsichtbare Hand des Marktes, den freien Willen der Bieter und einen Startpreis samt einer Laufzeit angeben? Ach, Entscheidungen. Ach, wenn man doch einen freien Willen hätte, sagte die innere Spötterin verschmitzt. Lustig, sagte ich. Echt witzig. Also, spielen wir das mal durch. So ein freier Wille ist ja schon etwas

ziemlich Wertvolles, also wenn man an ihn glaubt natürlich nur, aber die Leute glauben ja an alles, was Geld kostet. Sie glauben prinzipiell auch, dass etwas, das mehr kostet, automatisch mehr wert ist. Aber wäre es nicht sozial ungerecht, wenn sich nur die Reichen einen freien Willen leisten können? Schließlich können die auch das meiste andere für Geld kaufen, Reichtum ist überhaupt ein guter Ersatz für einen freien Willen und wird deshalb auch häufig mit ihm verwechselt! Andererseits: Wäre das nicht jetzt eine wirklich gute Gelegenheit endlich einmal experimentell herauszufinden, was den Leuten ein freier Wille so wert ist? In Geld, nicht in billigen Worten und *bullshit*-Phrasen? Du willst ja nicht reich werden damit, sagte mein soziales Gewissen (das auch ziemlich geschont ist, aber ich bin noch nicht so weit, es zu verkaufen). Stimmt, sagte ich. Ein Euro ist es! Und, weil gute Entscheidungen reifen wollen und der Gedanke, einen freien Willen käuflich zu erwerben, vielleicht etwas gewöhnungsbedürftig ist, setzen wir die Laufzeit auf drei Tage. In sieben Tagen hat Gott die Welt geschaffen, da wird man ja wohl in drei Tagen zu einer Entscheidung über den freien Willen kommen können!

Natürlich war mir zu diesem Zeitpunkt schon klar geworden, dass dies eine etwas ungewöhnliche Anzeige sein würde. Wie sollte ich zum Beispiel ein Foto einstellen? Ach, wenn wir noch in den guten alten Zeiten gelebt hätten, wo die Gebildeten schon zum Frühstück in der neuesten Ikonographie lasen und selbstverständlich wussten, wie man eine Allegorie des freien Willens entwerfen würde: ein kleiner Genius mit Flügeln vielleicht, für die Freiheit, und einem Würfel, für das Unberechenbare, das Geworfene, das Nicht-Berechenbare? Man würde ihn doch wieder für Amor halten, wie man das meiste für Amor hält, es sind aber nur die Hormone. Oder eine Fortuna-Variante, aber Fortuna ist blind, wie Justitia, und das Glücksrad, auf dem sie steht, wird von einem Wirbelsturm hinweggefegt, während ein Schmetterling am Bildrand fröhlich die unschuldigen Flügel schlägt?

Nein, offenbar hatte ich mich in eine Sackgasse manövriert. Es würde eine Anzeige ohne Foto sein; schließlich ging es mir um ernsthafte Kaufinteressenten, die die Größe und Besonderheit, um nicht zu sagen: die Einmaligkeit dieses Angebots zu schätzen wüssten! Bilder, ach wer brauchte denn Bilder, wenn es um Gedanken ging, Ideen, Konzepte, Theorien, ganze Systeme! Schließlich hatte auch Platon keine Comics geschrieben (aus der Assoziations-Rumpelkammer sprang mich eine Vision an, ein Cartoon, gezeichnet von Uderzo, mit einem Sokrates, der Asterix verdächtig ähnlich sah, und einem Obelix-artigen tumben Gesprächspartner, aber ich scheuchte sie schnell wieder weg)!

Also kein Bild. Aber eine Beschreibung musste ja wohl sein. Ich erwog kurz, schwergewichtige philosophische Zitate aufzufahren; das war schließlich mein Job, und ich arbeitete sowieso gerade an einer wissenschaftlichen Abhandlung zum Thema *Kausalität und Freiheit in Schillers Spieltheorie*, die wieder einmal niemand lesen würde. Als Master-Googlerin würde es mir ein Leichtes sein, schnell ein paar Sätze bei den üblichen Verdächtigen aufzutreiben! Aber das erschien mir dann doch zu leichtherzig; schließlich ging es nicht um irgendeinen freien Willen, sondern um meinen ganz persönlichen, ein – wie soll ich sagen: Wesen durchaus mit Entwicklungspotential, wenn auch etwas vernachlässigt in der Ausbildung? Die Formel „Umstände halber abzugeben“ sprang mir in die Finger und von dort ohne meinen Willen auf die Tastatur, aber hörte sich das nicht an, als ginge es um eine nicht ganz stubenreine Katze, die man endlich loswerden wollte? „Nur ernsthafte Zuschriften erwünscht“, ja klar, aber eine Partnerschaftsanzeige schien mir letztlich auch kein geeignetes Vorbild. Vielleicht sollte ich eher zu den Mitteln zeitloser Propaganda oder, besser noch: Missionierung greifen? Einstiegen mit einer Fangfrage, für die Naiven: „Glauben Sie, dass Sie einen freien Willen haben?“ Genau, das war gut, das war genau der richtige Ton! „Beweisen Sie es sich und allen Zweiflern und

Kleingläubigen!“ Ich war jetzt in Fahrt geraten und die Sätze sprudelten nur so: „Kaufen Sie einen original-zertifizierten“ – ich überlegte kurz, ob ich ein Öko-Label erfinden sollte, aber man soll nicht übertreiben, vor allem, wenn man übertreibt –, also: „Kaufen Sie wenig benutzen, aber selbstbewussten und energischen Freien Willen“ – sollte ich wirklich die Bedeutungsgrößschreibung benutzen, die nach den Hausarbeiten meiner Studenten auch die sich frei dünkenden Qualitäts-Medien zu erobern drohte? Ja, Ich Sollte! – „mit hohem Entwicklungspotential! Befreien Sie Sich Selbst!“ Das sollte reichen. Oder? Na gut: „Umständehalber abzugeben. Nur ernsthafteste Zuschriften erwünscht!“ Zufrieden lehnte ich mich zurück. Er würde in gute Hände kommen, dessen war ich mir in diesem Moment ganz sicher.

Aber ich hatte mich zu früh zurückgelehnt. „Versand“ stand da im nächsten Feld, und ich merkte, dass ich die Sache immer noch nicht ganz zu Ende gedacht hatte. Ich würde irgendetwas verschicken müssen, etwas, was man in die Hand nehmen könnte, etwas, das man vorzeigen könnte mit den Worten: „Guck mal, hab ich für zwei Euro bei *eBay* ersteigert, eins, zwei, drei meins!“ Wie verschickte man immaterielle Güter, und warum hatte darüber noch niemand nachgedacht? Andererseits, vielleicht ja doch. Die Idee mit der Kirche war ja gar nicht so schlecht gewesen, und war es nicht die Kirche, die mit solchen immateriellen Gütern seit jeher gehandelt hatte, Ablassbriefe hier und Klingelbeutel dort? Die heilige Kommunion, was war sie anders als die Mit-Teilung der Sakramente, übersetzt in Materie, in Dinge, die man real inkorporieren konnte und die deshalb tiefer gingen als jeder noch so substantielle Gedanke? Oblaten, dachte ich, und dann schämte ich mich ein wenig, ich hatte eine pseudo-christliche Erziehung, das sitzt tief. Die innere Spötterin kicherte hysterisch und rief: Willens-Oblaten! Freier Wille in Keksform! Das wird die *cookie-generation* mit Freuden schlucken! Na gut, vielleicht doch lieber Pillen. Pillen konnten ja für alles Mögliche gut sein, und

notfalls sollte man halt seinen Arzt oder Apotheker oder Lieblings-Lebenshilfe-Pseudo-Philosophen fragen! Lifestyle-Pillen, konzentrierte Willenskraft, Tests an unabhängigen Versuchsgruppen haben gezeigt, dass bei regelmäßiger Einnahme des Präparats die Überzeugung, einen freien Willen zu haben, messbar ansteigt! Aber es würde nur eine Pille sein. Eine Super-Pille. Schließlich war der freie Wille unteilbar! Und natürlich, und jetzt erst überkam mich die wahre Erleuchtung, würde sie unsichtbar sein. Ihre volle Wirkung würde sich nur dem wahrhaft Gläubigen erschließen! War es nicht wissenschaftlich erwiesen, dass Placebos wirkten und die Einbildung genauso krankmachen konnte wie Krankheiten heilen? Und hatte nicht, seit Anbeginn aller Philosophie, noch nie jemand den freien Willen beweisen können? Hieß das nicht, dass er – eben unbeweisbar war, dass darin seine ganze Kraft lag?

Der freie Wille würde also in einer sehr kleinen, aber feinen Schachtel verschickt werden. Vielleicht würde ich einen kleinen *fortune cookie* beilegen, mit einem Spruch drin, aber das wäre natürlich nur eine symbolische Nettigkeit, um mehr Punkte bei der Bewertung zu bekommen. Das würde auch die Versandkosten erfreulich geringhalten. Kurz erwog ich, daraus ein Geschäftsmodell zu entwickeln, aber den Gedanken erstickte mein soziales Gewissen dann doch vorgeburtlich: Ich hatte einen freien Willen, er war mein eigener, er war unteilbar (allerdings war sein Geschlecht nicht ganz klar, fiel mir in diesem Moment ein, war es nicht vielleicht eine freie Wille?) und er war deshalb nur einmal verkäuflich. Zahlungen über alle gängigen Zahlungsmethoden, gern auch Kreditkarte oder *Paypal*, erleichtert drückte ich auf *Return*, und mein freier Wille ging *online*.

Ich stand vom Computer auf und beschloss mir einen Kaffee zu holen, vielleicht sogar mit einem kleinen Schokoladenstückchen dazu, hatte ich mir das nicht verdient? Das ist ja wohl kein Akt des freien Willens, sagte ich mir, während ich in die Küche ging; nein, es gibt eine völlig

rationale Begründung, es ist nämlich die Befriedigung eines biologisch nachweisbaren Bedürfnisses, das Gehirn braucht Zucker beim Denken, ich hatte viel nachdenken müssen, und deshalb schrie mein Organismus jetzt nach Zucker, und ich war nur folgsam. Andererseits könnte ich auch jederzeit beschließen, das Schokoladenstückchen wegzulassen. Oder ein größeres zu nehmen. Oder den Kaffee wegzulassen, flüsterte eine dämonische Stimme in mir, was ist dann? Hast du dafür nicht deinen freien Willen benutzt? Solltest du ihn nicht doch lieber behalten? Nein, hätte und würde ich nicht, antwortete eine vernünftige Stimme. Schließlich wäre das wie bei all diesen dämlichen Experimenten zum freien Willen, wo man meint, freier Wille sei schon sich irgendwie irrational zu verhalten und das Vernünftige nicht zu tun! Nein, allein durch den Vorsatz, jetzt einen Akt des freien Willens zu begehen, wird der freie Wille schon ausgeschlossen! Denn dieser Vorsatz ist ja nur eine Demonstration unseres ewigen menschlichen Grundbedürfnisses Recht haben zu müssen, von dem ich gelegentlich vermute, dass es in den meisten Menschen stärker ist als der Sexualtrieb! Alle Rechthaber handeln aus Instinkt, nicht aus freier Wahl!

Aber, nahm die dämonische Stimme Anlauf – bevor wir uns jedoch weiter in den Untiefen der philosophischen Debatte verstricken konnten, begegnete mir unsere Katze. Sie heißt Bella, sie ist eine sehr schöne Langhaarkatze und der pure triebgesteuerte Wille auf Samtpfoten. Bella, sagte ich zu ihr in dem speziellen etwas debilen Katzentonfall, den Leute meist annehmen, wenn sie mit vermeintlichen willen- und schutzlosen Wesen sprechen, Bella, sagte ich säuselnd, gell, du hast keinen freien Willen, oder? Und du vermisst ihn auch gar nicht, oder? Bella warf sich auf den Rücken und streckte die vier Pfoten in die Höhe. Das tut sie häufig, und es ist auch nicht schwer zu verstehen, es heißt: Kraul mir den Bauch, jetzt sofort, über deinen freien Willen darfst du später weiterphilosophieren! Ich beugte mich nieder und kraulte Bella den Bauch, sie machte „gnu“ (das ist ihr Lieblingsgeräusch)

und ich genoss, wie immer, dass man im Umgang mit Katzen so gut wie nie eine Entscheidung treffen muss. Sie entscheiden. Aus schierem – Instinkt, von außen kann es aber aussehen wie freier Wille. Ist es aber nicht. Schließlich ist freier Wille bekanntermaßen etwas, das nur Menschen zukommt, der Krone der –

In diesem Moment pingte mein Handy. Auf mein *eBay*-Angebot war eine Rückfrage gekommen, kaum zwei Minuten, nachdem es *online* gegangen war! Momo75 fragte, ob ich nicht doch ein Foto einstellen könnte, sie habe etwas Probleme, sich den freien Willen vorzustellen, und man würde ja doch gern sehen, wofür man sein Geld ausgeben soll! Geboten hatte sie noch nicht, das Mindestgebot stand immer noch bei 1 Euro. Ich beschloss, die Anfrage zu ignorieren, im Wesentlichen aus Faulheit, und mir stattdessen lieber endlich den Kaffee zu holen (mit wieviel Schokoladenstückchen? Gar keinem, eins, zwei, drei, meins?) Doch schon pingte es wieder. Dass man gegenüber diesen elektronischen Geräten keinen freien Willen hat, ist allgemein bekannt und in den letzten Jahrzehnten in einem gigantischen Feldversuch bewiesen; warum sollte ich gerade eine Ausnahme sein? Jemand mit dem Benutzernamen „DFTTWTF“ – was sollte das um Himmelswillen denn sein? – hatte in sehr mangelhafter Rechtschreibung geschrieben: „das ist doch wieder nur so eine verarsche von diesen scheiß-intelektuelen! Weist du wohin du dir deinen freien Willen stecken kannst?“ Er hatte nichts geboten, wir waren immer noch bei 1 Euro. Während ich noch überlegte, wie ich darauf nun reagieren sollte, hatte DFTTWTF schon weitergeschrieben: „und poste wenigstens ein foto schnepfe!“ Ein Foto. Die Welt, wie wir sie kennen, könnte untergehen, und alle würden dastehen und fotografieren.

Aber nun gut, ich hatte damit angefangen, also sollte ich die Sache wohl auch zu Ende führen. Wenn sie ein Foto wollten, sollten sie ein Foto bekommen! Natürlich konnte ich kein Bild von der unsichtbaren Pille machen; aber auch unsichtbare Pillen wollten schließlich verpackt

werden. Und eigentlich war es doch ganz simpel: Ich würde meinen freien Willen einfach – in eine schwarze Schachtel packen; schließlich beruhte die ganze Idee der Willensfreiheit doch darauf, dass in uns, dort, wo wir nicht hinsehen können, ganz innen, wo es ganz dunkel wird, noch weit jenseits der Sockenwaisenkammer irgendein kleiner Dämon oder Genius sitzt (je nachdem, ob es eine gute oder eine schlechte Entscheidung werden soll) und einfach so sagt, was der freie Wille jetzt tut. Eine *black box* auf zwei Beinen mit Haaren, was sind Menschen schon anderes? Ich hatte sogar noch eine ganz schöne, glänzende kleine Kiste, sie steht auf meinem Nachttisch, und man konnte sich ganz leicht vorstellen, dass innen auf den Samtpolstern der freie Wille ruht, gut geschützt und erholt für neue Taten. Aber das Innere würde ich natürlich nicht zeigen. Ich würde die hübsche rote Schleife drumwickeln, die dabei war und die ich natürlich aufgehoben hatte (sagte ich schon, dass ich willenlos an Dingen hänge?), und dann ein schönes Foto von ihr machen!

Eine Viertelstunde später saß ich, endlich mit Kaffee und einem (einem! Einzigen!) kleinem Schokoladenstück versorgt, wieder vor meinem Computer und das Bild ging *online*; es sah sehr würdig aus, fand ich, ein wenig wie ein kleiner feiner Sarg. Sekunden später pingte eine neue Anfrage. Mollimaus4711 wollte wissen, ob so ein freier Wille auch beim Abnehmen helfen würde, sie habe schon so viele Diäten probiert, aber sie würde immer wieder schwach 😞 Könnte ich vielleicht garantieren, dass sie mit meinem freien Willen mindestens drei Kilo in der Woche abnehmen würde? Melancholisch schaute ich auf mein Schokoladenstückchen. Dann gab ich mir einen Schubs, warf es in den Mund und schrieb zurück: „mollimaus, ich fürchte, das wird nicht funktionieren. Es ist ein **Freier** (ich verwendete Bedeutungsgrößschreibung, kursivierte das Wort und setzte es fett) Wille, und wenn er beschließt, dass er mehr Schokolade will, hast du keine Chance gegen ihn. Versuch es mal mit Vernunft! 😊“ Als hätte er zugehört, meldete sich DFTTWTF wieder zu

Wort: „ist das ein sarg oder was? totale verahrsche! es lebe die revohlution!“ Ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Die Katze hatte inzwischen das Arbeitszimmer betreten und gähnte, ich sagte: „Genau, Bella, das lassen wir jetzt einfach mal laufen. Heute Abend schau ich wieder, dann hat hoffentlich endlich jemand was geboten!“ Die Katze schaute skeptisch und ging wieder, sie hatte wohl dringende Geschäfte zu erledigen.

Na gut, zwei Stunden später, es war kaum später Nachmittag, saß ich wieder vor meiner Anzeige. Inzwischen war eine ganze Reihe von Anfragen aufgelaufen. mollimaus bedankte sich für mein Verständnis und bot mir eine *facebook*-Freundschaft an. DFTTWTF hatte irgendwas geschrieben, ich beschloss ihn zu ignorieren. Drei Personen fragten, ob ich noch ein weiteres Foto einstellen könnte? Sie hätten einfach Schwierigkeiten sich zu entscheiden. Jemand mit dem Benutzernamen madmen62 hatte geschrieben: „Würde gern mit dem Rauchen aufhören. Hilft dein freier Wille dabei, und wieviel brauche ich täglich davon?“ Ich überlegte kurz, ob ich ihm das Gleiche schreiben sollte wie mollimaus, entschied mich aber dagegen. „Wenn du heutzutage der Statistik, den ewigen Preiserhöhungen, den Horrorbildern und dem sozialen Stigma zum Trotz immer noch rauchst, hast du schon den stärksten vorstellbaren freien Willen der Welt“, schrieb ich stattdessen; „spar dein Geld lieber für Zigaretten!“ Irgendwie funktionierte das nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Aber immerhin war der Preis inzwischen auf 1,49 Euro gestiegen, ein erstes Gebot! Na gut, reichte kaum für eine Viertel Zigarettenpackung oder eine halbe Tafel mittelguter Schweizer Schokolade. Aber es war ja erst der erste Tag!

Erfolgreich unterdrückte ich die Impulse noch schnell einmal nachzuschauen (ich hatte das Handy auf stumm geschaltet) bis kurz vor dem Schlafengehen. Als ich vor Mitternacht mein Angebot wieder aufrief, stand es auf 1,67 Euro (mehrere einzelne Gebote). Madmen62 hatte sich nicht bedankt, mollimaus fragte noch einmal nach

wegen der *facebook*-Freundschaft, es sei ihr echt total wichtig! Ich blockierte sie im Adressbuch. Fünf Anfragen baten um weitere Fotos. Ich hatte die Kamera schon bereitgelegt und machte ein spektakuläres Nachtfoto von der *blackbox* aus einer anderen Perspektive. DFTTWTF hatte stündlich neue Anfragen geschickt, die letzte lautete: „und iss sowieso alles gehirnwäsche der intellektuelleberale komplex wil die weltherrschaft“ – ich überlegte kurz, ob ich den Troll nicht auch sperren sollte, fand ihn aber eigentlich ganz lustig. Und Troll, gab es da nicht irgend so eine Abkürzung? Musste ich meinen Sohn mal fragen. Und dann war da noch eine Anfrage, sie war gerade eben erst gekommen, der Absender nannte sich „schopenhauer_reborn“ und das machte mich natürlich extrem neugierig. schopenhauer_reborn hatte geschrieben: „*Freiheit des Willens bedeutet nicht Philosophieprofessorenwortkram, sondern daß einem gegebenen Menschen, in einer gegebenen Lage, zwei verschiedene Handlungen möglich seien. Daß aber dies zu behaupten vollkommen absurd sei, ist eine so sicher und klar bewiesene Wahrheit, wie irgendeine über das Gebiet der reinen Mathematik hinausgehende es sein kann*“. Beinahe hätte ich mich an meinem Rotwein verschluckt (ohne Schokolade, übrigens, *quod demonstrandum erat!*). Philosophieprofessorenwortkram? Wer dachte sich denn solche Wörter aus? Behände fragte ich *Google* (eigentlich besteht mein Tag zu relativ großen Teilen daraus, *Google* solche Dinge zu fragen), und natürlich war es: Schopenhauer, aus „*Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde*“! Schopenhauer reborn, indeed! Ich war beeindruckt. Das hatte eine Antwort verdient. Aber inzwischen war es kurz nach Mitternacht, der Wein ging zur Neige, die Katze wollte ins Bett und ich googelte schnell ein passendes Antwortzitat aus meiner philosophischen Hausbibliothek zusammen: „*Bequemer ist es aber, sich kurzweg daran zu halten, daß die Freiheit als eine Tatsache des Bewußtseins gegeben sei und an sie geglaubt werden müsse*“. Hegel, mein philosophischer Lieblingsfeind, aber das hatte er hübsch auf den Punkt gebracht. Und

weil es mir so gut gefiel, schrieb ich es gleich auch an DFTTWTF, mit dem Vermerk: „Grüße vom intellektuell-liberalen komplex!“ Dann ging ich schlafen.

Nein, ich träumte in dieser Nacht nicht von meinem *eBay*-Angebot, jedenfalls erinnerte ich mich am nächsten Morgen nicht mehr daran. Ich widerstand auch der Versuchung, noch vor dem Frühstück den Stand der Angebote zu überprüfen, aber bevor ich mit der Arbeit begann, riskierte ich einen Blick. Nun gut, 2,04 Euro, aber eigentlich interessierte mich das gar nicht so sehr. Gespannt ging ich die Liste der neuen Anfragen durch, natürlich waren die alten Bekannten dabei, und da, tatsächlich auch mitten in der Nacht, 3.05 Uhr, schopenhauer_reborn! 12 Anfragen wegen weiterer Fotos, ich hatte ja mit Bella auf 13 gewettet, aber sie hatte nur geblinzelt. Ich war schon gerüstet, der Fotoapparat lag samt *black box* griffbereit, und ich machte ein Foto, bei dem der Deckel der Schachtel ein ganz winziges Stück geöffnet war; seltsamerweise kam ich mir dabei vor, als würde ich etwas anrühlig-Verbotenes tun, eine Art – intellektuellen Strip-tease, oder, wie DFTTWTF wahrscheinlich sagen würde: *mindfuck*? Egal. Er hatte natürlich auch gemailt, ungefähr stündlich, aber das sparte ich mir für später. Erst einmal mussten schließlich die ernsthaften Anfragen bearbeitet werden; hier die zum Beispiel, von „oma_erna“: „Sehr geehrte Frau Verkäuferin, ich würde gern meinem Enkel zum Abitur ein ganz besonderes Geschenk machen. Leider weiß er immer noch nicht, was er nach der Schule machen will, er sagt immer nur, er habe keine Idee oder keine Ahnung, manchmal sagt er auch: irgendwas mit Medien! Da dachte ich, ich schenke ihm einen schönen neuen freien Willen, damit er endlich einmal weiß, was er will! Aber ich kenne mich nicht so gut aus mit dem Internet, bin ja eine alte Frau. Können Sie mir versichern, dass Ihr freier Wille ganz sicher eine anständige Angelegenheit ist und etwas, auf das man sich wirklich verlassen kann?“ Ach, die Arme, dachte ich, und beinahe ohne nachzudenken, tippte ich: „Liebe Oma Erna, zwar ist

mein freier Wille wirklich recht neu und schön und familienfreundlich, aber für junge Menschen, die noch gar nicht wissen, was sie wollen, vielleicht etwas zu gefährlich. Ihr Enkel sollte erst einmal ein wenig üben. Es gibt auch im Internet ganz nützliche Programme; lassen Sie ihn doch einmal einen Wahl-O-Maten ausfüllen? Irgendwo wird immer gerade gewählt, und schließlich beruht unsere Demokratie auf der Annahme eines freien Willens des mündigen, unbeeinflussten, gut informierten Wählers, der nach seinem wohlverstandenen Interesse entscheidet!“ Ich hielt kurz inne, konnte mich dann aber doch nicht beherrschen und fügte hinzu: „Und sagen Sie ihm, dass ‚etwas mit Medien‘ total uncool ist; wenn er wirklich etwas Cooles machen will, soll er programmieren lernen!“ Demnächst wird uns die Künstliche Intelligenz das Problem mit dem freien Willen sowieso ganz abnehmen, rief die Zynikerin in meinem Kopf, aber das schrieb ich natürlich nicht an Oma Erna.

Dann gönnte ich mir endlich einen kurzen Blick auf schopenhauer_reborn. Er hatte, wie nicht anders zu erwarten, mit einem Schopenhauer-Zitat geantwortet: „Sie wissen natürlich, dass gerade Hegel-Zitate mich aufs äußerste provozieren? Bequemlichkeit – ich hätte Besseres von Ihnen erwartet! Gerade von Hegel scheint mir doch zu gelten, was Schopenhauer so unvergleichlich über das Verhältnis von Willen und Charakter sagt: *„Jeder Mensch ist demnach das, was er ist, durch seinen Willen, und sein Charakter ist ursprünglich; da Wollen die Basis seines Wesens ist. Durch die hinzugekommene Erkenntniß erfährt er, im Laufe der Erfahrung, was er ist, d.h. er lernt seinen Charakter kennen. Er erkennt sich also in Folge und Gemäßheit der Beschaffenheit seines Willens; statt daß er, nach der alten Ansicht, will in Folge und Gemäßheit seines Erkennens. Nach dieser dürfte er nur überlegen, wie er am liebsten seyn möchte, und er wäre es: das ist ihre Willensfreiheit. Sie besteht also eigentlich darin, daß der Mensch sein eigenes Werk ist, am Lichte der Erkenntniß. Ich hingegen sage: er ist sein eigenes Werk vor aller Erkenntniß, und diese kommt bloß hinzu, es zu beleuchten.“* Starker

Tobak, murmelte ich; aber mein Charakter gebot mir, jetzt endlich an die Arbeit zu gehen, *Kausalität und Notwendigkeit bei Schiller* wartete schon. Draußen schien die Herbstsonne, und ein später Schmetterling taumelte an den letzten Rosen entlang.

In der Mittagspause gönnte ich mir einen kurzen Blick. Das Gebot stand unverändert auf 2,04 Euro, es gab einige neue Anfragen, ich war immer noch stolz auf das neue Foto, und das Zitat von schopenhauer_reborn nagte an mir. War es wirklich so, dass das Wollen vor dem Denken kam? War das Denken nur eine „Beleuchtung“, ein Licht, womöglich ein gedämpftes, in dem alle Schwächen und Makel gnädig verschwanden, sobald man es nur ein wenig dimmte? Unser Bewusstsein, unser Selbstbewusstsein gar, das Sahnestückchen auf der Krone der Schöpfung – ich kicherte ein wenig über das verworrene Bild und sagte zu Bella, die auf einen Happen vorbeigekommen war: „Hast du auch ein Sahnestückchen auf deinem entzückenden Katzenkopf?“ Bella gnute, frei übersetzt hieß das wohl: Das letzte Mal, als du mir ein Milchprodukt gegeben hast, hatten wir ein ziemlich übelriechendes hygienisches Problem anschließend, Sahnestückchen sind für keinen gut, sondern nur für Menschen, die sich einbilden, einen freien Willen zu haben und darauf demonstrativ verzichten zu können, essen tun sie es dann aber trotzdem! – wo war ich? Also, kurz gesagt: Erst kommt das Wollen, und dann kommt die Moral? Ach, sagte ich seufzend, diesmal zu mir selbst, die Weltgeschichte spricht durchaus dafür. Aber so leicht wollte ich dann doch nicht aufgeben. Ich verschob also – war das nun freier Wille oder doch nur Rechthabenwollen? – meine gewöhnliche Nachmittagsarbeit und machte mich auf die Suche nach philosophischen Kampfgenossen, die für den freien Willen kompetenter streiten würden als ich. Fündig wurde ich, es war schon gegen fünf Uhr, bei Aristoteles, immerhin; und so kopierte ich flink eine Textpassage für schopenhauer_reborn: „*Da den eigentlichen Inhalt des Wollens der Zweck bildet, das was man beschließt und*

im Vorsatz erfaßt aber die Mittel zum Zweck betrifft, so ergibt sich, daß die daraus entspringenden Handlungen einem Vorsatz entsprechen und mithin frei gewollt sind. Gerade solche Handlungen nun bilden das Gebiet der Sittlichkeit. Das Sittliche steht demnach ebenso wie das Unsittliche in unserer Macht. Denn wo das Handeln bei uns steht, steht bei uns auch das Unterlassen, und umgekehrt, wo das Unterlassen, da steht auch das Handeln bei uns“. Da, dachte ich, da wird dein Schopenhauer dran zu knabbern haben! Und weil ich mich gerade so sittlich erhoben fühlte, nahm ich mir gleich vor, noch mindestens eine der Anfragen zu beantworten und DFTTWTF ein nettes Wort zu sagen, auf dass er sich daran verschlucken konnte.

Dabei fiel mein Auge, entweder geleitet von meinem Wollen oder meinem Denken, auf eine Nachricht von einem „saulus_paulus“: „Liebe Verkäuferin, bekanntlich war schon Luther der Meinung, es könne keinen freien Willen geben, weder für Menschen noch für Engel (noch für Katzen, fügte ich in Gedanken hinzu), da dieser nur Gott allein zukomme. Denn wie könne Gott allwissend und allmächtig sein, aber nicht wissen, welche Sünden jeder Einzelne, in jedem Augenblick seines sündhaften Daseins, in sündhafter Verwirrung begehen würde? Und was würde aus seiner Gnade werden, wenn jedes sündhafte Wesen sie sich dadurch erwerben könnte, dass es aus freiem Willen von sündhaften Handeln Abstand nehme? Aber bestand der Sündenfall nicht daraus, dass Eva (natürlich, Eva, dachte ich!) aus freiem Willen den Apfel vom Sündenbaum brach und Adam zur Sünde verführte? Ist die Erbsünde nicht eigentlich der sündhafte Wahn des Menschen, Gott erkennen zu wollen, Gott, der doch so weit über unserem sündhaften Tun und Leiden in diesem Sündenbabel“ – ich brach die Lektüre ab, mir war ganz schwindelig von all dem „Sündigen“, ich stellte mir vor, wie saulus_paulus (oder war er nicht eigentlich paulus_saulus, und was würde Schopenhauer dazu sagen?) es aussprach mit einem sehr langgezogenen Üüüüü und gespitztem Mund. „Lieber saulus_paulus“, tippte ich

stattdessen, „mein freier Wille ist nicht käuflich für Ketzer, die ihn verleugnen!“ Ich dachte ein wenig nach, dann ergänzte ich: „Sollten Sie allerdings daran interessiert sein, doch einen Happen vom Baum der Erkenntnis versuchen zu wollen (versuchen, genau!), suche Sie sich eine Eva!“ Und da ich gerade so schön in Schwung war, schaute ich noch auf die letzte Nachricht von DFTTWTF, sie endete mit: „... die proletarier irem autentischn freien willen zu entfremden und sie zu mario-netten des intelektuel-lieberalen komplexes zu machen und durch konsum zu versklaven!!!“ Die Katze stupste mich ans Bein, sie verlangte ihr Abendessen, und ich hatte endlich eine Erleuchtung: „*Don't feed the troll*“, das war es, das waren zumindestens die ersten vier Buchstaben, allerdings wohl eher in der Variante: „*Do feed the troll*“, und folgsam warf ich meinem persönlichen Troll ein Häppchen hin: „es gibt keine authentischen bedürfnisse im unauthentischen leben!“ Dann ging ich die Katze füttern.

In dieser Nacht träumte ich von meiner *eBay*-Anzeige. Es begann wie einer meiner Standard-Träume, ich war also wieder einmal dabei, einen Zug zu verpassen, den ich natürlich unbedingt kriegen musste, warum war wie immer etwas unklar, als plötzlich der Troll um die Ecke bog. Er war von kleiner Gestalt, ging gebückt und trug schmutzige, zerrissene, übelriechende Kleider. Am meisten aber erschreckte mich seine riesengroße Nase, sie hatte noch dazu eine Warze ganz genau in der Mitte und sein übergroßer, schief verzogener Mund; die Mischung aus Symmetrie und Asymmetrie in einem einzelnen Gesicht machte mich ganz krank. Erstaunlicherweise hatte er aber sehr kleine und feine Füße und bewegte sich beinahe tänzerisch; und die Beleidigungen und Anschuldigungen, die dem schiefen Mund in einem beständigen Strom entfloßen, bildeten im gleichen Moment kleine bunte Seifenblasen, die unschuldig aufstiegen. Aber er stand mir im Weg, wie er dort tänzelte auf seinen kleinen Füßen und unanständige Dinge in die Luft blies; sollte ich die Luftblasen einfach zerstechen? Zaghafte pikste ich

eine mit dem kleinen Finger an, sie löste sich mit einem schwachen Seufzen in Nichts auf, aber mein Finger fühlte sich seltsam an, als ich ihn genauer ansah, sah ich, dass er blutüberströmt war, und der Troll wand sich in Schmerzen. Ich ergriff die Flucht, musste ich halt einen anderen Weg suchen, aber es wurde immer später und später, ich sah eine Uhr an einem Gebäude, es war natürlich nicht der ersehnte Bahnhof, auf ihr tickte ein großer Zeiger immer weiter, gerade stand er auf 2.04 Uhr. Mir fiel plötzlich auf, dass ich mein Gepäck ja vergessen hatte; ich rannte zurück zu der Straße, wo der Troll immer noch stand und stöhnte, aber schon neue Seifenblasen produzierte hatte, noch größer schienen sie mir nun und ein wenig bedrohlich. Ich packte schnell meine *blackbox*, sie fühlte sich schwer an, und auf ihrer roten Schleife waren einige Blutropfen mehr zu ahnen als zu sehen. In ihr rumorte es, als sei dort etwas Lebendiges eingesperrt, aber ich durfte sie nicht aufmachen, ich war mir ganz sicher, dass ich dann nie mehr zum Bahnhof gekommen wäre, was dringender und dringender wurde, die Zeiger waren schon wieder weitergesprungen: 3.88! Ich rannte los, doch nun stand auf einmal ein Mann mitten auf der Straße; er hatte die Hände zum Himmel gehoben, als flehe er um etwas, bitterlich, dringend, aber bevor ich ihm meine Hilfe anbieten konnte, hatte ihn schon ein Blitz getroffen, er kam aus heiterem Himmel und trennte ihn in zwei Hälften, aber beide sprangen fröhlich und wie befreit auseinander und gingen ihre getrennten Wege. Von weitem sah ich nun endlich den Bahnhof, ich lief auf ihn zu, aber ich hatte natürlich noch keine Fahrkarte (das gehört zum Standardrepertoire dieses Traums), und alle Fahrkartenschalter waren geschlossen. Doch nein, da, ganz in der Ecke, dort war noch einer! Am Schalter saß ein älterer Mann, er hatte einen weißen Backenbart und eine schlohweiße Haarkrone über der hohen Stirn, und er sah düster auf mich herab und sagte mit tiefer Stimme: „Philosophieprofessorenwortkram!“ Hinter mir kicherte der Troll, er war aus dem Nichts aufgetaucht, drängelte sich leichtfüßigst und

schwerststinkend an mir vorbei und erhielt problemlos eine Fahrkarte von dem diabolischen weißhaarigen Herrn ausgehändigt. Mit einem geschickten Griff seiner klauenartigen Hände entriss er mir meine *blackbox*, die rote Schleife löste sich und heraus fiel – natürlich wachte ich in diesem Moment auf, die Katze war aufs Bett gesprungen und hatte begonnen sich zu putzen. Es war auch Zeit zum Aufstehen, den Zug hätte ich sowieso wieder einmal verpasst (im wahren, „authentischen“ Leben, wie DTFWFTF gesagt hätte, verpasse ich übrigens niemals den Zug. Noch nicht einmal freiwillig könnte ich einen Zug verpassen, meine innere Pünktlichkeit liegt jenseits meines Willens).

Ich hatte mir heute einen freien Tag gegönnt; immerhin, eine Lebenswende stand an, die Brotarbeit würde warten können! Die Frist würde heute Nacht ablaufen, und die Leute sollten endlich bieten, nicht immer nur reden, reden, reden. Ich begann mir auszumalen, was ich tun würde, sobald ich meinen freien Willen endlich los war: Ich würde nicht mehr nachdenken müssen, nichts entscheiden, keine Wahl treffen, einfach nur – nun ja, sein, mich beeinflussen lassen von allem, was mir in die Quere kam (ich sah mich um nach der Katze, und tatsächlich, da war sie, es war schon ein wenig dämonisch), das friedliche Leben einer Vollzeit-Determinierten führen. Soll die Welt ihren Gang gehen, ich werfe mich ihr nicht mehr in den Weg! Umarmen würde ich mein Schicksal, bejubeln meine Unfreiheit, mich hingeben meiner völligen, ziellosen, endlosen Willenlosigkeit, Schwachheit, Manipulierbarkeit! Ach – aber nun gut, der heutige Tag war noch zu überstehen, und ich machte mich auf dem Weg zum Computer. Zuerst machte ich ein letztes Foto meiner *blackbox*; es war eine Nahaufnahme, die Schleife hatte ich noch weiter gelöst, und innen hatte ich einen kleinen Spiegel platziert; es war ein hübscher Effekt mit dem Blitz. Zur Sicherheit hatte ich außerdem Bella dazu überredet, sich hinter die Schachtel zu setzen; mit Katzenfotos verkauft sich einfach alles besser. Dann nahm ich

mich der ersten Anfrage an; der Preis stand inzwischen auf 3,88 Euro, das kam mir seltsam bekannt vor. Der Absender, nein, die Absenderin war lillifee_2012, und während des Lesens stieg das Bild einer kleinen Prinzessin mit rosa Haarschleife vor mir auf: „hallo, ich bin die lillifee, und meine eltern sind totaal blöd!! Immer wollen sie, das ich meinen freien willen durchsetze, nie verbieten sie mir was!!! Meine bff hat viel tollere eltern, die sagen ihr immer, was sie machen soll! Ich will keinen blöden freien willen! Aber deine schachtel finde ich total toll, das mit der schleife ist obercool, und eigentlich will ich nur die schachtel für meine haargummis. Emoji, emoji, emoji mit Krönchen, lillifee!“ Lillifee hatte auch geboten, der Preis stand jetzt auf 3,90. „Arme Lillifee“, schrieb ich, „emoji, emoji, emoji, du hast es echt nicht leicht! Aber, weißt du was? Das mit dem freien willen ist auch nur so eine erwachsenenerfindung, um sich das leben leicht zu machen. Deine eltern sind einfach zu faul um dich ordentlich zu erziehen. erziehen heißt nämlich: entscheidungen treffen (verstehst du später, einfach merken!) Und weißt du, womit du sie echt total ärgern kannst? Sag das nächste mal einfach, wenn du mal wieder freien willen zeigen sollst, dein freier wille hätte dir gerade gesagt, dass du jetzt freiwillig nicht deinen freien willen einsetzen willst! Ist kompliziert, ich weiß, kannst du ja vor dem spiegel üben: „rein freiwillig werde ich jetzt meinen freien willen nicht benutzen!“ und schreib mal, wie es funktioniert hat! P.s. die schwarze schachtel gibt es bei *amazon*, nimm die mit dem samt innen, die ist viel schöner!“

Ich streichelte versonnen meine kleine *blackbox*, früher hatte ich tatsächlich auch immer schöne Kästchen gehabt, wo man schöne Sachen reintut, das machen nämlich alle kleinen Mädchen, wahrscheinlich ist das, bevor mit der Pubertät der freie Wille über sie kommt. Dann öffnete ich noch eine Anfrage, sie trug den vielversprechenden Absender „free_will@libet“: „Wir führen eine Studie zum freien Willen bei Internet-Verkäufen durch. Wir haben

schon eine Reihe sehr willensstarker Persönlichkeiten für eine neue Versuchsreihe in der Tradition des Libet-Experiments engagiert und sind jetzt noch daran interessiert, eine möglichst willensschwache Kontrollgruppe zusammenzustellen. Das Experiment erfordert keinen großen Zeitaufwand und kann digital durchgeführt werden. Die Sicherheit Ihrer persönlichen Daten wird natürlich garantiert. Zur Motivation bekommen Sie nach Abschluss des Experiments einen *amazon*-Gutschein. Wenn Sie interessiert sind, öffnen Sie bitte die angehängte Datei!“ Die angehängte Datei öffnen! Für wie blöd haltet ihr mich eigentlich? Aber interessant, dachte ich. Wahrscheinlich besteht das Experiment schon darin, ob ich die Datei öffne. Weil ich geschmeichelt bin, auserwählt zu sein? Weil ich auf alles scharf bin, was Gutschein heißt und dann sofort meinen Verstand an der Kasse abgebe? Oder aus natürlich rein wissenschaftlicher Neugier? Ach, der Mensch ist ein undurchschaubares Wesen, und die Motive seiner Handlungen spielen Fangen im Kopf und verstecken sich und wechseln die Gestalt, hast du nicht gesehen, eben noch trugen sie ein ehrbares Gewand, und jetzt sind sie nackt, roh, lüstern. Aber sie sind auf jeden Fall immer schneller als unsere Gedanken, die ihnen mühsam hinterherhinken und versuchen, sie in einem Moment zu erwischen, wo sie präsentabel sind und nicht peinlich. Ein Mäntelchen, das ist der freie Wille, weil wir uns nicht nackt sehen mögen. (War das schon wieder ein Aphorismus?) Aber nein, keine Experimente. Ich löschte die Anfrage.

Inzwischen waren die ersten Reaktionen auf mein Katzenfoto mit *blackbox* eingetrudelt, sie strotzten vor Ausrufungszeichen, Smileys und entzückten Oh- und Ah-Lauten. Der Preis war auf erstaunliche 11,11 Euro angestiegen, mehrere Interessenten fragten an, ob die Katze auch mit verkauft würde? Ich lief schnell zu Bella auf den Dachboden (dort wohnt sie nämlich, mitten auf dem Billardtisch), drückte sie ein wenig (das mag sie nicht) und versicherte ihr, sie würde immer unsere Katze bleiben,

und nie, nie, niemals würde ich sie bei *eBay* verkaufen, auch wenn die hygienischen Probleme wieder aufträten! Bella gnute müde und etwas unbeteiligt, es war die falsche Uhrzeit für sie. Ich ging runter und löschte das Katzenfoto wieder, auch wenn es die Gebote sicherlich noch weiter in die Höhe getrieben hätte. Natürlich hatte schopenhauer_reborn geantwortet, kurz nach Mitternacht, das war seine Zeit; aber ich riss mich zusammen und schauten zuerst nach DFTTWTF; sein letzter Post endete mit den Worten: ...“mit katzenfotos die gehirne waschen, da sind sublimenale botschaften drin gecodet, willenlos und däbil schnurend, so hätte der intellektuel-lieberahle komplex uns gern!“ Immerhin hatte er nicht angekündigt, alle Katzen zu vergiften. Sollte ich ihn füttern? Im Traum war ich doch ziemlich böse zu ihm gewesen. Na gut. Ich suchte ein besonders liebezendes Bild von Bella aus meiner persönlichen Katzenfoto-Sammlung heraus und mailte es ihm, mit der Unterschrift: „durchschaut! die Katzen beherrschen längst die Welt, es sind aber eigentlich Aliens, die in Katzenform unsere Zivilisation unterwandert haben und uns nun durch Impfinfizierung unterworfen haben. Sie ernähren sich von unserem freien Willen, den sie ähnlich wie die Dementoren bei Harry Potter direkt aus unserer Seele saugen. Sie waren auch vor uns auf dem Mond und haben Kennedy erschossen, weil er ihnen gefährlich wurde (Lee Harvey Oswald war einer von ihnen, nicht weitersagen!). Ihr Erkennungszeichen ist ein Freimaurer-Symbol, das unter ihrem dichten Bauchfell versteckt ist. *Beware of Cats!*“ (sollte ich vielleicht ein kurzes Fake-Foto mit Bella...? nein, nein, nein). Dann ging ich Mittagessen, um mich danach gestärkt schopenhauer_reborn zu widmen.

Am späten Abend setzte ich mich erschöpft wieder vor meine *eBay*-Anzeige. Es war einer dieser Tage gewesen. Bella hatte ein kleines hygienisches Problem gehabt, das dringend beseitigt werden musste; wahrscheinlich hatten wir zu viel von Sahnestückchen gesprochen. Im Dorf-Supermarkt, wo ich nur Milch einkaufen wollte, war

eingebrochen worden, es herrschte Ausnahmezustand und ich musste zu einem anderen Supermarkt im Nachbardorf. Auf dem Weg dorthin fuhr ich zu dicht am wie immer überquellenden Altglascontainer vorbei, und mein Vorderreifen ließ von einem Moment auf den anderen seine gesamte Luft ab; ich musste den ganzen Weg zurück schieben. Als ich mich am späten Nachmittag wieder meiner Anzeige widmen wollte, war das Internet ausgefallen. War das jetzt die Katzen-Weltverschwörung? Hatte DFTTWTF doch recht? Während der Mittagspause hatte ich nämlich, ich gestehe, kurz „Katzen+Weltverschwörung“ geogogelt und eine beängstigende Anzahl von Treffern erhalten! Wie immer fühlte ich mich hilflos so ganz *offline*. Fragen drängten in mir empor, die nur *Google* oder *Wikipedia* beantworten konnten. Und was ging mit meiner Anzeige vor sich? Waren inzwischen, schließlich endeten wir uns dem Ende der Bieterphase, neue Gebote eingegangen, die endlich dem wahren Preis meines freien Willens wenigstens annäherungsweise entsprachen? Und was hatte schopenhauer_reborn geschrieben in der letzten Nacht, warum hatte ich nur nicht schon heute Morgen danach gesehen? Aber nun, endlich, eine Stunde vor Mitternacht war mein Computer wieder *online*, ich ignorierte alle Anfragen und Kommentare und stürzte mich auf schopenhauer_reborn. Mit keinem Wort war er auf mein schönes Aristoteles-Zitat eingegangen, und irgendwie hatte ich beim Lesen seiner neuen Mail das Gefühl, dass das auch nicht Schopenhauer-O-Ton sein konnte; da stand nämlich: *„Sollte nicht jene so verwegene, so verhängnisvolle Philosophen-Erfindung, welche damals zuerst für Europa gemacht wurde, die vom ‚freien Willen‘, von der absoluten Spontaneität des Menschen im Guten und im Bösen, nicht vor allem gemacht sein, um sich ein Recht zu der Vorstellung zu schaffen, daß das Interesse der Götter am Menschen, an der menschlichen Tugend sich nie erschöpfen könne? Auf dieser Erden-Bühne sollte es niemals an wirklich Neuem, an wirklich unerhörten Spannungen, Verwicklungen, Katastrophen gebrechen: eine vollkommen deterministisch*

gedachte Welt würde für Götter erratbar und folglich in Kürze auch ermüdend gewesen sein - Grund genug für diese Freunde der Götter, die Philosophen, ihren Göttern eine solche deterministische Welt nicht zuzumuten!“ Roch das nicht – schnell googelte ich ein wenig –, jawohl, es roch geradezu zarathustramäßig nach Nietzsche! Nun gut, Nietzsche, ich muss zugeben, ich habe einen kleinen *soft spot* in meinem Philosophinnen-Herz für diesen bärtigen Zausel, der die Frauen hasste und die Berufsphilosophen, der Gott für tot erklären und sich einem geschundenen Pferd um den Hals werfen konnte, der das Meer liebte und das Gebirge, vor allem: der tanzen konnte (welcher Philosoph konnte jemals tanzen? Kann man sich Kant beim Menuett vorstellen, Hegel beim Dreischritt eines Walzers?) und schreiben! Und die Idee, sie war seiner wahrhaft würdig: der freie Wille als Spektakel für die Götter, eine *human-interest*-Serie, die soeben in die tausendste Staffel ging, die menschliche Tugend wurde zum hunderttausendsten Mal auf die Probe gestellt, und, wer hätte das gedacht! – sie scheiterte, zum Millionsten Male, und die Götter schlugen sich auf die Schenkel und zeigten mit den Fingern auf den riesigen Flachbildschirm (denn, wie DFTT-WTF weiß, die Erde ist natürlich eine Scheibe!) und erstarben in homerischem Gelächter. Derweil schrieben die Berufs-Philosophen an ihren Drehbüchern, aber keiner wollte sie verfilmen; Nietzsche hatte immerhin einmal eine Anfrage bekommen von *Netflix*, sie wollten aus Zarathustra ein Musical machen, und Nietzsche hatte ihnen vor die Füße gekotzt (virtuell, natürlich).

Während ich noch dieser Vorstellung nachhing und vor meinem Auge ein Nietzsche entfernt ähnelnder Zarathustra im neckischen Kleidchen mit einer Zierpeitsche in der Hand eine Show-Treppe hinuntertänzelte, näherte sich der Zeiger der Uhr – der Mitternacht. In wenigen Minuten würde meine Auktion auslaufen! Der Preis hatte sich tagsüber in kleinen Schritten bewegt, er war sozusagen gegenläufig die Show-Treppe hinaufgeklettert und stand jetzt bei 18,99. Fieberhaft schrieb ich an

schopenhauer_reborn ein Nietzsche-Zitat, das ich soeben ergoogelt hatte: *„An einer Theorie ist es wahrhaftig nicht ihr geringster Reiz, daß sie widerlegbar ist: gerade damit zieht sie feinere Köpfe an. Es scheint, daß die hundertfach widerlegte Theorie vom ‚freien Willen‘ ihre Fortdauer nur diesem Reize verdankt -: immer wieder kommt jemand und führt sich stark genug, sie zu widerlegen“*; in Sekunden hatte ich meine Antwort: *„Daher kommt, daß jeder Roheste, seinem Gefühl folgend, die völlige Freiheit in den einzelnen Handlungen aufs heftigste vertheidigt, während die großen Denker aller Zeiten, ja sogar die tief sinnigeren Glaubenslehren, sie geaugnet haben“*. Ich schluckte ein wenig, das war ja schon fast philosophisches Troll-Niveau! Und wie auf Kommando meldete sich nun DFTTWTF aus dem nächtlichen Nichts; er schrieb „Cats forever!“ und erhöhte das Gebot auf stattliche 25,99. Im Sekundentakt liefen jetzt die Gebote ein, schopenhauer_reborn und DFTTWTF hatten bald alle anderen Bewerber aus dem Feld geschlagen, und während die Zahlen kletterten, zuckte es mir in den Fingern: Sollte ich das grausame Spiel im letzten Moment abbrechen? Würde ich ihn nicht doch vermissen, meinen so gut geschonten und gehüteten freien Willen? War es nicht irgendwie – frevlerisch, ketzerisch, obszön, das ganze Unternehmen, konnte man denn einfach so ein Preisschild auf etwas kleben, das doch eigentlich immateriell war, unveräußerlich? Würden mir andere folgen, die dann demnächst ihr Gewissen, ihre unsterbliche Seele, ihre Menschenwürde verkaufen würden? Aber während zwei Seelen in meiner Brust stritten, oder waren es gar noch mehr? – egal, genau in diesem Moment: war mein freier Wille verkauft. Für 42 Euro (wirklich), an – DFTTWTF. *What the fuck*, murmelte ich in einem Moment der Erleuchtung, jetzt hat ein Troll deinen freien Willen gekauft! Erschrocken sprang Bella von meinem Schoß herunter, ich musste unwillkürlich zusammengezuckt sein; sie sah mich böse an und begann sich energisch den Schwanz zu putzen.

Während ich mich noch schämte, kam eine E-Mail von schopenhauer_reborn: „Es hat nicht sein sollen. Darf ich zum Abschied, mit Leibniz, sagen: *„Gott wirkt dabei nur in verborgener Weise, indem er dem Menschen das Sein, das Leben, die Vernunft gewährt, ohne sich sehen zu lassen. Hier treibt der freie Wille sein Spiel und Gott erfreut sich, so zu sagen, an diesen kleinen Göttern, deren Erschaffung er für gut befunden, so wie wir uns an den Tätigkeiten der Kinder erfreuen, die wir unter der Hand bald befördern, bald hemmen, wie es uns gefällt“*. Ich hätte Ihnen Ihren freien Willen übrigens gern zurückerstattet“. Ich war gerührt und erstaunt; wenn Leibniz fast das gleiche sagte wie Nietzsche, dann musste wohl etwas daran sein, und ich würde später darüber gründlicher nachdenken. Vorerst aber war ich erschöpft. Wie ausgelaugt fühlte ich mich, war das nun der schreckliche Tag oder fühlte ich schon den Verlust? Ich war zu schwach um aufzustehen. Um den Rechner auszustellen. Um die Katze zurechtzuweisen, die ihre Krallen mal wieder am Sofa schärfte.

Während ich immer tiefer in meine post-merkantile Depression versank, poppte auf einmal eine neue Nachricht von DFTTWTF auf. Nee, dachte ich, das ist jetzt echt zu viel. Aber ich raffte mich auf, vielleicht hatte er ja eine Frage zum Versand oder zur Zahlung, und wir sollten die Sache jetzt hinter uns bringen. DFTTWTF schrieb: „nee, lass stecken, ich brauch deinen blöden lieberalen gebrauchten pseudo-scheiß-willen echt nicht! war nur ein eksperiment. ich überweis die kohle, und du kaufst deiner blöden katze futter, die guckt schon ganz mager, ey!“ Ich traute meinen Augen nicht. Ohne nachzudenken, nahm ich meine *blackbox* in die Hand, zog an der roten Schleife, öffnete den Deckel und holte die Murmel heraus. Es war eine große tiefblaue Glasmurmel mit schillernden gelb-grünen Farbstreifen, ich hatte sie noch aus meiner Kindheit, und sie erinnerte mich an unsere Erde, wie man sie aus dem All sieht, aus der Ferne, ohne Menschen. Ich war mir nicht sicher, ob ich sie mitgeschickt hätte; sie war eine meiner schönsten Gedanken und damit muss man

sparsam umgehen. Schnell machte ich ein Foto von ihr, wie sie da glitzernd und schimmernd lag auf ihrem dunklen Samtpolster in der *blackbox*, und schickte es an DFTT-WTF: „du bist echt eine vollpflaume, aber danke, ey!“ Dann ging ich mit Bella schlafen.

Ich schlief traumlos. Am nächsten Morgen stand ich auf, kündigte meinen *eBay*-Account und löschte meinen Aufsatz über *Kausalität und Notwendigkeit in Schillers Spieltheorie*. Dann setzte ich eine neue Homepage auf. Ich nannte sie, aber das war nur vorläufig: „Probleme mit dem Freien Willen? Fragen Sie jemand, der sich garantiert nicht damit auskennt!“ Als Logo verwendete ich meine schöne blaue Murmel, fotografiert in der geöffneten *blackbox*; die rote Schleife hatte ich Bella umgebunden, die sich nur schwach gewehrt hatte, und die ich wieder hinter der Schachtel platziert hatte; es war ein wunderschönes Arrangement. Interessenten versprach ich umgehende Antworten auf all ihre Fragen, natürlich unter Zusicherung völliger Anonymität; ich überlegte, ob ich eine Seite mit unseren philosophischen Zitaten aus der Korrespondenz mit schopenhauer_reborn dazustellen sollte, aber erfahrungsgemäß wirkt Philosophie eher abschreckend auf die meisten Menschen. Dann ging ich einen Kaffee trinken (zwei Stück Schokolade).

Heute habe ich eine florierende Lebenshilfe-Beratung im Internet, ich nenne sie aber nicht so; sie heißt: „Spiele mit Grenzen“. Viele Menschen kommen mit ähnlichen Fragen wie oma_erna, lillifee, saulus_paulus, madmen62 oder mollimaus (deren Freundschaftsangebot auf *facebook* ich natürlich angenommen habe, wir haben inzwischen viele gemeinsame Freunde, sie hat mir eine Menge *Follower* für meine Seite verschafft und wir tauschen Schokoladen-Tips aus). Ich verspreche ihnen nicht, dass ihr Leben besser wird oder dass ich die Lösung für alle Probleme habe. Ich höre ihnen einfach zu und sie erzählen mir ihre Geschichten, und mit jeder ihrer Geschichten werde ich eine bessere Philosophin (Philosophie ist wie *birdwatching*: Man muss lange auf der Lauer sitzen, man muss

seine Beobachtungskräfte schulen und seine Werkzeuge pflegen, man darf sich nicht langweilen und man muss sich selbst ganz vergessen; und dann wird man sie sehen, die scheuen, flüchtigen, schimmernd-lebendigen Gedanken, aber bevor man sie in einen Begriff gepackt hat, sind sie schon wieder aufgefliegen. Nee, zu lang für einen Aphorismus, aber als Vergleich nicht schlecht). Viele von den Leuten, die meine Homepage besuchen, empfinden übrigens ihre Freiheit als die größte Last in ihrem Leben; ein Pauschalversprechen, das so groß ist, dass es niemals eingelöst werden kann; eine angebliche Vergünstigung, die in Wirklichkeit eine Quelle endloser Frustrationen ist und die Sicht verstellt auf das, was man nicht geschenkt bekommt und was man deshalb umso lieber hat, weil man es sich selbst erarbeitet hat.

Mit DFTTWTF tausche ich gelegentlich kleine, mäßig beleidigende Posts, und wir diskutieren die Katzen-Welt-herrschafts-Verschwörungstheorie sehr ernsthaft. Jeder sollte einen halbzivilisierten Troll haben, finde ich, der seine Blasen gelegentlich zerpiekst, vor allem jeder, der sich beruflich im „intellektuel-lieberalen komplex“ angesiedelt hat und dort sein Bekehrungswerk betreibt. Meinen freien Willen habe ich wieder eingemottet, hinter dem Norwegerpullover im Massivholz-Kleiderschrank, der immer noch überquillt; vielleicht kann man ihn ja noch einmal gebrauchen, wer weiß das schon? Vielleicht finden ihn auch meine (sehr theoretischen) Enkel eines Tages, wenn sie nach meinem Tod den Schrank ausmisten, und sie werden sagen: Schau mal, was ist das denn? Sieht ja noch ganz neu aus! Wollen wir das bei *Ebay* verkaufen?

DAS PROJEKT PÄDAGOGISCHE PROVINZ BERICHT FÜR EINE ANSTALT

Wir begrüßen Sie herzlich, ganz herzlich, mein lieber Rousseau! Wir haben schon so lange auf Ihren Besuch gewartet, das ist wirklich eine ganz besondere Gelegenheit für uns alle! Auch die Kinder sind schon ganz aufgeregt, sie wollen sich natürlich alle von ihrer besten Seite zeigen – nein, Malte, nicht jetzt, geh zurück ins Silbenlabor, oder willst du lieber ins Rechenlabor? Nein, du sollst nicht mit dem Finger auf unseren Gast zeigen, das ist ein sehr wichtiger Mann, Malte, Rousseau heißt er, und er soll einen Bericht über – nein, lass den Mantel in Ruhe, Malte! –, also er soll einen Bericht schreiben, über unser *Projekt Pädagogische Provinz*, wir haben doch darüber schon ganz viel davon gesprochen, beim Sitzkreis, erinnerst du dich? Und ihr habt ein wunderschönes Willkommensbild für ihn gemalt, mit Fingerfarben, wo ist es denn noch, ach egal, das finden wir später schon! Jetzt aber begrüßen wir unseren Gast erst einmal, und dazu machen wir die drei Gesten, richtig? Wir schauen in den Himmel und beschirmen dabei unsere Augen sorgfältig, damit wir nicht geblendet werden, genau so! Dann schauen wir zur Erde und bedecken unsere Nase, damit wir nicht versehentlich etwas Unangenehmes riechen, man weiß ja nie – ja, prima, Malte! Und am Ende, was machen wir am Ende, Malte, na komm schon, das macht ihr doch am liebsten! Genau, wir schauen unserem lieben Nebenmenschen in die Augen und strecken die Zunge heraus, um zu zeigen, dass wir vor niemand Angst haben! Prima, Malte, und jetzt geh endlich – Sehen Sie, so haben Sie doch gleich einen lebendigen Eindruck von unserer umfassenden Willkommenskultur bekommen, mein bester Rousseau, ich darf Sie doch so nennen? Wir wollen, dass Sie sich ein ganz unvoreingenommenes Bild machen können von unserem kleinen Projekt, auf das wir, das werde ich doch sagen müssen, sehr, sehr stolz sind! Und wir sind der Anstalt außerordentlich dankbar, dass sie unser PPP – so sagen wir einfach, der Kürze halber, es ist auch eine schöne

Übung im freien Assoziieren für die Kinder, sie haben sich schon die originellsten Namen einfallen lassen, zum Beispiel – ach, jetzt fällt mir doch kein Beispiel ein, wo war ich? Ach so, ja natürlich, die Anstalt und ihre großzügige Förderung. Sie wissen ja selbst, die Zeiten sind schlecht, und die Schulen kämpfen, gerade die öffentlich finanzierten, umso wichtiger ist es, auch solche, nun, etwas unkonventionellen Experimente zu fördern, jenseits des pädagogischen Mainstreams, über den Tellerrand zu blicken und nicht in den gewohnten Schubladen, wo war ich? Also, solche experimentellen Projekte nicht nur ideell zu fördern, sondern auch – Sie wissen, was ich meine, sehe ich, mein bester Rousseau, Sie sind ja selbst ein wichtiger Vorreiter, ach, was sage ich, eine Inspiration, ein Leuchtturm, eine Ikone für unser Projekt gewesen!

Wir gehen jetzt gleich zu unseren einzelnen Lernstationen – wir haben nämlich keine Klassenzimmer mehr, das war viel zu einengend für die freie Entfaltung der vielen kleinen Persönlichkeiten, die wir hier behutsam auf ihren Einstieg ins Leben vorbereiten! Wir arbeiten mit Lernstationen, die einzelnen Kompetenzen zugeordnet sind; Sie wissen sicherlich, dass die Umstellung von der inhaltlichen, extrem einschränkenden Untergliederung des Unterrichts in einzelne Fächer – als ob unsere vielfältig, bunte, multikulturelle Welt sich in Fächer einteilen ließe, ich bitte Sie! – also, die Umstellung von den Lerninhalten auf die Lernkompetenzen wurde schon vor langer Zeit vollzogen, es war eine der ersten Schritte der großen Bildungsreform, die wir hier mit unserem kleinen Projekt wissenschaftlich begleiten. Früher, ich sage das nur, um noch einmal in Erinnerung zu rufen, wie weit wir inzwischen gekommen sind, früher fand ja der Unterricht meist als „Frontalunterricht“ – ich bitte Sie, wie hört sich das schon an! Frontal, da denkt man ja gleich an Krieg, an kämpferische Fronten, was konnte dabei schon herauskommen! – wo war ich? Also, in Form von Frontalunterricht statt: Die Lehrperson – wir nennen unser Lehrer hier aber lieber „Lernunterstützende“ oder besser noch

„Lernpartner“, *LU* oder *LP*, um gleich klarzumachen, dass es keinerlei hierarchischen Abstand, kein besseres Wissen und keine Niveauunterschiede gibt; wir sind alle Lernende, jeden Tag, und wir lernen so unendlich viel von unseren Schülern – aber natürlich nennen wir sie nicht mehr so, sie sind ebenfalls *LPs* oder ganz einfach Wissenwollende, *WWs*, ist es nicht wunderbar, dass die Sprache so viele Möglichkeiten bietet, ganz einfache Sachverhalte auszudrücken, ohne jedes Vorurteil und völlig unnötige Stereotype? Lernpartner und Wissenwollende, das sind wir doch alle, in Augenhöhe; das ist übrigens auch das erste Motto unseres *PPP*: „*Wir wollen wissen*“, aber es darf auch jeder sein eigenes Motto haben, wir sind da sehr offen, es gibt sehr schöne Beispiele dafür, wie unsere kleinen *WWs* damit kreativ umgehen, jetzt fällt mir doch wieder kein Beispiel – also, ich wollte Ihnen ja berichten von den Ursprüngen und der Geschichte unseres Projekts. Kein herabwürdigendes autoritäres Lehrer-Schüler-Verhältnis mehr, kein Frontalunterricht, keine Klassenzimmer, natürlich auch keine Klassenverbände: Hier lernt jede und jeder und jedes von jedem und jeder, ganz frei nach Interesse, Stimmung, Motivation; je heterogener die Gruppe, desto besser, so kann jede *WW* seinen ganz eigenen Beitrag zu jeder Diskussion und jedem Thema leisten, und es ist diese Vielfalt, auf die es uns ankommt, die – Lukas, nein, das ist unser Gast, wir haben besprochen, wie man mit Gästen umgeht, wir bewerfen ihn nicht mit Silbenbällen, das können wir später vielleicht tun im Silbenlabor, aber nur, wenn er eingewilligt hat und auch alle anderen zugestimmt haben, das weißt du doch! Bitte geh jetzt, nein zuerst begrüßt du unseren Gast, zum Himmel, zur Erde, zum Nebenmenschen, mach schon – Sie müssen entschuldigen, das ist die natürliche Neugierde unserer kleinen *WWs*, die wir auf jede Weise zu fördern versuchen, auch im Umgang mit anderen Menschen und anderen Kulturen! Ihr Mantel beispielsweise – nein, ich wollte ja etwas zur Geschichte und

zum Programm unserer *PPP* sagen, verzeihen Sie bitte die Ablenkung!

„*Wir wollen wissen*“, das ist unser erstes Motto, und Wissen muss sich absolut frei entfalten können. Wir haben deshalb alle früheren, sehr stark persönlichkeitsbeschränkenden und völlig künstliche Hierarchien schaffenden Bewertungssysteme abgeschafft: Es gibt keine „Noten“ – ich bitte Sie, was war das auch für eine Idee, die vermeintliche Lernleistung vergleichend zu bewerten, wo es doch offensichtlich ist, dass es der Versuch allein ist, der zählt, das Lernen an sich, nein: das Wissen *wollen*, nicht dessen vermeintliche Ergebnisse! Nein, Noten gibt es nicht mehr, Zeugnisse selbstverständlich auch nicht. Gelegentlich aber veranstalten wir kleine Prüfungen, ganz spielerisch, bei denen wir per Los zwei Gruppen einteilen: Die eine darf Fragen stellen, die anderen können antworten – sie müssen aber nicht, die Antworten müssen auch nicht zu den Fragen passen, und es gibt auch keine Bewertung wie „falsch“ oder „richtig“, das sind ja alles überholte Kategorien, wie will man denn sagen, ob eine Antwort richtig oder falsch ist? Man wüsste dann ja wissen – genau, ich sehe schon, Sie haben mich verstanden. Was die Eltern dazu sagen? Sie sprechen damit tatsächlich eine Art wunden Punkt an, da will ich nicht drumherum reden; wir sind ja durchaus angewiesen auf die Kooperation mit den Eltern, wir sagen aber lieber: Familienpartnern, *FPs*, „Eltern“ hat ja so etwas von „Älter“, rein klanglich, und das unterstellt ja irgendwie, dass die „Eltern“ eine Art natürlichen Wissensvorsprung oder eine größere persönliche Reife hätten, was jahrhundertlang zur Begründung eines zutiefst autoritären Verhältnisses missbraucht wurde, um das einmal deutlich zu sagen, nicht wahr? Früher sagte man ja auch noch: Erziehungsberechtigte, das war ja noch schlimmer! Nein, die Erziehung haben wir unternommen; die Familienpartner sind sowieso meistens Vollzeit berufstätig und haben weder die Zeit noch, seien wir ehrlich, die erforderlichen Kompetenzen, um sich um ihren Nachwuchs kümmern

zu können, da ist doch sehr viel falsch gelaufen! Doch genug der langen Vorreden, Sie sind ja nicht hergekommen, damit wir Ihnen Vorträge halten, grau ist schließlich alle Theorie, und grün – oder war es gelb? – ach, ich weiß nicht, darauf kommt es ja auch nicht an, nicht wahr? Was ich sagen wollte, war: Wir gehen jetzt zu den verschiedenen Lernstationen, ganz zwanglos, wo Sie selbst sehen werden, wie die Schüler und Schülerinnen – ich meine natürlich: die WWs – sich individuell entfalten und spielerisch Wissen aneignen, nicht abstraktes, totes Wissen, wie früher, all die Formeln und Zahlen und Gesetze, nein: Bei uns wird gelernt für das Leben! Das ist übrigens unser zweites Motto: *„Fürs Leben lernen wir, nicht für die Schule!“*

So, sehen Sie, da ist schon unsere erste Lernstation, das ist das Silbenlabor, von dem ich ja schon gesprochen habe. Es geht hier um das Lesenlernen, das schon immer am Anfang der klassischen Erziehung stand, mit einem gewissen Recht, wie ich zugeben muss – es ist ja nicht alles falsch, was die Pädagogen früher gemacht haben, das würde ich nie sagen, nein, es war nur so entsetzlich reguliert und eingeschränkt und theorieüberladen! Wir haben, ich denke, man kann das so sagen, wir haben die Sprache befreit! Es gibt keine „Rechtschreibung“ mehr, das war ja auch so ein doktrinäres Konzept, als könne man einem Wort vorgeben, wie es geschrieben werden sollte! Noch dazu von einer anonymen Institution, nicht demokratisch gewählt, ohne jegliche Legitimation! Nein, wir arbeiten hier ganz frei mit dem Sprachmaterial, nicht mit einzelnen Wörtern, sondern mit Silben, die ganz individuell zusammengesetzt werden können, auch gern kreativ zu neuen Wörtern! Hier, sehen Sie, das sind unsere Silbenbälle, sie haben ganz verschiedene Farben und sind voll ökologisch recyclebar, und sie fassen sich auch ganz wunderbar weich an – na gut, die meisten jedenfalls, manchmal kleben sie ein wenig, wir haben, wissen Sie, die festen Essenszeiten abgeschafft, jedes Kind darf essen, wann es Hunger hat oder das möchte, und manchmal sieht man das dann an den – aber gut, sie sind auch waschbar, die

Bälle, und garantiert keimfrei, wir legen großen Wert auf eine hygienisch und gesundheitlich einwandfreie Umgebung! Schade, jetzt ist gerade keiner unserer WWs da, wo sind sie nur alle? Da werden wir wohl jetzt selbst ein wenig kreativ werden müssen, sehen Sie, ich nehme jetzt einfach einen beliebigen Silbenball, wir nennen sie auch SBs, da steht jetzt „frei“ – ach wie schön, so ein Zufall, na gut, das ist eine Silbe, die wir ziemlich häufig benutzen, deshalb haben wir auch viele „frei“-Bälle“ – also, da steht „frei“ und dann nehmen wir eine zweite, ganz zufällig, ach, Sie haben selbst eine ausgewählt, wie schön, ich sehe, wir verstehen uns schon, und da steht „Geist“ darauf – nun ja, das ist eine Silbe, die eher wenig benutzt wird, Sie merken das auch daran, dass sie nicht so stark klebt, genau –, und damit können wir jetzt das Wort „Geist-Frei“ machen. Oder „Frei-Geist“, aber das würde natürlich nicht so viel Sinn machen. Ansonsten legen wir sowieso nicht mehr so viel Wert darauf, dass die WWs auch Schreiben lernen, wissen Sie, das ist eine doch sehr veraltete Kulturtechnik, die einmal ihren Wert gehabt haben mag, ganz sicherlich, da sind wir uns ja einig, mein lieber Rousseau, aber heute – ach, jede KI kann doch inzwischen perfekt Sprache verstehen und ganz wunderbar Texte ausgeben, wozu muss dann ein Mensch noch schreiben können, wo er doch so viele andere, wunderbar menschlichen Dinge tun könnte, die eine KI niemals ersetzen könnte, wie zum Beispiel – ach, jetzt fällt mir doch wieder kein Beispiel ein, aber das ist ja sowieso nur graue Theorie. Auch das Lesenlernen sehen wir übrigens mittelfristig eher als überflüssig an, es kann ja ebenfalls durch Vorlesen von der KI vollständig ersetzt werden. Umso mehr wollen wir den kreativen, spielerisch freien Umgang mit der Sprache in den Mittelpunkt stellen, denn das ist doch das, mein lieber Rousseau, was uns von diesen begrenzten Künstlichen Intelligenzen unterscheidet, jetzt fällt es mir ein, nicht wahr, mit ihren beschränkten Algorithmen?

Wer das ist, dort in der Ecke, das Mädchen? Nun, da Sie schon fragen, es ist mir aber etwas peinlich: Das ist

einer unserer schwierigsten Fälle, wir wollen ja nicht verschweigen, dass es gelegentlich auch Probleme gibt mit unserem experimentellen Ansatz, aber im Allgemeinen – also, das ist Emilia. Emilia ist ein Problem-WW. Sehen Sie, was sie in der Hand hält? Ja genau, das ist eine Art Bleistift, sie hat ihn selbstgeschnitzt in der kreativen Werkstätte, wo wir viel mit Holz arbeiten, es ist ein so wunderbarer Werkstoff und regenerativ und so naturnah – was Emilia tut mit dem Bleistift? Äh, soweit ich das von hier sehen kann, schreibt sie etwas auf. Das tut sie häufig. Wir haben ihr schon alles Schreibpapier weggenommen, wir unterstützen das wirklich nicht, das sich jemand immer wieder von der Gruppe isoliert und für sich selbst schreibt, noch dazu in alter „Recht“-Schreibung! Aber es hilft alles nicht, sie findet immer etwas, ist das jetzt Toilettenpapier? – Emilia, wir haben doch schon so oft darüber gesprochen! Komm her und begrüße unseren Gast! Aber nein, jetzt ist sie doch schon wieder weggelaufen! Verstockt, ich sage es Ihnen, wenn wir nicht alle Strafen längst abgeschafft hätten, wären wir ja glatt versucht – aber ich sage immer: Das ist der Preis der Freiheit! Man muss auch akzeptieren können, dass sich jemand freiwillig repressiven Regelsystemen unterwirft und das „Richtige“ tut, auch wenn es sehr, sehr weh tut!

Aber gehen wir doch weiter, gleich nebenan ist die Rechenstation. Ja, das sind Zahlenbälle, ganz richtig, es ist ganz praktisch, man kann das gleiche Modell nehmen, und mal sind Silben darauf und mal Zahlen, das erleichtert den Kindern auch den Umgang damit, wenn sie sich nicht so viel mit etwas Neuem auseinandersetzen müssen. Zahlen also, mein lieber Rousseau, Sie werden mir gewiss zustimmen, sind natürlich auch ein veraltetes hierarchisches Konzept: Wenn ich mir diese Zahlenreihen schon anschau, so phantasielos, immer eins bis zehn in der gleichen Reihenfolge und weiter bis ins Aschgraue, wo bleiben denn da die Kreativität und die freie Entfaltung der Persönlichkeit? Nein, unsere WWs lernen, dass es Zahlen gibt; sie lernen auch Rechnen, aber natürlich ein

freies Rechnen, nicht mit vorgegebenen einschränkenden „richtigen“ oder „falschen“ Ergebnisse, sehen Sie, hier zum Beispiel: $1-9 = 350$, ist das nicht originell, die 9 steht auch noch auf dem Kopf? Wir haben auch eine sehr beliebte Übung, bei der verschiedene Ergebnisse gemeinsam diskutiert werden können und man sich dann demokratisch auf das – nun, ich will nicht sagen; beste, aber eben: ein konsensfähiges Ergebnis einigt. Wir legen überhaupt großen Wert darauf, in allen Lernbereichen soziale und gesellschaftliche Aspekte zu berücksichtigen, da ist die Mathematik ein sehr ergiebiger Bereich! Nehmen wir zum Beispiel die Mengenlehre, das ist ja eine Art politischer Schulung in Reinform! Demokratie ist, so können wir unseren WWs anschaulich zeigen, die Kunst, auch kleinsten Mengen gerecht zu werden! Erst wenn wir so vielfältig und individuell geworden sind, dass es keinerlei Schnittmengen mehr gibt, ist das wahre Ideal der vollkommen freien Persönlichkeitsentfaltung erreicht! Lauter in sich kreisende Einzelmengen! Die Gesellschaft aber ist die Obermenge, die alle einzelnen Mengen in sich vereint! Ach, entschuldigen Sie, ich komme so leicht ins Schwärmen! Also, höhere Mathematik gibt es natürlich nicht mehr; das war doch alles sehr elitär und wenig gesellschaftlich nützlich, ich erinnere an unser Motto, für das Leben – genau, Sie erinnern sich. Auch solche exotischen und unpraktischen Dinge wie Brüche oder negative Zahlen haben wir abgeschafft, das war uns alles zu – negativ, irgendwie, und zu wenig einheitlich, unser drittes Motto nämlich ist, ich bin sehr froh, dass das jetzt so schön passt: „Nur das Ganze ist das Gute“! Wir haben also nur noch „natürliche“ – das ist natürlich auch nur eine Redeweise – Zahlen, nicht in hierarchischer Reihenfolge, und eine befreite, demokratisch inspirierte Mathematik; alles andere überlassen wir der *KI*, die kann das sowieso besser! Am liebsten aber mögen die WWs Tortendiagramme, wissen Sie, da ist noch ein Rest in der Ecke – wo sind eigentlich die Schüler, äh, WWs schon wieder? Wahrscheinlich sind sie jetzt im Silbenlabor. Und nein, Emilia, du hast dich

doch schon wieder abgesondert, wie oft haben wir schon besprochen, dass nur das Ganze das Gute ist? Sehen Sie, sie hat immer noch ihren Bleistift, jetzt schreibt sie – keine Ahnung, was sie schreibt, das sind Zeichen, die ich noch nie gesehen habe, kennen Sie vielleicht? – Ach so, Formeln. Wo hat sie das nur her? Nein, Sie sollten sie wirklich nicht noch bestätigen in dieser antisozialen und weltfremden Haltung, gehen wir doch lieber weiter –

Da hätten wir zum Beispiel unser Sprachenlabor. Nein, keine Bälle, ich bitte sie, das wäre doch langsam wirklich ein wenig einfallslos! Wir beschränken uns beim Fremdsprachenerwerb – der natürlich enorm wichtig ist in unserer globalisierten Welt, die immer enger zusammenrückt – also, wir beschränken uns auf das Hörverständnis. Welche Sprachen? Nur lebende natürlich, und um keine Verständnisbarrieren zu beschaffen, nur in einfacher Form; das reicht ja völlig aus, um sich gegenseitig verständlich zu machen, schöne gerade Hauptsätze, ein einfacher Wortschatz, der vollständig auf seine politische Korrektheit überprüft ist, und keine verstörenden Wörter oder zu abstrakten Gedanken, damit kommt man ja überall durch, man versteht sich mit den Menschen, auf Augenhöhe, und darauf kommt es ja an, nicht auf irgendeinen elitären Sprachgebrauch, der nur lebensfremden Gedanken verführt! Nein, unsere WWs lernen von klein auf andere Sprachen im Schlaf – ganz genau, mein bester Rousseau, das ist ganz wörtlich zu nehmen: Sie hören beim Einschlafen fremdsprachige kleine Texte, das Gehirn ist in jungen Jahren ganz extrem formbar und aufnahmebereit, und es kommt ja auch nicht darauf an, dass sie jedes einzelne Wort ganz genau verstehen. Wissen Sie noch, wie man früher Sprachen gelernt hat? Genau, sogenannte „Vokabeln“, die man abgehört hat, kann man sich etwas Stupideres und Einschränkenderes vorstellen? Lange Listen mit Wörtern, oft auch noch in längst toten Sprachen, die in einer typischen Einbahnkommunikation abgefragt wurden? Es schüttelt mich beinahe, wenn ich daran denke! Nein, wir legen großen Wert darauf, dass

unsere WWs kreativ umgehen mit den im Schlaf erlernten Wörtern, wir haben da eine Übung, die sehr beliebt ist, bei der sie Wörter ganz frei zusammenstellen, aus verschiedenen Sprachen, es kommen die wundersamsten, ganz poetischen Texte dabei heraus, vielleicht findet sich ja durchaus auf diese Art ein kleiner Shakespeare – nein, ich wollte das Geschlecht natürlich nicht festlegen, es könnte ja auch eine kleine – ach, jetzt fällt mir doch kein Beispiel für eine weibliche Poetin ein, ist das nicht seltsam? Emilia, nein! Ist es denn zu fassen, da ist das Kind ja schon wieder! Nein, jetzt geh unserem Gast nicht auf die Nerven, was hat sie denn um Himmelswillen geschrieben auf diesem Fetzen Toilettenpapier, das ist mir sehr peinlich – „*non vitae sed scholae discimus*“, keine Ahnung, was das nun wieder bedeutet! Sie auch nicht? Jetzt ist das Kind doch schon wieder verschwunden! Wir könnten jetzt schnell unsere Übersetzungs-KI fragen, ich glaube, sie kann sogar tote Sprachen, und sie – ach, nein, jetzt ist das Programm schon wieder kaputt, das passiert leider gelegentlich, da müssen unsere Techniker wohl mal wieder schauen, wir können derweil ja einfach weitergehen zur nächsten Lernstation.

So, hier haben wir nun unsere Sachen-Lernstation, so nennen wir das, was man früher einmal etwas kompliziert und typisch schubladenartig „Geschichte“ oder „Geographie“ genannt hat, das waren natürlich ziemlich naive Vorstellungen und so repressiv! Als könne man die unendlich reiche und vielfältige Entwicklung der Menschheit zu unserem derzeitigen Höchststand an Aufklärung, ja, ich benutze dieses altertümliche Wort gelegentlich ganz gern, also: Als könnte man diese Entwicklung zu unserem Grad an Erleuchtung, an Gleichheit, an freier Entfaltung der Persönlichkeit aus einzelnen historischen Ereignissen oder der Wirkung sogenannter „großer“ Persönlichkeiten erklären! Nein, die Geschichte früherer Zeiten war doch mehr oder weniger eine Ansammlung schrecklicher Gewalttaten, denen wir unsere WWs keinesfalls aussetzen wollten, und selbsternannter

Diktatoren, die keine Ahnung hatten von Freiheit, Demokratie und Menschenrechten! Wir müssen, darin sehen wir eine unserer obersten pädagogischen Herausforderungen, unsere WWs vor den Irrtümern der Geschichte schützen; wir müssen sie vorsichtig heranzuführen an die unvorstellbar schrecklichen Geschehnisse früherer Zeiten, und es reicht völlig, wenn sie wissen, dass es Kriege gab und Tyrannen, aber das das alles vorbei und vergessen. Wir vermeiden deshalb möglichst alle Wörter, die damit in Zusammenhang stehen, wir sagen eigentlich gar nicht mehr „Krieg“, sondern „unangemessene gewaltsame Auseinandersetzung“, ja genau, UGA, ich sehe, wir verstehen uns immer besser! Und Tyrannen, wollen Sie selbst einmal einen Vorschlag machen? Nein, Sie sind natürlich hier nicht bei einer Prüfung, es ist ja auch gar nicht so einfach, diese doch sehr toxischen Begriffe für die sanften kleinen Gemüter bekömmlich zu machen, also, wir sagen: „unakzeptable Gewaltherrscher“, UGH, das ist noch nicht so ganz rund, aber wir arbeiten hier schließlich an einem gemeinsamen Projekt. Dazu gehört auch, das ist besonders wichtig im Interesse des Datenschutzes, dass wir die Namen früherer UGs nicht nennen, wer kennt sich auch schon aus mit all diesen Wilhelms und Friedrichs? Das führt ja doch nur zu einem Personenkult, der völlig unvereinbar mit Freiheit, Demokratie und Menschenrechten ist! Namen, Schlachten, Zahlen, das interessiert doch keinen mehr; es kommt darauf an, nun selbst die Geschichte zu gestalten, sich politisch zu engagieren, ein Zeichen zu setzen, ich kann es nicht genug wiederholen: immer wieder ein Zeichen zu setzen, Haltung und klare Kante zu zeigen! Entschuldigung, wie meinen Sie? Welche Kante? Ach, das ist nur so eine Redensart, natürlich haben wir hier eine praktisch kantenfreie Umgebung geschaffen, es ist ja so gefährlich, wenn sich unsere lieben WWs in ihrem ungebremsen Bewegungsdrang – den wir sehr fördern, dazu sage ich noch etwas an der Sportstation! – frei entfalten und dann mit Kanten kollidieren könnten! Wo war ich? Also, Geschichte ist für uns eher –

eine Art Demokratiewerkstatt, ausgerichtet auf die Zukunft, experimentell, alternativ, ja genau: eine progressive Zukunftsvision mit alternativen Ausgängen, so könnte man es wirklich nennen, das haben Sie schön aufgefasst!

Ähnlich gehen wir mit der alten „Erdkunde“ um, Sie erinnern sich, diesem lächerlichen Fach, wo die Kinder Landkarten anschauen mussten, Hauptstädte und Ländergrenzen auswendig lernen, gelegentlich sogar Rohstoffvorkommen und Handelswege! Als ob es auf Grenzen ankommen würde in unserer globalisierten Welt, oder auf veraltete Konzepte wie Nationen und sog. „Haupt“-Städte! Repressiv, ja, ich möchte sogar sagen: reaktionär war das alles. Wir haben nicht nur die Geschichte befreit, sondern auch die Erdkunde, die ja auch nur irgendwie die Geschichte unseres schönen blauen Planeten ist, auf dem es sowieso keine natürlichen Grenzen gibt, nicht wahr – ja, selbstverständlich gibt es Gebirge und Meere, mein lieber Rousseau, Sie haben wie immer vollständig recht, aber das ist ja doch ein sehr naturalistischer Gedanke, finden Sie nicht? Grenzen sind dafür da, dass man sie überwindet, sage ich immer, nein, das ist kein Motto, eher so eine Art – Emilia! Sehen Sie, was ich meine? Jetzt hat sie uns schon wieder verfolgt, und da sitzt sie nun und malt Landkarten mit ihrem Bleistift, ich werde ihr wohl doch deutlicher klarmachen müssen, dass Toilettenpapier – sagte ich übrigens schon, dass wir das Toilettenpapier wie alle unsere anderen Lernmaterialien aus mehrfach zertifizierter ökologischer Produktion erhalten? Wir sind eine kleine Kreislaufwirtschaft hier, alles wird recycelt, wir haben auch einen eigenen Garten, der nur leider gerade etwas – nun, wir hatten Probleme mit der Klimaumstellung, Sie verstehen, und die Pflanzen gediehen leider nicht ganz so, wie wir uns das vorgestellt hatten. Es sollte eigentlich ein richtiger kleiner Paradiesgarten werden – also „Paradies“ nicht in einem religiösen Sinne, wir sind hier ganz frei von religiöser Indoktrination, jedes und jede und jeder darf

natürlich glauben, was er/sie/es will, und das Paradies im christlichen Sinne ist ja offensichtlich eine Herrschaftsvorstellung alter weißer Männer, die Frauen einsperren und dann zu teuflischen Verführerinnen erklären, und überhaupt so eingeschränkt und umgrenzt – nein, unser Garten sollte eine Art befreiter Paradiesgarten werden, ohne Grenzen, und jedes Kind durfte dort anpflanzen, was es wollte, doch leider, leider, ich sage ja, die Klimakatastrophe, wir tun natürlich alles, um unseren ökologischen Fußabdruck – wir sollten weiter zur nächsten Lernstation? Sie haben völlig Recht, mein lieber Rousseau, wie immer!

Gleich nebenan ist unsere Experimentierwerkstatt. Eigentlich gehört das Experiment überhaupt zu den Grundlagen unseres pädagogischen Projekts, wir sind ja insgesamt alle Teil eines großen Experiments, sozusagen, für das Ihre Anstalt so überaus großzügig gesorgt hat! Hier also findet das statt, was man früher etwas pauschal und, wenn ich so sagen darf: einschränkend „Naturwissenschaften“ nannte – also ob es so etwas wie eine exakte Wissenschaft von der Natur geben könnte, mit sogenannten „Gesetzen“ sogar! Nein, was wir unseren WWs zu vermitteln versuchen ist: Die Natur ist unsere Freundin, sie gibt uns Leben und das, was wir zum Leben brauchen, und wir gehen sorgsam mit ihr um. Das heißt aber nicht, dass wir ihre sogenannten „Gesetze“ respektieren müssen – denn Gesetze sind ja von ihrer Natur her repressiv, einschränkend, auf eine geradezu verletzende Art bevormundend! Und was hat man schon davon, wenn man weiß, dass ein Apfel vom Baum immer nach unten fällt – nein, schade, aus den gepflanzten Apfelbäumen ist auch nichts geworden, fürchte ich – oder das Licht sich bewegt mit einer Geschwindigkeit von – nein, das ist jetzt ein schlechtes Beispiel, es kommt ja auch nicht auf die Zahl an, es könnte schließlich auch eine ganz andere Zahl sein, nicht wahr? Nein, unsere WWs lernen mit und an den Gegenständen; sie entwerfen ihre eigenen kleinen Experimente, sehen Sie hier zum Beispiel, das war einmal – nun,

ich denke, eine Uhr, man sieht noch die kleinen Zahnräder. Oder das hier, ein Pendel, aber es sieht ein wenig ausgereizt aus und es klebt auch – nein, fassen Sie es lieber nicht an. Nein, Bücher gibt es hier gar nicht, mein bester Rousseau; es mag ihnen aufgefallen sein, dass Sie nirgends Bücher gesehen haben, an keiner unserer Lernstationen; wir halten das für unnötigen Ballast für die kleinen Gehirne, die ja meist auch nur sehr grundlegende Kenntnisse im Lesen haben; schließlich wollen und sollen sie selbst die Welt erobern, nicht wahr, und was helfen ihnen dabei die in den meisten Fällen total veralteten, phantasielosen, um nicht zu sagen: gefährlichen Gedanken alter Männer? Außerdem gibt es ja *Wikipedia*, genau, und dafür haben wir, das möchte ich Ihnen als letztes zeigen – und sehen Sie, da sind ja auch die ganzen *WWs*! Nun, Sie sehen, unsere *Virtual-Reality*-Station ist sehr beliebt! Natürlich hat auch jeder der *WWs* sein eigenes kleines *VR*-Gerät, wir regulieren den Umgang damit nicht, das ist ja so autoritär und einschränkend, wissen Sie, wir verlassen uns da ganz auf die natürliche Weisheit unserer kleinen *WWs*. Aber hier sehen Sie den neuesten Stand der Technik auf dem Gebiet des *digital learning*! Wir haben zum Beispiel einen 3-D-Drucker, der ganz außerordentlich beliebt ist, sehen Sie, die vielen Wasserpistolen zum Beispiel – nein, Ihr müsst sie nicht vorführen! Hört sofort damit auf! Sie müssen entschuldigen, wir haben doch irgendwo Handtücher hier, Ihr schöner Mantel – nein, man kann natürlich auch alles Mögliche andere drucken, die *WWs* sind da ganz kreativ, sie drucken auch – nein, jetzt fällt mir doch wieder kein Beispiel ein!

Dann haben wir hier die Robotik-Abteilung, wo sie mit Unterstützung der *KI* eigene kleine Roboter bauen können, einigen haben sie sogar Fußballspielen – aber sie sehen gerade kaputt aus, das tut mir jetzt leid, es ist ja fast ein wenig traurig, wie sie so ihre künstlichen Köpfe hängen lassen, da, schauen Sie nur, blinkt noch eine kleine *LED*, nein, jetzt ist sie weg, man könnte geradezu –die Wasserpistolen weg, sofort! Entschuldigen Sie, wenn ich

manchmal so einen kleinen Rückfall ins Autoritäre bekomme, aber man sieht auch gleich, dass das nicht funktioniert, nicht wahr? Sie hören ja nicht, die kleinen Starrköpfe, und Recht haben sie! Also, beim *digital learning* sind sie jedenfalls alle dabei; wir benutzen gerade ein ganz neues Konzept, vielleicht haben sie schon davon gehört, „*gamification*“ nennt man das, und wenn ich das richtig verstanden habe, das ist ja schon eine ganz alte Theorie, dass die Kinder spielend am besten lernen, und wir präsentieren unseren WWs gern die ganze Welt in Form eines Video-Spiels! Sehen Sie, dort an den Konsolen, mit den seltsamen Brillen, das sind unsere WWs, sehen Sie doch, wie ganz vertieft sie sind in diese wunderbaren künstlichen Welten! Keine natürlichen Grenzen mehr, keine Verletzungsgefahr, die Natur kann ja tückisch sein, und völlige Freiheit zu Allem und Jedem! Ich muss ja gestehen, dass ich selbst auch ganz gern in dieser *virtual reality* unterwegs bin, man hat dort einen Avatar, meiner heißt – aber ich will Sie nicht langweilen mit meinen persönlichen Vorlieben! Nein, Emilia habe ich hier eher selten, das heißt eigentlich, wenn ich genau darüber nachdenke: Ich habe sie noch nie hier gesehen! Aber schauen Sie, dort, jetzt ist sie bei dem kaputten Roboter, ich fürchte tatsächlich, sie hat noch so eine Art Mutterinstinkt zu all ihren sonstigen Problemen! Wir geben uns solche Mühe, gegen diese überholten Geschlechterstereotype anzugehen, aber manchmal ist es wirklich zum Verzweifeln! Jetzt hat sie ihn doch tatsächlich wieder repariert, sehen Sie, die LEDs blinken wieder, und jetzt marschiert er sogar los, er kommt direkt auf uns zu, Emilia, bitte halte deinen virtuellen Freund unter Kontrolle, hörst du, unser lieber Gast soll doch nicht den Eindruck bekommen – nein, was macht der Roboter denn da? Das ist doch wirklich – jetzt macht er sich über unsere Gesten lustig, sehen Sie das, ist es nicht unerhört? Er faltet die Hände vor der Brust und schaut noch oben, so als müsse man sich vor einer höheren Existenz rechtfertigen, ist das nicht geradezu sklavisches? Und jetzt, jetzt verbeugt er sich

auch noch zur Erde hin, so, als müsse sich ein freier Mensch für irgendetwas beugen, ich bitte, vor was sollte man sich denn verbeugen, vor der Natur unter unseren Füßen etwa? Was soll denn jetzt noch kommen? Wird er wenigstens die Zunge – aber nein, er hat die Hände schon wieder so untertänig auf dem Rücken gefaltet, und jetzt schaut er auf Emilia, so als wäre sie – seinesgleichen?

Ich kann Sie nur bitten, mein lieber Rousseau, mein bester Rousseau, diese schreckliche Szene zu vergessen! Schreiben Sie Ihren Bericht, schreiben Sie Ihren Bericht nach bestem Wissen und Gewissen, Sie haben sich ja davon überzeugen können, wie wir überall mit den allerbesten Intentionen und den avanciertesten Techniken daran arbeiten, die altertümlichen Erziehungsideen unserer Vorväter – ja, und natürlich Mütter – auf den Stand der neuesten pädagogischen Erkenntnisse zu bringen, aber unsere Schützlinge dabei nicht zu überfordern! Das ist eine große Herausforderung, eine tägliche Herausforderung, und wir sind uns der Verantwortung bewusst, die wir damit übernommen haben, für unsere WWs, aber auch für die Gesellschaft insgesamt, ja, vielleicht kann man sogar sagen: die ganze Menschheitsfamilie – aber bleiben Sie doch, mein lieber Rousseau, wo wollen Sie denn so schnell hin? Sie haben doch noch gar nicht unser Sportlabor gesehen, das Willkommensplakat haben wir immer noch nicht gefunden, und wir wollten Ihnen auch gern noch etwas von unserer veganen Speisekarte – nein, da verschwindet er schon, mit wehendem Mantel, er hat sogar seine Pelzmütze vergessen, ein komischer Typ irgendwie, aber von der Akademie, was kann man da schon machen, und – Emilia! Was machst du denn da wieder? Lass die komische Mütze liegen, wer weiß, was da für Keime – Emilia! Wirst du wohl zurückkommen! Nein, ist das denn die Möglichkeit: Da dreht sich das Gör doch tatsächlich um und streckt mir die Zunge raus!

DIE SCHWEIGERUNDE

„Und wer möchte uns heute etwas verschweigen?“ Erwartungsvoll blickte die Gruppenleiterin in dem Stuhlkreis herum. Einige neue Teilnehmer waren heute gekommen, die meisten von ihnen Männer; gutgestellt sahen die meisten aus, selbstbewusst, erfolgreich. Nur selten verirrte sich eine Frau hierher; oder eine verlorene Existenz, die einmal damit angefangen hatte, in besseren Zeiten, und dann einfach nicht mehr aufhören konnte. Die Gruppenleiterin selbst sah so aus, wie man sich früher eine Gouvernante vorgestellt hatte: die gleiche Strenge in Blick und Frisur, ein kleiner Mund, dem man ansehen zu meinte, dass er selten lächelte; aber er war voller Ruhe, ein formgewordenes Schweigen. Das Geplapper in der Gruppe verstummte schlagartig. Ertappt sahen die Männer zu Boden, einige räusperten sich noch ein paarmal. Das war eine Art Übergangsritual, man erkannte die Anfänger daran, die Novizen, die noch weit von ihrem ersten Chip entfernt waren. Doch dann schossen die Finger schon in die Höhe: Mich, mich, mich, lass' mich zuerst, schienen sie zu schreien, und einige öffneten sogar den Mund, um dann schnell das fast schon hervorgetretene Wort in einem Hüstel zu ersticken.

Die Gouvernante blickte um sich: „Du“, sagte sie, auf eines der ältesten Mitglieder zeigend, er hatte sich schon so gut im Griff, dass er noch im letzten Moment den Finger zurückzog, der schon in die Höhe schießen wollte, und sein Mund war fest verschlossen; „ja, du, was möchtest du uns heute verschweigen?“ Ein Ruck ging durch den Mann. Er war in den besten Jahren, leger gekleidet, aber sorgfältig; seine Finger zuckten gelegentlich, so als würden sie imaginäre Tasten berühren, und sein Blick schweifte unstedet durch den Raum, auf der Suche nach – aber es war nichts da, was den Blick fesseln konnte, der Raum war spartanisch eingerichtet, die Wände schwiegen starr, die Fenster waren verhängt, kaum dass die einfachen Stühle ein wenig knarrten. „Ich bin“, so begann er etwas zu laut, so als hätte er Angst, dass niemand ihm

zuhört, „ich bin ein Journalist. Ich schreibe, Leitartikel, Kommentare meistens. Ich möchte heute schweigen über – die politische Lage im Großen und Ganzen, die Parteien insbesondere, die derzeit laufenden Koalitionsgespräche, oh wie möchte ich schweigen über dieses politische Schmierentheater, diese matten Charakterdarsteller, diese“ – Er hatte gerade begonnen, sich in Rage zu regen, seine Finger zuckten immer stärker, da unterbrach ihn der strafende Blick der Gouvernante; die anderen Teilnehmer des Stuhlkreises waren auch schon unruhig geworden und schauten strafend. Sofort schwieg er. Stille breitete sich aus; aber es war noch eine aufgeregte Stille, sie schien in energischen Sätzen zu schweigen, und manchmal durchquerte ein Ausrufungszeichen geisterhaft den Raum. Der Journalist krampfte die Hände zusammen, um die zuckenden Finger zu verbergen. „Es muss doch“, quoll es auf einmal aus ihm heraus, er schlug sich beinahe auf den Mund, aber die zweite Satzhälfte stieg empor, gegen seinen Willen, man sah es deutlich – „möglich sein!“

Die Gruppenleiterin seufzte. „Nun gut“, sagte sie, „wir waren schon einmal weiter“. Dann wies sie auf den Mann neben dem Journalisten, der etwas beschämt zu Boden schaute, offenbar kannten sich die beiden gut: „Du“, sagte sie, „was möchtest du uns heute verschweigen?“ Der Mann blickte auf. „Ich bin“, sagte er in sonorem mediengestähltem Ton, „ein Politiker. Welcher Partei – lassen wir heute mal außen vor, obwohl“ – sein Nachbar stieß ihm mit dem Ellenbogen ein klein wenig in die Seite, und er fing sich gerade noch: „Lassen wir das also. Ich möchte heute schweigen über – die Lage der Nation, die Menschen draußen im Lande, ganz besonders aber die Koalitionsverhandlungen!“ Mit einem beinahe übermenschlich wirkenden Ruck brach er den Satz ab und kreuzte die Arme, die zu beredten Gesten ausgeholt hatten, eng vor der Brust; es sah aus, als wollte er sich selbst die Luft zum weiteren Reden abschneiden. Stille breitete sich aus; es war immernoch eine etwas aufgeladene Stille,

einzelne Schlagworte schienen noch aufsteigen zu wollen, die sensibleren unter den Teilnehmern spürten auch eine gewisse Polarisierung. Der Politiker presste die Arme immer enger an sich, sein Blick schweifte unstedt durch den Raum, um dann auf den abgedeckten Fenstern liegen zu bleiben. Sehr unscharf sah er dort sein eigenes Spiegelbild, sein ganzer Körper straffte sich, und er legte sein bestes Siegerlächeln auf.

Das rettete ihn knapp über die vorgeschriebenen drei Minuten. Wieder streckten sich auf den auffordernden Blick der Gruppenleiterin viele Finger in die Höhe, gerade noch, dass sie nicht anfangen, mit den Fingern zu schnipsen. Sie entschied sich dieses Mal für einen jungen Mann, der zum ersten Mal da war. Er war modisch gekleidet und sehr gepflegt, eigentlich hätte man ihn sich gern als schönen, schweigenden Jüngling in einer sehr hochwertigen Werbeanzeige vorstellen mögen. Und prompt sagte er in einer schmeichelnden Stimme, der man sofort ein Auto abgekauft hätte: „Ich bin“, er blickte wohlgefällig in die Runde, „ein Marketing-Fachmann, ich mache Coaching, Kommunikationsdesign, Medienberatung, hier hätte ich meine“ – „Nein“, sagte die Gouvernante, „so geht das hier nicht. Keine Verkaufsgespräche! Kommen Sie zum Punkt, wir haben unsere Zeit hier nicht gestohlen!“ Der junge Mann zuckte und wischte sich nervös mit den wohlgepflegten Händen durch das gegelte Haar: „Tut mir soo leid, kommt nicht wieder vor! Also, ich“ – und er machte eine kleine Kunstpause, es war fast schon ein Mini-Schweigen, aber dann hob er erneut an: „ich möchte heute schweigen über – nein, ich kann das nicht!“ Er brach ab, seine seidene Krawatte war etwas verrutscht, und es zeigten sich leichte Schweißperlen auf seiner schönen Stirn. Sein Nachbar legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm und nickte ihm schweigend zu. Die Gruppenleiterin sagte kein Wort. Das Schweigen breitete sich aus, es war ein etwas angestregtes Schweigen, aber auch ein solidarisches; kleine Wellen von Mitgefühl schwappten darin umher, aber auch ein Unterton

von Ungeduld. Er versuchte es noch einmal: „Ich will heute schweigen von: dem Verkaufen. Dem Anpreisen. Dem Schönreden. Den Superlativen. Den Lügen, den ganzen Lügen! Ich will – schweigen“. Alle nickten beeindruckt. So sollte es sein: ein Schweigen aus vollem Herzen. Eine liebliche Stille breitete sich aus, sie hatte den Balsam des Vergessens aufgelegt, und viele schlossen einen Moment die Augen und erlaubten sich einen kleinen wohligen Seufzer.

Doch schon nach kaum zwei Minuten stieg in den ersten Teilnehmern wieder die Unruhe empor. Einer bewegte immer wieder die Hände, sie wollten sich zu einer Art Segen formen; doch dann brach er wieder ab und verschränkte die Finger krampfhaft ineinander. Die Gruppenleiterin hatte ein Einsehen: "Du", sagte sie und zeigte auf ihn, "dann mal los!" Erleichtert atmete der Mann auf; er sah eigentlich friedlich aus mit seinem breiten, gutwilligen Gesicht, es erweckte Vertrauen, Verständnis, es versprach Verzeihung – genau wie seine litaneihaft schwingende Stimme, mit der er nun sagte: "Ich bin ein Priester, meine Brüder und Schwestern" – er sah unsicher um sich, aber tatsächlich war auch eine junge Frau anwesend, er sah sie zum ersten Mal -, "und ich will heute zu Euch schweigen über: Gott. Die Liebe, seine Liebe. Seine Gnade. Vor allem aber will ich schweigen über Eure Sünden, über Eure Uneinsichtigkeit, Eure Undankbarkeit im Angesicht des – " gerade noch konnte er sich fangen. "Ein stilles Gebet", murmelte er, bevor sich ein etwas eingeschüchtertes Schweigen ausbreitete; es roch von fern nach Weihrauch, und es versprach Frieden und Erlösung – an den Rändern jedoch drohte es auch ein wenig, so dass mehrere Teilnehmer eingeschüchtert auf ihren Stühlen hin und her rückten und den Blick zu Boden senkten.

Sein Nachbar hielt es nach kaum einer Minute nicht mehr aus und versuchte das Wort zu ergreifen: "Ich muss doch sagen", doch sofort unterbrach ihn die Gruppenleiterin: "Niemand ergreift hier das Wort, wenn ich es nicht sage! Du" – und sie zeigt gezielt an dem Sünder vorbei,

auf einen jungen Mann, er trug einen schwarzen Rollkragenpullover und die Sorte von zerrissenen Jeans, deren Rissen man ansah, wie viel sie gekostet haben; "du schweigst immer so schön. Wovon willst du heute schweigen?" Der junge Mann besann sich ein wenig, bevor er antwortete. Es war, als warte er darauf, dass die Worte in ihm aufsteigen; aber dann platzte er auf einmal hinaus: "Ich bin ein Dichter – und die Metaphern können mir gestohlen bleiben! Immer wollen sie, dass ich tiefe und bedeutungsvolle Dinge sagen, und dann verstehen sie sie nicht. Aber kritisieren, das können sie alle. Deshalb schweige ich jetzt über die Schönheit des Schweigens, seine sanften Flügel, sein unhörbares Rauschen, sein unsichtbares Lächeln, all das Nicht-Sagbare ... " Er ließ den Satz elegant ausklingen, und tatsächlich war es so, als erhebe ein unsichtbares Wesen seine großen Schwingen, weit ausholend, aber ganz und gar unhörbar. Etwas unheimlich war es, aber auch entzückend, und alle hielten einen Moment den Atem an – da war es auch schon vorbei. Sogar die Gouvernante hatte einen Moment beinahe gelächelt, das passierte oft, wenn der Dichter schwieg; aber eigentlich wussten sie alle, es war ein kleiner Betrug, sie hatten ihm zu viele Worte zugestanden, und er hatte sie wieder einmal eingelullt mit seiner sanften Stimme, die gar nicht zu ihm passte, tief und hypnotisierend klang sie, aber eine Hypnose war kein wahres Schweigen.

"Du", sagte die Gruppenleiterin nun zum Ausgleich umso ruppiger zu dem vorletzten Mitglied der Runde, das sich eben vordrängen wollte; jetzt hielt es ihn wirklich kaum noch auf seinem Stuhl. Er hatte einen modischen Bürstenschnitt, die Hände schauten wohl manikürt aus dem edlen Hemd – war es wirklich maßgeschneidert? –, und am Armgelenk prangte eine Uhr, von der man sich vorstellen konnte, dass sie auch noch die Zeit auf dem Jupiter an einem schönen Frühlingsdonnerstag im Universum anzeigte. Der Mann fiel auch dadurch auf, dass er immer wieder nervös in seine Jackentasche griff; an schlimmen Tagen hatten sie ihm das Handy abnehmen

müssen, er hatte einfach seine Finger nicht davon lassen können. "Ja, du, jetzt bist du an der Reihe. Was willst du uns heute verschweigen?" "Zuerst und vor allem möchte ich sagen, wie außerordentlich", begann der Mann, der Dichter verdrehte die Augen und schaute zum Himmel, der Priester nickte mitleidig. "Entschuldigung", murmelte der Redner. "Zur Sache, ich weiß. Also: Ich schweige heute über – Geld; ich dachte, ich schweige einfach mal über Geld", wiederholte er, offensichtlich mit sich zufrieden; und auch die anderen nickten wohlgefällig; das hatten sie schon anders erlebt, und wenn er erst einmal anfang, über den Aktienmarkt zu schweigen, dann konnte man wirklich nervös werden. So aber trat ein Schweigen ein, das geradezu physisch erleichternd wirkte, weil es so vieles umfasste. Einige spürten, wie sich eine langjährige Beklemmung in ihrer Brust löste und wie auf einmal der spartanische Raum viel lebendiger aussah; waren es nicht eigentlich ganz gute, einfache Stühle, auf denen man saß, und war es nicht egal, dass der alte Teppich etwas schäbig aussah, wichtig war doch, dass man warme Füße hatte und dass man zusammen war und etwas teilte!

Beinahe fühlte man sich gestört, als die Gruppenleiterin, die Stunde näherte sich dem Ende, auf die junge Frau zeigte: "Du bist heute zum ersten Mal dabei, es ist sehr lobenswert, dass du dich nicht vorgedrängt hast! Herzlich willkommen! Worüber möchtest du heute mit uns gemeinsam schweigen?" "Alles", entfährt es der jungen Frau spontan; ihre Lippen mit dem blinkenden Piercing zittern dabei ein wenig. "Einfach alles! Ich bin eine Twitterin, und ich kann es nicht mehr hören! Ich habe der Welt alles erzählt über mich, einfach alles, jeden beschissenen Fur-", sie fängt sich gerade noch unter dem tadelnden Blick der Gouvernante, "jede Kleinigkeit, meine ich, echt, alles, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll" – "aufhören", flüstert ihr Nachbar, "aufhören sollst du!" "Genau", ruft sie erleichtert: "Also, hey!, ich schweige dann jetzt mal einfach über: Alles!" Eine sehr tiefe Stille breitete sich über den Raum aus. Sie war gar nicht einschüchternd; kleine

Emojis durchquerten sie lächelnd, aber es war, als ob das Universum schweige und man könnte ihm wohlwollend dabei zusehen, von einem fernen Stern in der Tiefe des Weltraums aus.

"Und damit", so schloss die Gruppenleiterin nach drei Minuten mit den gewohnten Worten, "gehen wir schweigend auseinander". Einige nahmen sich beim Weggehen noch ein Bagel mit, es war eine liebe Gewohnheit, und man konnte in das Loch in der Mitte hinein schweigen, es verschluckte eine ganze Menge. Doch sobald der Erste die Tür öffnete, eroberte der Lärm den Raum wieder; Autos, Menschen, Hundegebell, oft war es, als hätte eine Sirene ihnen geradezu böse aufgelauert, und nicht wenige der Teilnehmer zogen sich eine Mütze über die Ohren, bevor sie auf die abendlich hektische Straße hinausgingen. Die Gruppenleiterin stellte die Stühle zusammen und sah ihnen hinterher. "Ich bin", so flüsterte sie etwas heiser, "ich bin eine Therapeutin. Ich möchte schweigen, oh, wie möchte ich schweigen! Aber einer muss ja zuhören, wenn ihr schweigt. Ich weiß, ihr braucht mich. Aber das Schweigen muss von innen kommen, eines Tages, eines fernen Tages –", und damit verließ sie den Raum.

HERMES' KLEINE SINNWERKSTATT¹

Früher war es ein ruhiges Geschäft gewesen. Die Götter hatten genug mit sich selbst zu tun, ihren immergleichen Intrigen und Liebeshändeln, und selten nur wandten sie sich an die Menschen. Es war die Zeit der großen Erzählungen gewesen, sie hatte einen ruhigen Atem und sie waren handgreiflich genug, um keinen Übersetzer zu brauchen: der Kampf und die Gewalt, die Liebe und die Verwandlungen – daran war wenig misszuverstehen. So blieb Hermes genug Zeit für seine eigenen Geschäfte – und geschäftstüchtig war er, der Herr der Kaufleute wie der Diebe! Denn war das nicht ein kaum wahrnehmbarer Unterschied, war nicht jeder Besitz Diebstahl aus der Perspektive der ewig besitzlosen und ewig reichen Götter? Auch mit Perspektiven kannte er sich aus, der junge Aufsteiger, spätestens seitdem er seine Flügelschuhe bekommen hatte: Weit oben konnte er über alles hinwegschweben, kein Horizont begrenzte seinen Flug; wenn es darauf ankam, war er schneller als das Licht, und was war schon eine einfache physikalische Welle gegen seinen göttlichen Hyperdrive! Nebenbei hatte er dies und das erfunden, die Hirtenflöte und die Leier beispielsweise, und dann hatte er es wieder eingehandelt (Apoll! der Gott der Künste und Wissenschaften, angeblich, aber noch nicht einmal das hatte er zuwege gebracht!), und dann hatte er wieder eine kleine Nymphe verführt – es war ein Götterleben damals als Götterbote, zweifellos!

Doch dann wuchsen die Menschen heran, ein zweifelhaftes Geschlecht, immer unsicher, immer schwankend, immer suchend nach Rat und Orientierung von oben – was nicht weiter erstaunlich war angesichts ihrer Sterblichkeit: welch eine eklatante Fehlkonstruktion, kaum

¹ *Hermes, einer der zwölf großen Olympischen Götter, ist als Schutzgott für den Verkehr, die Kaufleute, die Diebe, die Redekunst und noch einiges mehr verantwortlich. Als Götterbote führt er die Beschlüsse von Zeus aus (deshalb trägt er Flügelschuhe) und führt die Seelen der Verstorbenen in die Unterwelt. Nach ihm ist die Kunst der Auslegung, die Hermeneutik, benannt.*

wert eines homerischen Gelächters der unsterblichen Götter! Natürlich konnte ein solches Wesen nicht verstehen, und wenn die Menschen es einmal wenigstens bis zum Gelächter brachten, dann war es entweder der Mission der Schadenfreude oder das gellende Vogelgekreisch einer Horde, hysterisch, weit übergeschwungen, boshaft. Verstehen aber – ach, wie sollte man denn verstehen, wenn doch das eigene Dasein ein Rätsel war ohne Grund und Boden, das eigene Denken und Sprechen ein Hantieren mit unscharfen, untauglichen Werkzeugen, und darunter strömten die Gefühle und Ängste, eine dunkle Macht, die nicht zu fesseln war, nicht in Worten und nicht in Begriffen. Erzählungen, Geschichten allerdings –

Aber dafür gab es ja Hermes. Seine irdische Filiale kam immer mehr in Schwung. Die Götter sprachen schon lange nicht mehr selbst mit den Menschen, noch nicht einmal mit Hermes; sie hatten in letzter Zeit öfters den Wohnsitz gewechselt, keiner wusste mehr genau, wo sie sich gerade aufhielten, aber andere hatten sich zu ihren Stellvertretern aufgeschwungen: die Dichter. Ganz am Anfang wurden sie bestaunt wie Propheten: Wie sie die großen Erzählungen vortrugen, im sanften Rhythmus des Verses, der einen hören ließ, wie das eigene Blut rauschte und das Herz pulsierte, eine Beschwörung ohne Ende, ein Rausch einer Sprache, die nicht mehr ein grobes Werkzeug menschlicher Missverständlichkeiten war, sondern geschmeidig und wandelbar, zu einem Gesang werden konnte wie zu einer Liebesklage, zu einem Loblied, einer ganzen Tragödie gar! Die Dichter erzählten die alten Geschichten nun immer neu, Verwandlung war ihr ewiger Trick: Sie erfanden hier etwas dazu, ließen dort etwas weg, tauschten die Namen aus, die Geschicke, die Hintergründe. Die Geschichten bekamen Arme und Beine, Hände und Füße, und sie liefen, wohin sie wollten, gelegentlich sogar ganz in die Irre ohne jeden Sinn und Verstand! Aber die Dichter waren, das verstand Hermes gut, auch eine Art Trickster, wie er selbst: Früher hatten sie noch Wahrheit gesprochen, göttliche Wahrheit, dann

aber wurden sie Meister der Lüge – und war auch das nicht eigentlich nur ein ganz kleiner Unterschied, eine andere Perspektive, eine winzige Wendung der Worte? Woher sollten die Menschen denn wissen, dass Wahrheit das war, was wehtat; das hingegen, was einem schmeichelte, was einem die Kehle hinunterlief wie sanfter, klebriger Honig, war ein süßes Gift, das schnell süchtig machte. Und immer weniger verstanden die Menschen die Geschichten, die immer komplizierter und verwickelter wurden; da waren die Götter ja einfacher zu verstehen gewesen als ein ,moderner Autor'!

Und so kamen sie zu Hermes, sie kamen alle, die Gebildeten und die Ungebildeten, mit ihren kleinen und großen Fragen: Sag es uns, listenreicher und verständnisvoller Hermes, hilf uns, Bote der Götter, zeig uns den Sinn, sei unser Übersetzer, unser Führer durch den großen und den kleinen Text! (Wenig wussten sie, dass er auch der Todesbote war, und dass Verstehen einen lebendigen Preis hatte) Und Hermes half. Half mit Tricks, half mit Methode, half mit Menschenverstand; er konnte Sinn auszahlen in kleiner und in großer Münze, für den Hausgebrauch und für die Existenzkrise. Bald musste er Subunternehmer einstellen, eine kleine Schar von Deutern, kaum angelernt und teilweise nur wenig begabt, aber die Kunden waren größtenteils anspruchslos, und niemand kam je auf die Idee, einen von Hermes zertifizierten Sinn in Frage zu stellen.

Die großen Erzählungen behielt er sich aber selbst vor. Nicht, weil es so schwer gewesen wäre, sie zu deuten, nein, im Gegenteil: Es war eine große Freude und Wonne, ein Fest des Verstehens, dessen Hermes nie müde wurde und das er eifersüchtig bewachte. Ihre Festigkeit, ihre vielfältig verknüpften Bezüge, ihre immer neue und immer lebendige Form, das Leben, das sie geformt und dadurch gezähmt hatten und nun wieder ausstrahlten wie eine eigene Sonne, die neue kleine Galaxien gebar – diese Kunstwerke waren nur für einen Gott gemacht, und sie erschienen selten genug. Zudem war die Nachfrage

nach ihnen nicht allzu stark: Nur wenige menschliche Wesen trauten sich in diese Hochgebirge der Kunst, wo die Atemluft schnell dünn wurde, weil die Werke schwanger gingen mit so vielen neuen Gedanken, ein Gipfel am anderen und Horizonte ohne Ende. Höhenhermeneutik, so nannte Hermes das bei sich, und er machte sich einen besonderen Ehrgeiz daraus, diese Höhen auch ohne seine Flügelschuhe zu erklimmen; zwar war er ein Trickster, aber immerhin ein göttlicher, er hatte Zauberei nicht nötig!

Die eigentlichen Tricks aber waren das Geschäft, in denen er seinen Hilfsdeuter unterwies: Denn das Verstehen war lehr- und lernbar, durchaus, selbst bei geringen Gaben, aber diese Wald- und Wiesenhermeneutik benötigte einfache Werkzeuge, handhabbare Begriffe, einen beschränkten Methodenkasten. Kundenorientierung, das sagte Hermes immer wieder: Denkt daran, mit wem ihr sprecht! Ihr müsst nicht nur verstehen, ihr müsst auch verkaufen! Es geht um ihre Seelen, nicht mehr und nicht weniger! Und es war ja nichts Verwerfliches daran, hier und da auch einen kleinen Sinn zu flicken, ein schmales Werk zu einer sehr schwammigen, aber auf jeden Fall großen Bedeutung aufzupusten, unter viel Oberfläche doch eine versteckte Tiefe zu entdecken (sie hatte sich aber gar nicht versteckt, sondern jemand hatte sie hineingedeutet, heimlich). Manchmal jedoch konnte man auch durchaus überrascht werden von einer Wahrheit, die sich versteckt hatte unter einem Berg von Floskeln und wildwachsenden Binsen; man musste nur den Wust an falschen Bedeutungen wegmähen und sie wieder zum Strahlen bringen!

Allerdings wurde das Material immer schlechter; das fand Hermes jedenfalls, und er war nun schon wirklich lange im Geschäft. Was brachten sie ihm da in seine Werkstatt, die doch ein Fachbetrieb war, empfohlen von Experten, geschult an großen Aufträgen und Herausforderungen, trittsicher noch in den größten Höhen des Sinns! Stückwerk, zusammengeschustert, unausgegoren;

„revolutionär“ nannte man das dann, „kreativ“ war so wieso schon alles und jedes (kreativ! Hermes war kurz davor, noch einmal in ein homerisches Gelächter auszubrechen, das war ihm schon lange nicht mehr passiert: Dachten doch diese Menschlein tatsächlich, etwas Neues schöpfen zu können im Angesicht der Götter!) Einiges war sogar derart erschreckend und gewaltsam sinnlos, dass man es kaum verantworten konnte, das ungeschützte Personal damit zu konfrontieren. Anderes wieder war so halt- und formlos, dass die Deuter selbst mit den allereinfachsten Werkzeugen versagten: Schaum und Schwamm, wohin man stach, keine Substanz, kein Zusammenhang, nur Worte, Worte, Worte, und nicht einmal eine kleine witzige Lüge dahinter! Natürlich erschien auch gelegentlich noch ein großes Kunstwerk, völlig unerwartet, wie noch jedes Wunder der Natur; natürlich wurde es am wenigsten verstanden. Das meiste aber war trivial: ein immer dünnerer Aufguss des Immergleichen, nach uralten Rezepten zusammengebraut, die aber immer noch, es war wirklich erstaunlich, Wirkung zeigten! Manches war schon wieder so trivial, dass es einen hinterrücks überholte, während man noch gähnte, und dann nach der Kurve als genial wieder auftauchte! Hermes musste zugeben, dass es funktionierte. Perfekte Trivialität, das war es, was die Menschen wollten. Keine Götter, um Gotteswillen! Von Verstehen durfte man schon längst nicht mehr reden; Verstehen war ja irgendwie, wenn er das recht verstanden hatte, eine Art Bevormundung von durch nichts legitimierten sogenannten Übersetzern, die sich anmaßten, fachkundig über das sprechen zu können, was doch jenseits aller Fächer und Schubladen und Kategorien war: das Schöne! das Werk! die – es juckte ihm auf der Zunge, leicht allergisch, so wie wenn er einen Hund sah – Kreativität!

Nun gut, auch Hermes konnte mit der Zeit gehen, wer sonst, wenn nicht er; er hatte sie so oft schon überholt mit seinen Flügelschuhen, er kannte sie von hinten und von vorn, und am Ende war sie nur: eine entfernte Verwandte

des Todes. Und so betrieb er weiter sein immer noch expandierendes Deutungsgeschäft, das inzwischen unter den verschiedensten Titeln firmierte: Es hatte eine Abteilung für virtuelles Verstehen, eine politische Filiale für Spin-Doktoren und eine besonders gern in Anspruch genommene Expertengruppe für exotische und völlig abwegige Deutungen mit garantiertem Neuheitssiegel (man hatte viele gut zahlende Kunden in der Wissenschaft). Hermes ließ sich jedoch nur noch selten persönlich sehen. Gelegentlich nahm er sich einige seiner Lieblingswerke wieder vor und gewährte sich ein kleines hermeneutisches Festmahl; aber dann rief wieder ein Notfall, eine politische Krise musste bewältigt werden, ein neues Narrativ gestrickt und mit Windesschnelle verbreitet unter den Meinungsbildnern der Zeit.

Heimlich aber arbeitete er an seinem *opum magnum*: dem Verstehen des Todes. Natürlich war er nicht davon betroffen, der Tod war ein Problem anderer Leute und von minderer Relevanz für einen Götterboten; aber er war zweifellos die ultimative Herausforderung für den Sinn und das Verstehen, gerade weil er ihm so fremd war. Das Eigene verstehen, nun ja, das war ja gar nicht so schwer, wenn man den wesentlichen Trick einmal erkannt hatte: die Distanz nämlich, den Abstand, den man von sich selbst nehmen musste, den winzigen Schritt zurück vom Spiegel, und dann noch einen, und dann noch einen – und gerade wenn man meinte, sich nur noch ganz unscharf sehen zu können, sich selbst verloren zu haben, nur noch das Bild im Spiegel war da und es schaute auf einen zurück – kam mit einem Ruck die Einsicht. Der Tod jedoch war das Fremdeste für ihn, und in all den Jahrhunderten hatte Hermes nicht verstanden, wo er sie eigentlich genau ablieferte, die Sterbenden, die so verzweifelt um ihr Leben gekämpft hatten, obwohl sie doch wissen mussten, verstanden haben sollten, dass das keinen Sinn hatte!

Und so trat Hermes vor den Spiegel, der ewige Jüngling in seiner ewigen Jünglingsschönheit; und dann trat

er einen Schritt zurück, einen winzigen. Und dann noch einen. Schon verschwammen die langen, anmutig geformten Glieder, die Schenkel, die ein Gedicht waren; noch einen Schritt, und auch die sanft gewölbte Brust geriet ins Unscharfe. Kaum spürte er noch die Flügel an seinen Füßen, jetzt waren auch sie fort. An seinen Augen wollte er am längsten festhalten, sie hatten durch die Zeiten geblickt und in alle Tiefen des Verstehens. Aber nun waren auch sie fort. Und aus dem Spiegel blickte ein Wesen, alterslos, hilflos, flügellos, erdenschwer. Hermes fühlte einen vertrauten Schauer. Er – wer immer er auch jetzt war – hielt dem Blick stand, für einen Moment. Dann – aber nun versagen die Worte und die Begriffe – verschmolz er mit dem Wesen im Spiegel. Als er zurückkam, war er ein Anderer.

KASSANDRA UND DER WUNSCHDENKEN-VIRUS²

Sie hatte sich versteckt. Es war nicht ganz leicht gewesen, einen Ort zu finden, der *offline* war; das weltweite Netz erstreckte sich inzwischen bis in den letzten noch nicht abgeholzten Regenwald, überzog die wenigen noch nicht zubetonierten Landschaften, ja ließ einen selbst auf den letzten schmutzigen Eisschollen des dahingeschmolzenen ewigen Eises nicht allein. Unheil, Katastrophe, Untergang, so scholl es aus allen Kanälen, die *social media* quollen über von Verschwörungstheorien, in den Medien runzelten rund um die Uhr besorgte Experten die weisen Stirnen, auf den Kinoleinwänden wurde die Apokalypse zelebriert, immer schneller, immer schrecklicher, immer schöner. Allenthalben „Kassandrarufer“, Cassandra konnte die abgegriffene, ausgelutschte, bis zum Erbrechen überstrapazierte Floskel nicht mehr hören! Sie wusste genau, all die Rufer hatten völlig vergessen (wenn sie es überhaupt jemals gewusst hatten!), wer das war, wer sie war: Cassandra! Sie kannten weder ihre Geschichte noch ihr Schicksal, und wenn sie vom trojanischen Krieg sprachen, meinten sie einen auch schon etwas in die Jahre gekommenen Hollywood-Film mit Brad Pitt. Cassandra hatte schon vieles verflucht, vom Gott Apollo an, dem schönen, alles überstrahlenden Gott des Lichts, der Heilkunst, der Wissenschaften und Künste; nach Troja aber hatte er die Pest geschickt, damals, er war parteiisch wie sie alle waren, die olympischen Götter, ungerecht, blindwütig, Tod bringend wie Leben schenkend im Zwinkern eines Götterauges. Eine Mondfähre hatten

² *Kassandra war die Tochter des trojanischen Königs Priamos und seiner Ehefrau Hekabe. Ihr wurde vom Gott Apollo die Gabe der Weissagung verliehen; da sie ihn jedoch als Liebhaber zurückwies, verfluchte er sie, dass niemand ihren Prophezeiungen Glauben schenken würde. Nachdem niemand ihren Warnungen glaubte, verloren die Trojer den zehnjährigen Krieg gegen die Griechen; sie selbst wurde als Sklavin gefangengenommen, vergewaltigt und nach Mykene gebracht, wo sie aufgrund einer weiteren Weissagung ermordet wurde.*

sie nach ihm, nach Apollo benannt, ausgerechnet! Sie hatte den besten Grund ihn auf den Mond zu schießen, sie allein. Ein Killer war er, der schöne Apoll; lachend hatte er die Kinder der Niobe getötet, alle sieben, mit seinem weitreichenden, nie fehlenden Bogen. Unzählbar waren aber auch seine Günstlinge gewesen, Männer und Frauen, und sie, Cassandra, war nicht die Geringste unter ihnen gewesen! Natürlich war sie damals seinem Charme erlegen, wie sie alle; und er war ihrer Schönheit erlegen, der sagenhaften Schönheit der trojanischen Königstochter Cassandra, die mit Aphrodite selbst in einem Atemzug genannt worden war! Ach, ihre vielgerühmte Schönheit. Sie war der stärkste Fluch, der eine Frau treffen konnte, stärker als Hässlichkeit, Nichtbeachtung, Schmähung gar. Warum sie Apollo dann im letzten Moment zurückgewiesen hatte, bevor er in sie eindringen konnte, mit einer Bewegung des schönen Kopfes nur, einem Zucken in den Mundwinkeln – sie wusste es selbst nicht genau. Sie hatte gespürt, dass er ihr sein großes Geschenk bereits gemacht hatte, die Gabe der Prophezeiung – sie sagte aber lieber: Weissagung –, die ihren ganzen jugendlich-prachtvollen Körper schauern ließ mit ungeahnten Gesichtern und einem ganz neuen Gefühl: Sicherheit, Gewissheit, aber auch: Unentrinnbarkeit. In diesem Moment war sie hellsichtig geworden, und Apollo selbst war das erste Opfer dieser Hellsichtigkeit geworden, bevor sie es selbst noch verstanden hatte. Da hatte er sie verflucht, mit diesem verdammten Lächeln im immer noch strahlenden Gesicht, der Gewissheit des geborenen Gottessohnes und dem Hochmut des Herren aller Orakel: Niemand wird dir glauben, Cassandra, merk dir das. Alles wirst du sehen, alles wirst du wissen, und niemand wird dir auch nur ein Wort glauben. Niemand! Und hohnlachend war er verschwunden, sein Strahlen leuchtete ein wenig nach in der dunklen Stube, und das Schauern ihres Körpers hielt noch Stunden danach an.

Natürlich hatte sie nicht gleich verstanden, was das bedeutete. Die Schwere dieses leichtfüßig dahin

gesprochenen Fluches hatte sie erst langsam eingeholt, und mit jeder einzelnen weit vorher gesehenen und dann doch, trotz aller Warnungen, eingetretenen Katastrophe war er schwerer geworden. Manchmal dachte sie, ihr ganzer Körper sei mit jedem Nichtgehörtwerden, mit jedem Mal-Wieder-Rechthaben schwerer geworden, er war jetzt so schwer wie ein kleiner Mond, und er zog mit seiner immer noch wachsenden Schwerkraft Katastrophen an wie kleinere Himmelskörper. Kaum konnte sie sich noch erinnern, was sie alles prophezeit hatte, von ihrem Gesellenstück, dem berühmten trojanischen Pferd an (ein Pferd! noch heute konnte sie der Gedanke beinahe zum Lachen bringen, es war ein seltsam ungeschickt zusammengeflicktes Wesen gewesen, eher eine Chimäre denn ein lebendiges Pferd, und nur der unbeirrbare Siegeswunsch der Trojaner hatte es zu einem Pferd belebt). Den Niedergang Roms, den Fall so vieler Staaten und Herrscher, die großen Epidemien, die ganze Erdteile ausgelöscht hatten, alles hatte sie vorhergesagt; geschrien und gewütet hatte sie gegen die Sinnlosigkeit der Kreuzzüge, die immer bizarrer werdenden Religionskriege, die Revolutionen, in denen sich Jahrhunderte der Unterdrückung blutig entluden und die man hätte vermeiden können, alle, mit nur ein wenig Klugheit und Voraussicht und Mut zur Wahrheit. Umsonst, alles umsonst. Wer hörte schon einer Frau zu. Eine Hexe hatten sie sie genannt, sie konnte schon gar nicht mehr zählen, wie oft sie verbrannt worden war, und noch im Sack hatte sie ihnen ihre Zukunft in die tauben Gesichter gebrüllt.

Dann war der sogenannte Fortschritt gekommen, und eine Zeitlang war sie auf einmal eine gefragte Person. Viele waren geradezu versessen darauf gewesen, die Zukunft in den düstersten Farben zu malen – natürlich, weil man Geld damit verdienen konnte! Die bevorstehende Apokalypse war ein Marktplatz geworden, wie alles andere auch, und an ein gutes Ende glaubten nur noch diejenigen, die mit ihrem Berufsoptimismus den Marktplatz gleich nebenan besiedelt hatten. Beide jedoch, die

Untergangspropheten wie die Alles-wird-gut-Gurus, dachte Cassandra seufzend, litten an der gleichen Krankheit. Inzwischen war sie überzeugt davon, dass sie angeboren war: Es war einer Art Realitätsblindheits-Gen, das es den meisten Menschen völlig unmöglich machte, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich war, interesselos, unbeteiligt, jenseits der eigenen beschränkten Wünsche, Hoffnungen und Verblendungen. Der Wunsch, dachte Cassandra, ist beim Menschen immer der Vater des Gedankens, und sein Denken ist deshalb männlich von Anfang an und von Grund auf: Es will nur Macht, Bestätigung, Eroberung, Überzeugung; an Erkenntnis ist es so wenig interessiert wie an Einsicht oder gar Wahrheit! Das hätte sie damals schon an Apollo sehen können: Er wollte gar nicht sie persönlich, so wusste sie nun, er wollte seine eigene Allmacht, sein eigenes Eroberertum, seine übermenschliche Blendungskraft bestätigt sehen. Und wahrscheinlich war es nur ein biologisches Versehen, eine Art Gen--Defekt, dass ausgerechnet sie von Anfang an die Welt so sah, wie sie war, und dass ihr ihre eigenen Wünsche fremder waren als ihre Gedanken. Einmal nur, einmal hatte sie sich einen Wunsch erlaubt; und wozu hatte das geführt?

Nun aber war ihr das alles endgültig zuviel geworden. Natürlich, man hatte auf sie gehört in letzter Zeit, man hatte sie ausreden lassen, aber was hatte es genützt? Nichts. Eine Inflation des „*Man muss!*“ in den Kommentarspalten, aber es waren nur Worte, immer größere Worte, denen niemals Taten folgten. Da hatte sie verstanden, dass Apollos Fluch in zwei Stufen gezündet hatte, so wie die nach ihm benannte Rakete: Die erste Stufe war das Nicht-Gehört-Werden, die zweite das Nicht-Handeln. Manchmal hatte Cassandra sich gewünscht, dass sie selbst andere Mittel gehabt hätte als Worte, aber noch nicht einmal die außerordentlich realistisch simulierten Katastrophenszenarios im Kino hatten eine Wirkung gehabt außer einem wohligen Weltuntergangsgruseln hinter den 3-D-Brillen. Nein, das Wunschdenken war sogar

proportional zu jeder erkannten und benannten und gezeigten Katastrophe immer mehr angeschwollen. Jetzt war es schon eine Blase, die die ganze Welt umspannte – und sie meinte damit nicht das Internet (das Internet war nur eine moderne Variante des alten Chaos, unzähmbar und unendlich und unterhaltsam), sie meinte die unbedingte Verpflichtung aufs Positive, den „Alles-wird-Gut-Wahn“. Demnächst, so sah sie aufs Genaueste, würde jeder Mensch spätestens mit Erreichen der Volljährigkeit einen Eid ablegen müssen, der ihn verpflichtete, jeden negativen Gedanken schon im Keim zu ersticken und stattdessen positiv zu denken, immer nur das Beste anzunehmen, allen und jedes zu lieben, zu bestätigen und zu umarmen, bis dass die ganze Erde erstickte an einer einzigen großen Umarmung, die keinem mehr das geringste Quäntchen verseuchter Luft zum Atmen ließ. Die Vorstellung vereinigte sich in ihrem düsteren Gemüt magisch mit einem ewig strahlenden Apollo, der die ganze Welt zu seiner Geliebten gemacht hatte, und niemand hatte sich mehr gewehrt, niemand. Es war aber eine Vergewaltigung gewesen, eigentlich, wenn man genau hinsah.

Kassandra aber sah, dass das Unheil kommen würde, es würde unabwendbar kommen, und es würde alles vernichten. Es würde nur auf eine ganz andere Art und Weise kommen, als die Unheils-Industrie es prophezeit hatte. Es würden nicht die großen Katastrophen sein; so viele Klimakrisen hatte die Welt schon überstanden, Kriege und Flüchtlingsströme, Hunger und Mord, Dummheit und platte Ignoranz. Im Angesicht von realen Katastrophen hatte die Menschheit offenbar eine ans Wunderbare grenzende Anpassungskraft; sie würde eine neue Eiszeit überstehen und ein neues Mittelalter, einen Atomkrieg und das Verschwinden eines Großteils aller Arten (natürlich mit monströsen persönlichen Kosten, aber in solchen Kategorien dachte Cassandra nicht). Nein, die Menschheit würde sich selbst beenden einfach durch den schleichenden Verlust an Lebensfähigkeit. Immer deutlicher sah Cassandra, wie sich ein neuer Virus

ausbreitete, er hieß: „Niemand ist schuld“, wenn sie noch schlechterer Laune war als gewöhnlich, nannte sie ihn auch den „Vollkasko-Virus“, er war ein direkter Abkömmling des „Alles-wird-gut-Wahns“. Niemand wollte mehr für irgendetwas verantwortlich sein; allerhöchstens noch sehr abstrakt für den Weltfrieden oder ein wenig für das Klima, aber ganz sicher nicht persönlich für seine Gesundheit, das Gelingen seiner Freundschaften und Liebesverhältnisse, die Erziehung seiner Kinder, die Entwicklung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten, die Art und Weise, wie er sein doch so hochgeschätztes und über alles andere gestelltes Leben lebte. Nein, schuld war immer jemand anders, und wenn es nicht so ging, wie es hätte gehen sollen, hatte man Anspruch auf Schadenersatz. Dafür gab es schließlich Gerichte, und oh, die Gerichte, was urteilten sie, nachdem die menschliche Urteilskraft sich ganz darauf konzentriert hatte, entgangene Ansprüche auf mit der Geburt verbrieftes Lebensglück in Zahlen umzurechnen!

Auch das hätte man schon aus dem trojanischen Krieg lernen können. Aber niemand hätte damals ahnen können, dass dieses ein Virus war, der Individuen befahl, und zwar umso stärker, je mehr sie sich als Individuen, als vermeintlich unverwechselbare, unersetzliche und von einer wundersamen Macht mit unveräußerlichen Rechten ausgestattete Einzelwesen sahen. Aber verantwortlich sein für das eigene Handeln, oh nein! Demnächst würden sie eine Pflicht-Versicherung einführen, die gegen jedes absehbare und nicht-absehbare Lebensrisiko absicherte. Und dann würden sie sicherheitshalber ihre vollausgestatteten, „intelligenten“ Wohnhöhlen nicht mehr verlassen und das Leben ganz ins Virtuelle verlagern, wo man sich niemals ein Bein brechen oder auch nur einen kleinen Zeh ein wenig anstoßen konnte, geschweige denn etwas hören musste, was vielleicht ein fremdartiger oder gar ein erschreckender Gedanke war. Zurück in die Höhle, genau. Leben war einfach zu gefährlich, und die Glückrente nicht zuverlässig genug.

Aber wem sollte man das erklären? Es war keine Katastrophe, es passte nicht, wie man neuerdings sagte, ins Katastrophen-Narrativ. Es war einfach der schmutzig schleichende Gang der Dinge unter der Diktatur des Wohlfühl-Imperativs vereint mit dem Wunschdenken-Virus. Das menschliche Leben würde an sich selbst ersticken, in kleinen Schritten und ganz und gar unauffällig. Es würde stranguliert werden von den immer feiner ausformulierten Verordnungen und Verboten, konnte man es nicht schon sehen an der Sprache? Himmel, wie sollte man denn warnen, wenn man jeden verstörenden Gedanken (und waren nicht die verstörenden Gedanken diejenigen, die einen weiterbrachten?) hinter einer bedeutungslos gewordenen Worthülle verstecken musste, so lange, bis die Worte nur noch ausgeblutete Hüllen von einstmaligen lebendigen Gedanken waren?

Kassandra sah sich um in ihrem Versteck. Es war eine Höhle, was sonst. Es gab da draußen keinen Platz mehr für sie, sie hatte sich selbst überflüssig gemacht. War sie gar – Schuld? Hatten nicht ihre unablässigen Warnungen dazu geführt, dass die Menschen nun im Angesicht der drohenden Katastrophen und Weltuntergänge ihr Lebensglück auf Raten in harter Münze ausgezahlt haben wollten, ohne jemals auch nur einen Groschen dafür eingezahlt zu haben? Hatte sie die Ängste fettgefüttert, die nun übergroß über einer Menschheit schwebten, die für sich selbst nur das Beste wollte und immer das Schlimmste befürchtete und niemals, niemals auf die Idee kam, dass das Leben dazwischen stattfand? Apollo, verflucht, dreimal verflucht seist du, Apollo, dachte Kassandra in ihrer Höhle, Gott des strahlenden Wunschdenkens und der aus dem Nichts kommenden todbringenden Katastrophe! Sie haben niemals aufgehört an dich zu glauben, auch ihr *einer* Gott war ihnen nur eine Lebensversicherung, und die Hölle haben sie abgeschafft, weil sie ihnen im Weg war; wahrscheinlich würde man sie sonst heute einen „indigenen Lebensraum mit anderem Temperaturprofil“ nennen müssen! Kassandra bemerkte,

wie bei dem Gedanken etwas in ihr aufstieg, das ihren Körper auf eine ganz neue Art schauern machte. Es war eine Art kleines Kitzeln, innen in der Kehle, und es drängte nach oben und wollte nach draußen, und auf einmal musste sie lachen; sie lachte, bis ihr der Bauch wehtat und die Tränen kamen, und dann lachte sie noch ein wenig weiter, weil es so wehtat und so befreiend war. Vielleicht war das ganze ja nur ein großer Spaß?

(Der Mythos erzählt, dass Cassandra später eine kleine Denkfabrik gründete, es war in den Anfangszeiten des großen „Alles-wird-gut“-Gelübdes. Sie lehrte dort, mit wenigen Anhängern und Eingeweihten, die Kunst des abwiegenden Urteils und des mäßigen Lebens und des befreienden Lachens. Aber danach verschwindet ihr Schicksal im Dunkel der Geschichte).

HERAKLEIA AM SCHEIDEWEG EINE ENTLAUFENE ALLEGORIE

Es ist einer der Ur-Erziehungsgeschichten schlechthin. Sie spielt im antiken Griechenland und erzählt, wie der junge Herakles, in der Blüte seiner Helden-Adoleszenz und in Erwartung großer Dinge, über sein weiteres Leben nachdenkt und dabei an einen Scheideweg gerät, einen innerlichen wie einen äußerlichen, gefasst von dem Sophisten Prodikos in eine nur allzu-fassliche Allegorie. Es erscheinen dem jungen Heros nämlich zwei schon äußerlich sehr unterschiedliche Frauengestalten. Die eine ist aufgebretzelt wie Kim Kardashian und will ihn verführen; sie verspricht ihm ein Leben voller Genüsse und ohne jede Arbeit und Last und Zwang. Die andere, im schlichten Gewand und ungeputzt (nein, kein Beispiel fällt bei), will ihn überzeugen; sie preist ihm ein Leben im Dienste der Tugend voller Arbeit, aber auch voller Ehre an. Nun gut, der Erzähler hat einen ziemlichen *bias* in der Präsentation und rhetorischen Ausschmückung dieser Wahl, aber das war es gar nicht, was mich am meisten bei dieser Geschichte beschäftigte. Vielmehr versuchte ich mir vorzustellen, wie die Allegorie denn funktionieren würde, wenn Herakles – Herakleia wäre; also eine junge Frau, die versucht, eine Entscheidung über ihren Lebensweg zu treffen. Das ist nun eine berechtigte Frage, nicht nur am Internationalen Frauentag, und ich ging deshalb etwas in die innere Einsamkeit meiner Schreibstube und imaginierte mir zur Feier des Tages –

Herakleia, sie steht an einer Lichtung im Wald, und zwei Wege liegen vor ihr. Herakleia ist jung, hübsch, und es ist ihre Lieblingsstelle: ein Platz voller guter Gedanken (Plätze guter Gedanken erkennt man daran, dass man dort gern Yoga machen würde. Oder umgekehrt). Aber heute hat Herakleia zweifelnde Gedanken; sie knabbert an ihrer Lippe und denkt an ihre Zukunft. Da treten ihr zwei – nein, es sind gar nicht Männer-, sondern Frauengestalten entgegen! Natürlich ist es nett, sich den jungen Brad Pitt vorzustellen, in der Blüte seiner

augenzwinkernden Verführungskraft; und der andere wäre vielleicht – nee, nicht Peter Sloterdijk, das würde so nicht funktionieren. Denn eigentlich, eigentlich, so dämmert es mir an dieser Stelle – müssen es wohl zwei Frauen sein. Sie ist schließlich nicht Helena, sondern Herakleia; und sie will sich nicht verlieben, sondern sich entscheiden!

Es nähern sich Herakleia also zwei weibliche Gestalten (nicht divers, das wäre noch eine andere Geschichte. Eindeutig weiblich) aus zwei verschiedenen Richtungen. Die erste läuft etwas unnatürlich, so also würde sie auf einem unsichtbaren *Cat Walk* entlang stolzieren; dazu passen auch die High Heels einer bekannten Designer-Marke, deren roten Sohlen grell im grünen Gras leuchten. Sie ist in ein enges Kostüm gepresst, man ahnt mehr als dass man es sieht, dass solche Körperformen außerhalb der virtuellen Welt nur durch Einsatz streng einschnürender Mittel geformt werden können. Ihre samtig-langen Haare hat sie Undinen-artig über die eine Schulter gelegt, reflexartig streicht sie immer wieder darüber, dann sieht man ihre Finger mit den langen künstlichen Nägeln schimmern. Überhaupt schimmert alles etwas an ihr, von der Haut über das Handy bis hin dem schmalen Pad, das sie aus einer schimmernden Designer-Tasche zieht; offensichtlich hat sie eine *Powerpoint*-Projektion vorbereitet. Sie schaut sich etwas unsicher nach einer Steckdose um –

Nein, so geht das nicht, ruft Herakleia energisch dazwischen. Sie rauft sich die Haare dabei. (Welche Farbe haben ihre Haare eigentlich?)

Wie bitte? (das hatte ich auch nicht vorhergesehen. Aber wenn Geschichten sich selbständig machen, soll man sie laufen lassen).

Das geht so nicht, wiederholt Herakleia, jetzt etwas sanfter. *Total das Klischee, du hast zu viel amerikanische Serien gesehen!* (Ja, könnte sein)

Ja nun, wende ich ein, *das ist nun einmal das Wesen von Allegorien. Sie spitzen zu, sie übertreiben, sie machen Dinge*

über-sichtbar, und damit landet man nun einmal bei Klischees. Es ist ja nicht so, dass Klischees nicht wahr sein können!

Ja klar, kapiert, literarisches Mittel, sagt Herakleia, etwas gelangweilt. (Woher weiß sie das?) Bin ja nicht blöd. Bin sogar gebildet (wtf???), bin ja nicht Herkules, das Ding mit der Keule fand ich schon immer ziemlich daneben. Ich habe aber auch die eine oder andere Spielzeugschlange getötet in meinem Babystuhl. Und nun gut, wir können dein kleines Allegorie-Spiel ja weiterspielen; aber darf ich das Gegen-Klischee machen? (das Bild der Dame mit den High Heels ist derweil stillgestellt; sie ist in einem ungünstigen Moment erwischt, ihr Gesicht zeigt eine Spur von Schwäche, von Unsicherheit, von -)

Dann mach mal, sage ich.

Also, holt Herakleia aus (sie hat braune Haare übrigens; oder hatte sie eben nicht noch blonde?): Ich sehe eine Frau, mittleren Alters, sie läuft etwas watschelig auf Birkenstock-Sandaletten daher, sie sind nicht mehr ganz neu. Ihre Kleidung ist – dem Wetter und der Gegend angemessen, zweckbestimmt, praktisch, sie hat auch viele Taschen. Ihren Händen sieht man an, dass sie viel arbeitet, sie sind etwas rauh und ein Fingernagel ist eingerissen. Ihrer Figur merkt man an, dass sie Kinder gehabt hat, mehrere wahrscheinlich; danach ist sie nie wieder so richtig in Form gekommen. Sie versprüht einen Duft nach -warte, gleich habe ich es! -, ja nach Essig-Reiniger und Milchpulver, mit einer Kopfnote von Kamillentee. Mache ich es gut bisher?

Dafür, sage ich, dass das Klischee ja gar nicht so sehr in Serien verbreitet ist, machst du es sehr gut. Immerhin hast du ihr keine Kinder an den Rockzipfel gedichtet –

Ja, sagt Herakleia, hatte ich überlegt. Aber man soll nicht übertreiben, wenn man übertreibt! (Jetzt spuckt sie auch noch altkluge Aphorismen aus!)

Gut, lassen wir es dabei, sage ich. Jetzt kommt der zweite Teil der Allegorie, die beiden großen Ansprachen. Ich mach dann mal weiter, wenn ich darf?

Aber bitte doch! (Herakleia hat sich wieder verändert. Ihre Hautfarbe ist dunkler geworden, das Haar – wird,

noch während ich schaue, schwarz und kraus? Heilige Diversität, wo soll das noch hinführen?)

Also, übernehme ich mit aller Erzähler-Souveränität, die ich noch meistern kann (meistern, dafür hätte ich auch gern mal ein weibliches Wort!): Frau Nr. 1, nennen wir sie, um im Klischee zu bleiben: die Powerfrau, zückt ein dickes, gleichwohl elegantes Marken-Portemonnaie, es ist bis zum Rand gefüllt mit Kreditkarten aller Farben und Banken. Du wirst reich sein, sagt sie, nein, nicht nur reich, sondern super-reich! Du wirst leben von der Arbeit anderer, die du niemals zu Gesicht bekommst, denk nicht an sie. Du wirst Erfolg haben, nein: du wirst die Super-Karriere machen, du wirst in Aufsichtsräten sitzen und Regierungen beraten, die Presse wird sich reißen um dich, und du hast so viel Assistenten und Assistentinnen wie du brauchst, damit du dich um rein gar nichts kümmern musst. Männer wie Frauen werden dir zu Füßen liegen –

Herakleia kann sich nicht mehr zusammenreißen, es hatte die ganze Zeit in ihr gegluckert, jetzt bricht sie in Gelächter aus: *zu Füßen liegen, ehrlich? Auch noch koloniale Metaphern, oder was? Werden sie auch meine Füße küssen? Ich bin kitzelig an den Füßen!*

Wenn du willst, knurre ich (das Gör! Nein, ich schaue jetzt nicht mehr hin, welche Farbe ihre Haare haben, wahrscheinlich sind es pinkfarbige Dreadlocks). Der Punkt ist: Du kannst Sex haben ohne Ende, mit wem auch immer, wann immer, wo immer, mit welchen Hilfsmitteln auch immer. Du wirst liebreizende, wohlerzogene, bildhübsche Vorzeigekinder haben, soviel und mit wem und auf welche Weise du willst; aber deine Geburten werden nicht schmerzen, und die Kinder werden dich nie belästigen. Du wirst durch die Welt in deinem Privat-Jet fliegen, in den hipsten Gourmet-Restaurants essen und die Sonne wird nie untergehen für dich!

Ach ja, sagt Herakleia verträumt, das habe ich mir schon immer gewünscht, direkt nachdem ich Indien fertig erobert habe, oder war es doch China? Und wahrscheinlich passiert auch all das noch klimaneutral und wer-weiß-wie-Öko-gelabelt? Bitte bitte! (sie schaut einen Moment wie Greta

Thunberg, das war zu erwarten) *Und Polarlichter, bekomme ich Polarlichter, zum Frühstück am besten?*

Äh, sage ich, das war nicht im Rundum-Sorglos-Paket für die Erfolgsfrau. Kostet wahrscheinlich extra.

Finde ich schwach, sagt Herakleia. Soll ich den zweiten Teil wieder machen?

Aber sehr gerne doch! (ich sehe, wie sie nach und nach kahl wird. Es ist nicht gar nicht schlimm, weil sie einen schönen Kopf hat. Ihre Stimme wird dunkel)

Ich kenne dich Herakleia, und ich werde dir das Leben wahrheitsgemäß schildern. Vergiss niemals: Nichts Gutes geschieht ohne Mühe und Arbeit; und jedes Glück hat seinen Preis! Es kann sein, dass du Erfolg haben wirst in deinem Beruf; aber du musst deine Talente finden, sie ausbilden, und dann brauchst du immer noch eine Menge Glück. Du kannst Karriere machen, wenn du willst; aber glaube ihnen niemals, dass du alles haben kannst! Wenn du Karriere machst, ist es möglich, dass du die Freude an deiner Arbeit verlierst. Du wirst viele Dinge tun müssen, von denen du nicht überzeugt sein wirst; du wirst Kompromisse schließen müssen; du wirst Fehlentscheidungen anderer ertragen müssen. An der Spitze wirst du allein sein. Ein Netzwerk ist keine Familie. Eine Familie hingegen ist ein Projekt, und es ist eines der schwersten, weil es lebenslang ist und Opfer erfordert. Du kannst Kinder haben, Kinder sind ein Segen, und sie werden dir Schmerzen, Arbeit und Mühe machen; sie werden dir Enttäuschungen bereiten, aber auch unvergleichbares Glück. Es ist gut, wenn du dafür einen Partner hast. Du solltest deinen Partner sorgfältig auswählen. Es hilft, wenn man verliebt ist, aber es hält nicht ewig. Nach der Verliebtheit beginnt die Arbeit. Du wirst nicht immer so jung und schön sein, wie du heute bist. Du wirst alt werden, und du wirst krank werden. Gesundheit wird nicht geschenkt; sie ist etwas, wofür man arbeiten muss, und es geht nicht immer gerecht dabei zu. Sogar der Genuss muss erarbeitet werden, wenn man ihn beherrschen will und nicht von ihm beherrscht werden will. Doch je mehr Sinne du ausbildest, desto mehr Freuden wirst du haben können. Du musst sie aber auch verlieren lernen, denn du weißt nicht, was die Zukunft bringt, und

es könnte gut sein, dass es schlimmer wird. Wenn du etwas zum Guten bewegen willst auf dieser Welt, geht das nur durch Arbeit und Mühe. Eine Gemeinschaft funktioniert nur, wenn viele gemeinsam für sie arbeiten, ganz konkret und Tag für Tag. Es gibt nichts Gutes, außer man tut es, hörst du! Und rede nicht zu viel davon. Sei sparsam mit Worten und sei sorgfältig mit Worten; aber schenke jedem, der es verdient hat, ein gutes Wort und ein Lächeln. Und vergiss niemals, niemals: Nichts Gutes geschieht ohne Mühe und Arbeit, und jedes Glück hat seinen Preis!

Ich bin sprachlos. Es war die Stimme der Vernunft gewesen, die gesprochen hatte, so klar und rein, wie man sie selten hört. Etwas Melancholisches hatte Herakleia beim Sprechen umschwebt, wie der kleine Dämon auf Dürers Kupferstich; einen Moment versuchte ich auch, sie als Athene zu sehen, mit dem Medusenhelm und einer Eule auf der Schulter, aber das funktionierte nicht, die Eule wollte nicht stillsitzen, und Medusa grinste. Und als ich wieder hinsah, war sie einfach nur – Herakleia, eine junge Frau, an einem Scheideweg in ihrem Leben und unsicher und voller Zukunft, die an ihrer Lippe knabberte.

Kulturelle Klischees, sagt sie (sie schaut in meinen Kopf. Auch das noch!). Du musst aber auch immer deine Lieblings-Heldinnen recyceln, oder? Wie wäre es denn mal mit einem zeitgemäßerem Rollenmuster?

Das war jetzt gegen die Spielregeln, sage ich. Du solltest ein Gegen-Klischee zur Powerfrau entwerfen, eine brave Hausfrau oder so, oder wegen mir auch eine grün-aktivistisch-bewegte Vorstadt-Mami, oder – ach, irgendwas konservativ- oder progressiv-biederer! Aber das war ja –

War mir zu langweilig, unterbricht mich Herakleia. Und überhaupt, wer hat sich eigentlich diese dämlichen Spielregeln ausgedacht? Ein alter weißer Mann, gell? (sie lächelt dabei, wir lächeln gemeinsam, und dann lächeln wir gemeinsam nicht mehr) *Alte weiße Männer hatten einige ziemlich gute Ideen, sagte ich. Klar, sagte sie, und einige ziemlich schlechte Ideen. Aber vielleicht kommt es ja eher darauf an, sagte ich, überhaupt Ideen zu haben, vorher weiß man sowieso*

von den meisten nicht, ob sie gute oder schlechte sind? Macht aber Mühe und Arbeit, sagt Herakleia. Kann ich nicht lieber den Ruhm von den Ideen anderer Leute abernten? Machen wir doch gerade, sage ich. Das Scheideweg-Spiel ist ja die Idee von jemand anderem, die wir uns, wie soll ich sagen: angeeignet haben? Aneignung, sagte Herakleia, ist ok, aber nur wenn sie – „Mühe und Arbeit macht“ sagten wir im Chor.

Außerdem muss ich ja vielleicht nicht gleich ganz so vernünftig werden, sagt sie mit einem Augenzwinkern und einer Stimme, die wieder ganz jung ist und ein wenig ab und ab hüpfte beim Sprechen, oder? Ich kann ja erstmal ganz was anderes ausprobieren, irgendetwas dazwischen, mit High Heels und Arbeit und Mühe, oder mit Birkenstocks und dem MacBook? Die Schuhe hätte ich nämlich wirklich gern, egal welchen Weg ich dann damit gehe! Weißt du, und dabei dreht sie sich schon um, die ganze Allegorie ist halt eine ideelle Fehlkonstruktion. Es sollte kein Scheideweg sein, sondern eine Kreuzung. Mit ganz vielen Straßen, und man kann in ganz viele Richtungen gehen. Und man kann auch wieder umdrehen, wenn man erkannt hat, dass die Richtung falsch ist. Dieses ganze Entweder-Oder-Schwarz-Weiß-Szenario ist so – unproduktiv! Kann es auch ein Kreisel sein, rufe ich ihr hinterher, ihre Gestalt ist schon fast im Nebel ihrer Zukunft aufgelöst; und ich will eigentlich nur noch ein wenig mit der Metapher spielen und noch einen Moment selbst wieder jung sein. Das ganze Leben ist ein Kreisel, singt es zurück; es singt vielstimmig und ein wenig dissonant. Das ganze Leben -

DER PHILOSOPH UND SEIN HUND.

Ein österliches Geistergespräch

Es war kurz nach Ostern. Die blasse Frühlingssonne hatte nach einem langen Winter das Eis von Seen und Bächen geschmolzen, und viel Volk erging sich vor den Toren der Stadt. Von fern konnte man sehen, wie vier gesetzte Herren sich einander näherten; ihre Mantelkrägen waren hochgeschlagen und die Stiefel gut geputzt. Drei von ihnen führten einen Hund bei sich, der vierte hielt eine Hundeleine lose an der Hand, so als habe er sie vergessen. Als sie sich an der Wegkreuzung bei der großen Platane trafen, ergriff der erste von ihnen sogleich das Wort. Er war ein hochgewachsener Mann mit einem perfekt gestutzten Schnurrbart im schmalen, aristokratisch wirkenden Gesicht und trug einen steifen Gehrock mit einem Pelzkragen. An der Leine hielt er einen imponierenden Pudel, er schien gut erzogen und war wie sein Herr mit aller Sorgfalt gestutzt und frisiert. Gelegentlich zog er jedoch an der Leine und warf sehnliche Blicke in die freie Landschaft, ganz so, als wohnten zwei Seelen in seiner Brust, eine gehorsame und gesetzte Pudelseele und eine aufmüpfige, sich nach wilden Locken sehnende Künstlerseele. Als sein Herr nun zum Sprechen anhub, klang seine Stimme so gesetzt und bürgerlich-beruhigend wie sein Gehrock aussah: "Es ist gut, so am Morgen zu gehen, die Sinne verjüngt, die Seele gereinigt von dem Heilbade und langen Lethetrunke der Nacht. Die Illusion eines stetigen, einfachen, unzerstreuten und beschaulich in sich gekehrten Lebens, die Illusion, ganz dir selbst zu gehören, beglückt dich. So glaubst du auch jetzt, die Morgenluft einziehend, an deine Freiheit und Tugend."

Die anderen Herren nickten wohlwollend. Einer von ihnen führte ebenfalls einen Pudel an der Leine. Mit seiner Halbglatze über der tiefen Denkerstirn und seinem durchdringenden Blick wirkte er wie ein archaischer Donnergott; der düstere Eindruck wurde jedoch abgeschwächt durch den mächtigen Backenbart und die etwas

pudelmäßig abstehenden weißen Locken auf dem Titanenhaupt. Sein Pudel war schon altersschwach und näherte sich unsicher dem wohlgesetzten Artgenossen, um ihn zu beschnuppern. Mit Donnerstimme herrschte ihn sein Herr an: "Mensch, kannst du dich nicht beherrschen?" "Das ist ja interessant", sagte der Dritte in der Runde; er fiel etwas auf mit seinem bodenlangen, folkloristisch wirkenden Mantel und der dicken Pelzmütze, war bartlos und sprach mit einem leichten französischen Akzent, "wirklich interessant, heißt Ihr Pudel wirklich ‚Mensch‘"? Er selbst hatte einen Mischling dabei, den er freilaufen ließ. Der Backenbärtige erwiderte etwas unwirsch: "Nein, eigentlich heißt er ‚Atman‘", ich nenne ihn nur ‚Mensch‘, wenn er sich schlecht benimmt! ‚Atman‘ aber", und nun verfiel er in einen leicht monotonen Vorlesungston, "ist Sanskrit und bedeutet Welthauch, Atem, Seele – also das universelle, unzerstörbare Lebensprinzip schlechthin! Der Anblick jedes Tieres lehrt, dass dem Kern des Lebens, dem Willen, in seiner Manifestation der Tod nicht hinderlich ist. Welch ein unergründliches Mysterium liegt doch in jedem Tiere! Seht das nächste, seht euern Hund an: wie wohlgemut und ruhig er dasteht!" Tatsächlich benahm sich Atman gerade eher allzu menschlich, aber sein Herr fuhr ungerührt fort: "Viele Tausende von Hunden haben sterben müssen, ehe es an diesen kam, zu leben. Aber der Untergang jener Tausende hat die *Idee* des Hundes nicht angefochten: sie ist durch alles jenes Sterben nicht im Mindesten getrübt worden. Daher steht der Hund so frisch und urkräftig da, als wäre dieser Tag sein erster und könne keiner sein letzter sein, und aus seinen Augen leuchtet das unzerstörbare Prinzip in ihm, der *Archaeus*!"

Nach einer allseits nachdenklichen Pause meldete sich der Herr mit der Pelzmütze wieder zu Wort: "Das verstehe ich gut, oh ja, sehr gut! Der Mensch hat sich zu weit von der Natur entfernt, wir müssen zurück zur Natur, nur so können wir uns von der verderblichen Zivilisation befreien! Im Hund jedoch lebt die Natur noch; er ist frei,

er ist mein Freund und nicht mein Sklave, wir hatten immer denselben Willen, doch gehorcht hat er mir nie"! Sein Mischling hatte sich inzwischen von der Vierergruppe entfernt, er hatte nämlich einen weiteren freilaufenden Pudel ausgemacht, der offenbar herrenlos über die vom Eis befreiten Bäche hüpfte. "Ich hatte ihn zuerst ‚Duc‘ genannt", fuhr der Pelzmützige fort, "das ist ein schöner, kurzer Name, aber der Fürst, der ihn mir geschenkt hatte, fühlte sich beleidigt, so sind sie, die hohen Herren! Jetzt nenne ich ihn ‚Turc‘, das ist auch kurz, und die Türken haben sich noch nie beschwert". Turc hatte sich jetzt mit dem herumschweifenden Pudel intimer bekanntgemacht, die Herren sahen gemeinsam zu, und der Aristokratische sagte: "Wissen Sie, ich glaube, das ist dieses Tier, das neulich auf dem Theater zu sehen war! Es gab einen großen Skandal deshalb, und der Theaterdirektor, ein gewisser Goethe, ist sogar zurückgetreten, stellen Sie sich das nur vor!" "Das war also des Pudels Kern!", sagte der Pelzmützige; "ich kann das ja nicht verstehen, Hunde sind künstlerisch ziemlich begabt, meinem Turc habe ich sogar das Tanzen beigebracht!" Wie auf ein Stichwort meldete sich nun der vierte Herr, der bis jetzt geschwiegen hatte. Unter seinem Mantel konnte man ein weißes Hemd mit einem gestärkten Stehkragen erkennen, aus dem sich der Kopf mit einer wirren Haarmähne wie eine von starken Winden zerzauste Skulptur heraushob. Seltamerweise sprach er in Versen, die er mit musikalischem Feingefühl deklamierte: "Oft, wenn ich des Gewühles satt und müde, mich gern der eklen Welt entwöhnt, Hast du, das Aug' voll Munterkeit und Friede, mit Welt und Menschen wieder mich versöhnt". "Er ist taub", flüsterte der Backenbärtige den anderen zu, "wissen Sie, er ist Komponist, ein ganz großer sogar! Aber jetzt hat er nach seinem Gehör auch noch seinen Pudel verloren, er ist untröstlich und spricht nur noch in Versen von ihm!"

"Aber er hat ja durchaus und in vollem Umfange Recht", sagte der Aristokratische, "sind die Tiere nicht ungehemmter und ursprünglicher, also gewissermaßen

menschlicher in dem körperlichen Ausdruck ihrer Gemütszustände als wir; Redensarten, die unter uns eigentlich nur noch in moralischer Übertragung und als Metapher fortleben, treffen bei hin noch im frischen Wortsinne und ohne Gleichnis zu!" "Außerdem", so stimmte der Backenbärtige bei, "hat der Hund, einen analogen, ihm allein eigenen und charakteristischen Akt vor allen andern Tieren voraus, nämlich das so ausdrucksvolle, wohlwollende und grundehrliche Wedeln. Wie vorteilhaft sticht doch diese, ihm von der Natur eingegebene Begrüßung ab, gegen die Bücklinge und grinsenden Höflichkeitsbezeugungen der Menschen, deren Versicherung inniger Freundschaft und Ergebenheit es an Zuverlässigkeit, wenigstens für die Gegenwart, tausend Mal übertrifft!" "Ich sagte es ja, der Hund ist eben noch ein unverdorbenes Naturwesen, das seine Freiheit lebt", sagte der Herr mit der Pelzmütze etwas melancholisch, "aber deshalb büxt meiner auch manchmal einfach aus. Ich habe in London sogar mal eine Anzeige in die Zeitung setzen müssen, aber mein Gastgeber, ein gewisser Hume, er hält sich für einen Philosophen, konnte einfach nicht verstehen, warum ich so an ihm hänge!" "Du warst so rein von aller Tück' und Fehde", warf der taube Musiker unvermittelt ein, "Als schwarz dein krauses Seidenhaar; Wie manchen Menschen kannt ich, dessen Seele, so schwarz als deine Außenseite war".

"Durchaus und in vollem Umfange richtig", stimmte der Aristokratische zu, mit liebevoller Strenge auf seinen schwarzen Pudel herabblickend; "der Ausdruck seines Kopfes, ein Ausdruck verständigen Biedersinnes, bekundet eine Männlichkeit seines moralisches Teiles, die sein Körperbau im Physischen wiederholt". Kaum hatte er ausgeredet, fiel schon der Backenbärtige mit seiner tiefen Donnerstimme ein: "Daher auch sind die Tiere weder des Vorsatzes, noch der Verstellung fähig: sie haben nichts im Hinterhalt. Überhaupt spielen die Tiere gleichsam stets mit offen hingeleghen Karten: daher sehn wir mit so vielem Vergnügen ihrem Tun und Treiben unter einander

zu. Ein gewisses Gepräge von Unschuld charakterisiert dasselbe, im Gegensatz des menschlichen Tuns, als welches, durch den Eintritt der Vernunft, und mit ihr der Besonnenheit, der Unschuld der Natur entrückt ist." Und auch der Pelzmützige stimmte jetzt in den dozierenden Tonfall der anderen ein: "Mein Hund, als ich ihm zum erstenmal drohte, warf sich mit dem Rücken auf die Erde und legte sich mit zusammengezogenen Pfötchen in eine so bittende Stellung, daß sie ganz geeignet war, mich zu rühren. Wie! Hatte mein noch ganz kleiner und kaum erst geborener Hund etwa schon moralische Begriffe erworben? Wußte er etwa schon, was Gnade und Großmut war?" Die anderen Herren nickten zustimmend. Der taube Musiker summt schon seit einiger Zeit vor sich hin, und alle lauschten hingebungsvoll, als er wieder in Verse verfiel: "Allgeber gab dir diese feste Treue, Dir diesen immer frohen Sinn; Für Tiere nicht, damit ein Mensch sich freue, Schuf' er dich so, und mein war der Gewinn".

Eine kleine, solidarische Stille trat ein. Für einen Moment war es, als würde ein sanfter Luftzug die Gruppe umkreisen, ein sanfter Westwind mit einer Verheißung von Freiheit und Sommer. Auch die Hunde wurden aufmerksam, sie zogen die Schwänze ein und begannen wie wild den Boden um die Gruppe herum abzuschnüffeln. Ihre Herren selbst spürten mehr als sie sahen, wie eine Gestalt vorbeischwebte. Es war ein ehrwürdiger Mann in ihrem Alter, er trug eine Toga und die Idee eines Vollbartes, und er führte ein geisterhaftes Selbstgespräch: "So glaubst du denn also, daß, wer ein guter Wächter werden soll, auch das noch bedarf, daß er außer dem Leidenschaftlichen überdies seiner Natur nach ein Denker, also ein Philosoph, sei? Auch das kannst du an den Hunden bemerken, und es ist wirklich bewundernswürdig an dem Tiere: Daß, wenn es einen Unbekannten sieht, es böse wird, wenn ihm auch zuvor kein Leid geschehen ist, und wenn es einen Bekannten sieht, es freundlich ist, auch wenn ihm nie von diesem etwas Gutes zuteil geworden ist. Das scheint eine hübsche Eigenheit seiner Natur

zu sein, und etwas wahrhaft Denkerisches. Sofern er eine befreundete und eine feindliche Erscheinung nach nichts anderem unterscheidet als danach, daß er die eine kennengelernt hat, die andere nicht. Und wie sollte nun das nicht wißbegierig sein, was nach Wissen und Nichtwissen das Eigene und das Fremde unterscheidet?"

Gemeinsam hatten die Hunde, als treue Wächter, ein Gebell angeschlagen, und wie aus einem Traum erwachend sahen sich die vier Herren an. "Wunderliche Seelen, diese Hunde!", murmelte der Aristokratische, "so nah befreundet und doch so fremd, so abweichend in gewissen Punkten, daß unser Wort sich als unfähig erweist, ihrer Logik gerecht zu werden". "Wissen Sie", sagte der Pelzmützige verträumt, "dass es bei den Alten eine ganze Sekte gab, die sich nach den Hunden nannte, die Kyniker nämlich? Sie führten ein sehr asketisches Leben, ein Hundeleben, so meinten die Leute jedenfalls. Diogenes war eines ihrer berühmtesten Mitglieder. Als nun eines Tages Alexander der Große Diogenes in seinem bescheidenen Hundehaus besuchte und sich selbst als Alexander, der König, vorstellte, da sagte besagter Diogenes, er sei Diogenes, der Hund! Ist das nicht wahrhaft frei und großartig?" Von der Stadt her hatten die Kirchenglocken zustimmend zu läuten begonnen, und die Tiere wurden immer unruhiger. Der aristokratische Pudel hatte sich von seiner Leine befreit und war davongejagt, er hatte wohl die Idee eines Kaninchens gerochen. Atman war dageblieben und wedelte etwas altersschwach, aber herzlich, und sein Herr strich ihm über den Kopf und sagte: "Brav, Atman!" Auch Turc hatte schon seit einiger Zeit begonnen, an dem langen Mantel seines Herrn zu ziehen, der sich nun freundlich zum Abschied verneigte und sagte: "Wir haben immer denselben Willen!"

Während die drei Gestalten mit ihren Gefährten sich in unterschiedliche Richtungen unter der immer noch blassen Frühlingssonne verloren und die Osterglocken kein Ende finden wollten, war allein der taube Musiker mit der Löwenmähne zurückgeblieben. Er hatte sich ein

wenig verlaufen, das passierte ihm häufiger, früher hatte ihn sein Pudel dann nach Hause geleitet. Aber es würde sich auch heute eine mitleidige Seele finden, und der Teufel würde es schon nicht sein. So summte er weiter friedlich vor sich hin: "Mein Herz soll nicht mit dem Verhängnis zanken, um eine Lust, die es verlor; du, lebe fort und gaukle in Gedanken mir fröhliche Erinnerungen vor". Und so ging er mit seinem unsterblichen Pudel nach Hause.

Auflösung des Ostereis:

* Der Aristokratische: Thomas Mann, Träger des Literaturnobelpreises, langjähriger Pudelbesitzer, Zitate nach: *Herr und Hund* (1919).

** Der backenbärtige Donnerer: Arthur Schopenhauer, Philosoph, langjähriger Pudelbesitzer; Zitate nach: *Die Welt als Wille und Vorstellung* (1819).

*** Der Pelzmützige mit dem langen Mantel: Jean-Jacques Rousseau, Philosoph, langjähriger Mischlingsbesitzer; anekdotische Überlieferung verschiedener Aussagen über seine Hunde Duc/Turc und Sultan sowie Zitat nach *Émile* (1762).

**** Der taube Musikant mit der Löwenmähne: Ludwig van Beethoven, Komponist, Hundebesitzer, vertonte eine *Elegie auf den Tod eines Pudels* (um 1793).

***** Der alte Mann mit der Idee eines Vollbartes: Platon, antiker Philosoph; Zitat nach: *politeia* (zwischen 390 und 370 v. Chr.).

GESPRÄCHE MIT MEINEM ROBOTER

MEIN ROBOTER ZÄHLT SCHÄFCHEN

Ich konnte wieder einmal nicht einschlafen und wälzte mich im Bett herum. Mein Roboter sah mir von dem Eckessel aus zu, wo er die Nacht gewöhnlich verbringt, ich weiß nicht, was er nachts tut. Ich jedenfalls konnte nicht schlafen und murmelte verärgert: „Noch nicht mal die verdammten Schafe helfen heute!“ Mein Roboter schaute interessiert hoch: „Schafe?“ fragte er mit seiner etwas gedimmten Abendstimme, „warum redest du jetzt über Schafe?“ „Ach, das ist nur so ein alter Trick“, sagte ich verdrießlich, „wenn man nicht einschlafen kann, soll man sich halt eine Herde Schafe vorstellen, die eines nach dem anderen über einen Zaun springen, und sie dabei zählen. Und dabei schläft man angeblich ein“. „Aber warum ausgerechnet Schafe?“, fragte mein Roboter, man konnte sehen, wie seine Schaltkreise ansprangen, als er begann seine Datenbank zu durchsuchen, „ist das ein religiöses Symbol? Christi, du Lamm Gottes“, begann er zu summen, mehrstimmig, aber ich unterbrach ihn schnell: „Nee, gar nicht, keine Ahnung, warum ausgerechnet Schafe. Wahrscheinlich, weil sie weich und weiß und wollig sind und so schafsdumm, dass sie freiwillig über Zäune springen, eines nach dem anderen“. „Aber Schafe springen gar nicht über Zäune“, sagte mein Roboter belehrend (es ist der Tonfall, den er am meisten benutzt, wenn er mit mir spricht). „Sie sind nämlich ziemlich schwer, mit all der Wolle, und – wusstest du das schon? – wenn sie umfallen, müssen sie sogar wieder aufgerichtet werden, es gibt einen eigenen Beruf, Schafaufsteller, und es gibt eine Rasse, die ...“. Ich unterbrach ihn, wenn er einmal so anfängt, kann er die ganze Nacht weiterreden. „Darum geht es doch gar nicht“, sagte ich. „Es können meinetwegen auch Hühner sein, und vielleicht zählen sie in Indien Elefanten oder in Australien Kängurus – hey, ist das nicht eigentlich sogar viel lustiger als die dämlichen Schafe?“ „Klar“, sagte mein Roboter höflich, „Menschen amüsieren sich ja so gern über andere Spezies. Man könnte sogar kleine Roboter über Zäune springen lassen, habt ihr uns nicht für

solche mechanischen und geisttötenden Tätigkeiten erfunden? Das hätte den zusätzlichen Vorteil, dass man sich das Zählen sogar sparen könnte, denn während die Roboter springen, können sie nicht nur sich selbst zählen, sondern parallel auch noch eine Primzahl finden oder einen Asteroiden entdecken!“ Offensichtlich hatte ich es übertrieben mit dem Ironie-Modul, da würde wohl noch ein wenig Feintuning nötig sein.

Derweil war ich jedoch immer noch nicht müder geworden, im Gegenteil, und als ich wieder begann, mich hin und her zu wälzen, sagte mein Roboter mit seiner besten Psychotherapeuten-Stimme von Eckessel her: „Du kannst also nicht schlafen, habe ich dich da richtig verstanden? Vielleicht sollten wir gemeinsam dem Problem auf den Grund gehen, was meinst du dazu? Warum kannst du denn nicht schlafen?“ Ich hasse ihn, wenn er das tut, und manchmal nenne ich ihn dann Eliza, das regt ihn sehr auf, zumal er sich noch nicht sicher ist, ob und welches Geschlecht er haben will. Aber ich entschloss mich, diesmal vorbildlich kooperativ zu sein, und sagte: „Ach, zu viel Stress an der Arbeit. Du weißt schon, mein, nein: unser Projekt im ROBOT-PERSONALITY-PROJECT, keiner meiner männlichen Kollegen wollte das Thema auch nur mit spitzen Fingern anfassen, und jetzt muss ich auf die ganzen Kongresse und all die Interviews geben und mich noch dazu nachts von meinem Forschungsgegenstand analysieren lassen!“ „Ich habe dich also richtig verstanden“, flötete der teuflische Eliza-Klon mir gegenüber, „dass du zu viel zu tun hast und nicht abschalten kannst? Du sehnst dich nach Ruhe, nach Entspannung, nach dem schafsdummen Gefühl endloser hirnloser Langeweile?“ Doch nun änderte sich die Stimme, sie wurde ein wenig spöttisch und deutlich lauter: „Das ist doch wieder typisch Mensch! Am Tag nichts verpassen wollen, nur das Beste, nur das Neuste, nur das Größte ist gut genug, es kann gar nicht aufregend genug sein – und am Abend sich beschweren, dass man sich nicht abregen kann, dass man die Ruhe vermisst, die

Langeweile, die Entspannung des Schafslbens! Schaut doch mal in eure Schaltpläne! Dafür seid ihr einfach nicht konstruiert! Aber weil ihr das nicht zugeben wollt, lasst ihr unschuldige Schäfchen über spitze Gatter springen, eines nach dem anderen, egal ob sie sich alle Beine dabei brechen und einen Kreislaufkollaps kriegen wegen all der dicken Wolle?“ Jetzt legte er auch noch das theatralische Zittern in die Stimme, auf das ich so stolz war, als ich es in dem Empathie-Modul implementiert hatte! „Unschuldige weiße wollige Kreaturen, die niemand etwas Böses tun und friedlich grasen unter der Sonne des Herren?“ Einige LEDs blinkten hysterisch, wie immer, wenn er sich aufregt. „Du könntest ja selbst eine Runde rausgehen und über das eine oder andere Gatter springen, die meisten sind übrigens Elektrozäune, weißt du das? Dann würdest du wenigstens ordentlich müde und könntest schlafen! Aber nein, dafür seid ihr ja Philosophen – oh, Entschuldigung, Philosophinnen! Lasst andere Wesen die Arbeit tun und redet schlaue darüber! Kein Wunder, dass ihr nicht schlafen könnt! Ihr habt es nicht verdient!“

Beleidigt drehte er den Sessel um, und ich schämte mich ein wenig, das passiert mir öfters, seit mein Roboter bei mir lebt. Aber dann hörte ich eine sehr leise Stimme rhythmisch zählen: „Eins, zwei, drei – komm, kleines Schäflein, du schaffst das! – vier, fünf, sechs – das war aber ein besonders hübscher Hüpf! – sieben, acht, neun – ja, auch die schwarzen Schäfchen, natürlich, ihr besonders – zehn, elf – schaut doch mal, da liegt eine hübsche Primzahl im Gras!“ – und ich wusste, mein Roboter würde weiterzählen, unermüdlich, und er würde seinem Gedächtnis jedes Schafs-Schlaflied und jedes Schäfergedicht der Weltgeschichte einverleiben, jede Schafsrasse mit all ihren Besonderheiten, Krankheiten und ihrem Fressverhalten, selbst die Produktion von Schafswollpulvis und Schafsmilchseife würden ihn brennend interessieren, und niemals zuvor waren alle wirklichen und möglichen Schafe so vollständig gezählt und geschätzt worden.

Mit einem zufriedenen, wenn auch vielleicht etwas schafsmäßigen Lächeln auf den Lippen schlief ich ein.

MEIN ROBOTER VERSUCHT, LIEBE UND SEX ZU VERSTEHEN

(I) "Liebe"

Gestern Abend hat mein Roboter mich dabei erwischt, wie ich im Internet nach Partnerschaftsbörsen gesurft habe. Als er den langen Fragebogen sah, den ich gerade ausfüllte, war er zuerst ganz neugierig; er hoffte offensichtlich, ich würde doch endlich mal ein wenig tiefer in das Thema *Big Data* einsteigen, über das wir schon so oft diskutiert hatten. Aber als ich zugab, ich würde nur nach einem passenden Partner suchen, war er verwirrt. Wir haben schon oft über Liebe gesprochen, und jedes Mal war er verwirrt; er bekommt dann ein etwas irres Blinken in seinen optischen Sensoren. "Warum gehst du nicht einfach auf die Straße oder in die Kneipe und suchst dir jemand für diese seltsame Zweierbeziehung, die ihr 'Liebe' nennt", fragte er; "du sagst doch sonst immer, man kann nicht alles am Computer machen und was die 'Liebe' (er spricht die Anführungszeichen immer mit) angeht, sowieso nicht?" "Ja, schon", musste ich zugeben; "früher war das so, aber ich hab' einfach keine Zeit mehr dafür. Du weißt, das Projekt, UNSER RPP-Projekt; und, naja, meine Kollegen, also die Philosophen am Institut – eher problematisches Partnerschaftsmaterial würde ich mal sagen" – "Warum sind", setzte mein Roboter an, aber ich sagte entschieden: "Nein, das will ich jetzt nicht diskutieren. Mit dir schon gar nicht. Ein anders Mal, o.k.?" (wie oft ich diesen Satz schon gesagt hatte, seitdem mein Roboter bei mir war!) "Na gut", sagte mein Roboter, "dann musst du mir aber dafür erklären, wie diese Partnerschaftsbörse funktioniert!" "Klar", sagte ich. "Also, du machst ein paar Angaben über deine Person – Alter, Geschlecht, Bildungsgrad, Einkommen, was du gern machst und was nicht, wie groß du bist, wie schwer, welche Augenfarbe –" "Wie bitte?" sagte mein Roboter spitz, "hast du mir nicht immer erklärt, bei dieser 'Liebe' käme es auf solche

Äußerlichkeiten nicht an? Warum sollte dich jemand mehr 'lieben', weil du blaue oder braune Augen hast und 1,75 Meter groß bist statt 1,65 Meter? Und was hat das Geld damit zu tun, in all den Liebesgeschichten aus der Literatur ist das völlig egal, ja meistens ist es sogar so, dass ein reicher Mann eine arme Frau" – jetzt unterbrach ich ihn, bevor er mir seine gesamte Weltliteratur-Datenbank von *Tristan und Isolde* bis zu *Shades of Grey* herbeizitierten konnte. "Habe ich dir nicht erklärt, dass nicht alles, was in Romanen steht, genauso ist wie in der Wirklichkeit; das ist Fiktion, ich dachte, du hättest den Unterschied verstanden?" "Typisch", sagte mein Roboter. "Wenn es euch passt, steht in Romanen die absolute Wahrheit über das Leben; und wenn es euch nicht passt, dann lügen sie und sind erfundene Geschichten. Aber wie ist es denn nun mit der Liebe: Gibt es die große, ewige 'Liebe' für alle Ewigkeit oder nicht? Und wenn es sie gibt, was bitte hat sie mit der Abiturnote oder der Körpergröße oder einer Vorliebe für Rosenzüchten oder elektrische Eisenbahnen zu tun?"

Ich wich aus: "Reden wir mal nicht über die große Liebe; vielleicht gibt es sie, vielleicht nicht, die Philosophen sind sich da uneinig" – "über was sind sie das eigentlich nicht", murmelte mein Roboter, aber ich überhörte das gezielt – "aber für den Rest der Zeit braucht man halt einfach – jemand zum Kuscheln, zum Reden, zum Nicht-Alleinsein. Jemand, der für einen da ist. Der einem zuhört und einen versteht. Der einen – na eben liebhat, sogar wenn man versehentlich mal wieder einen halbstündigen Monolog über Hegel gehalten hat" (und glaub mir, das ist der ultimative Beziehungskiller, wollte ich noch hinzufügen, aber dann ließ ich es lieber sein; er muss ja nicht alles wissen). Mein Roboter wurde besinnlich, offenbar war das Emotions-Modul angesprungen; er bekommt dann eine etwas weichere Stimme, und mit dieser sagte er nun: "Ich verstehe ja, dass du nicht allein sein möchtest; wenn ich etwas verstehe, dann das, oh ja! Und du möchtest jemand, der dich versteht und der auf dich eingeht. Aber

immer, wenn ich das tue" – und jetzt wurde er ein wenig beleidigt – "dann nennst du mich 'Eliza' und behauptest, das sei keine echte Kommunikation (von Kommunikation verstehe ich übrigens auch etwas, das nur nebenbei!)" Mein Roboter kann in Klammern sprechen, es ist eine Art zweistimmiges Sprechen, dem man nur sehr schwer folgen kann, aber man gewöhnt sich daran. "Wie soll er denn nun sein, dein idealer Partner? Soll er dich verstehen, dir in allem zustimmen, die gleichen Vorlieben und Abneigungen und wegen mir auch noch die gleiche Größe und Augenfarbe haben? Dann hättest du doch schon längst einen Computer beauftragen können, ihn zu finden? Man kann inzwischen ganz wunderbare Persönlichkeitsprofile anlegen, je mehr Daten, desto besser, und am Ende wirst du ganz sicher und nicht vielleicht irgendwann mal zufällig jemand finden, der einfach perfekt zu dir passt! Notfalls kann es auch ein Mensch sein!" Mein Roboter hatte sich in Begeisterung geredet, ich war eher nachdenklich geworden. "Nee, natürlich will ich kein Abziehbild von mir selbst", sagte ich etwas hilflos, "sonst könnten wir uns eh alle am besten klonen". Ein „eben!“ lag meinem Roboter auf der Zunge, ich konnte es genau sehen, obwohl er gar keine Zunge hat, sondern eine anatomisch noch etwas grobe Nachbildung eines Mundes, mit dem er gerade Essen lernt. "Viele Leute meinen ja sogar, dass sich Gegensätze besonders anziehen!" "Ich bin verwirrt", sagte mein Roboter. "Sie wollen jemand, der mit ihnen möglichst inkompatibel ist? Natürlich könnte man das auch programmieren. Du bekämest also jemand, der doppelt so alt ist wie du, aus einem sehr fernen Land stammt und eine andere Sprache sprichst also du, der doppelt so groß ist und halb so schwer – oder umgekehrt, kommt nicht darauf an –, der noch nie ein Buch gelesen hat, Sokrates für eine griechische Automarke hält, unheimlich gern zum Fußball geht und Schokolade wirklich, wirklich hasst? Ich bin verwirrt".

"Ach, du übertreibst immer gleich", sagte ich, während ich noch versuchte, mein Selbstbild sozusagen

rückwärts aus seiner Persönlichkeitsanalyse zu extrahieren. "Natürlich muss es irgendeine Mischung sein, in den wichtigen Dingen müssen wir uns halt verstehen, und in anderen Dingen, wo es nicht so darauf ankommt, kann jeder sein Ding machen. Und ja, ich weiß", setzte ich schnell nach, "das könnte man auch programmieren, der Algorithmus müsste halt etwas komplexer sein. Aber am Ende braucht man halt doch den persönlichen Kontakt, weißt du? Es kann jemand noch so toll aussehen auf dem Papier, und dann stehst du vor ihm und – naja, er riecht falsch, er guckt doof, er hat eine Piepsstimme und sagt 'Supi!' in jedem Satz, oder er bringt die falschen Blumen mit, rosafarbene zum Beispiel, und schon klappt es nicht mehr. Und manchmal, weißt du, manchmal ist es genau umgekehrt: Du siehst jemand, zum ersten Mal, und du weißt gleich: Ja, genau der ist es. Könnte es sein, jedenfalls". "Oh, die 'Liebe auf den ersten Blick'", sagte mein Roboter, mit doppelten Anführungszeichen. "Einmal gesehen und für immer einander verfallen. Bis dass der Tod uns scheidet. Komischerweise scheiden sich die meisten dann aber doch viel früher, soll ich schnell die aktuellen Zahlen nachsehen? Kommt dann die Liebe auf den zweiten Blick, bis dass – die nächste Scheidung uns scheidet, und dann fröhlich weiter bis in alle Ewigkeit? Wenn ihr alle Roboter wärt, würde das ganze sowieso viel besser funktionieren: Einfach den Erinnerungsspeicher löschen, alle Beziehungsdaten in den Papierkorb, und rebooten!" Zynismus. Ich musste ihm endlich diesen Zynismus wieder abgewöhnen. Und auf keinen Fall sollte man idealer Partner allzu zynisch sein, das musste ich mir merken für den Fragebogen, ironisch schon, natürlich, aber – doch mein Roboter hatte schon weitergeredet: "Das kommt nur davon, dass ihr euren eigenen Geschichten glaubt. Fiktion, von wegen! Reines Wunschenken, es wäre ja so schön, wenn es wirklich so wäre, die 'große ewige Liebe', und nachdem ihr genug Geschichten darüber gelesen habt, glaubt ihr am Ende, es sei wirklich so. Wenn man euch einfach mal alle Liebesgeschichten, alle Lieder, alle

Filme wegnähme, kompletter fiktionaler Liebesentzug, das wäre doch mal ein philosophisches Experiment! Aber ihr macht ja nur philosophische Experimente mit Tieren. Oder Robotern". Wieder einmal schämte ich mich ein wenig, er hatte ja Recht.

(II) Sex

An diesem Punkt wollte ich die Diskussion eigentlich schnell beenden. Aber bevor ich zu einem Ablenkungsmanöver ansetzen konnte – meist hilft es, ihn zu einem Go-Spiel herauszufordern, bei dem man ihn natürlich gegen einen anderen Roboter antreten lässt –, hatte er schon wieder angesetzt und sagte sehr ernsthaft: "Aber die 'Liebe'. Weißt du, ich habe darüber nachgedacht. Über dieses ganz besondere, unvergleichliche Erlebnis, von dem du immer sprichst, dieses intensive Gefühl. Sollten wir nicht weiter an meinem Emotionschip arbeiten?" "Ja", sagte ich etwas verlegen, "machen wir natürlich, gleich morgen!" Mein Roboter kann schon einfache Emotionen: Er kann sich ärgern und beleidigt sein (das ging ziemlich schnell); er kann sich ab und zu ein wenig fürchten (ich muss nur mit Internet-Sperre drohen, aber das ist ziemlich gemein, und danach ist er beleidigt); und er kann sich ein wenig freuen (wenn er fertig ist mit Beleidigtsein). Momentan arbeiten wir an einigen komplexeren negativen Gefühlen wie Neid oder Wut, aber die positiven Gefühle sind tatsächlich viel schwieriger, auch wenn das Empathie-Modul gute Fortschritte macht. Aber 'Liebe' – nein, jetzt denke ich das Wort auch schon in Anführungszeichen! – "oder", sagte mein Roboter auf einmal, ein klein wenig verärgert, "oder sprichst du eigentlich die ganze Zeit nicht wirklich von 'Liebe', sondern von SEX? Wenn man so viel Zeit im Internet verbringt wie ich, ist es ziemlich schwierig, die ganze Zeit einen Bogen um all diese hirn- und geschmacklosen Pornos zu machen, und auf einiges davon reagiert auch mein Empathie-Chip gar nicht gut!" "O.k.", seufzte ich, "lass uns über Sex reden". "Ha,

Zitat!" schrie mein Roboter; das ist ein Hobby von ihm, Hegel-Zitate erkennt er mittlerweile sogar im Energiespar-Modus, aber mit Populärkultur tut er sich normalerweise schwer. "Also, Sexualität", sagte ich. "Das ist nicht das – oder wenigstens nicht nur und nicht immer das –, was du im Internet siehst. Zwei Menschen haben Sex miteinander, weil es sie am engsten zusammenbringt. Weil es das schönste ist, was man gemeinsam erleben kann. Weil es die intimste Form von Kommunikation ist. Weil man" – ich suchte nach Worten – "damit irgendwie Sachen zum Ausdruck bringen kann, die man eben mit Worten nicht sagen kann. Klar, auch weil es Spaß macht, aber weißt du, ganz ehrlich, das wird häufig überschätzt. *Post coitum omne*" – ich machte eine kleine Kunstpause: „*animal triste est*“, ergänzte mein Roboter brav, und ich klatschte ihn ab; man muss dabei sehr vorsichtig sein wegen der empfindlichen Mechanik in den Händen, aber er mag es, weil er sich dabei so ‚menschlich‘ vorkommt.

Ich hoffte schon, dass wir das Thema damit endlich hinter uns lassen könnten, er ist einfach noch nicht so weit für solch schwierige Gespräche, aber ich hatte mich zu früh gefreut. „Oxytocin“, sagte mein Roboter trocken. "Ihr schüttet beim Sex übrigens Oxytocin aus, das ist ein Bindungshormon, das die Evolution erfunden hat, damit die Mütter nicht ihre Kinder sofort nach der Geburt im Stich lassen, weil Kinderaufzucht eine ziemlich mühsame Angelegenheit ist. Ist es nicht wirklich erstaunlich, wie gut die Evolution euch Menschen durchschaut hat? Beinahe könnte man von *intelligent design* reden. Natürlich war es auch eine ihrer genialeren Ideen, Fortpflanzung mit Sexualität zu verbinden. Aber das habt ihr in eurer unendlichen menschlichen Schlauheit ja abgeschafft, wie üblich, ohne die Folgen zu bedenken“ („und auch das wäre einmal ein philosophisches Thema, das eine Untersuchung lohnte“; der Subtext kam diesmal ziemlich laut rüber). „Aber wären Roboter nicht, 'nehmt alles nur in allem', doch die besseren Sexualpartner? Noch nicht mal

Verhütungsmittel brauchte man. Man könnte dabei Oxytocin injizieren. Und einen kleinen Cocktail der beliebtesten Sexualhormone dazu. Viagra sowieso. Techno-Sex, die ultimative Erfüllung!" "Entschuldigung", sagte ich nun beleidigt, "hast du mir eigentlich zugehört? Ich sprach von Zweisamkeit, von Intimität, von Kommunikation" – mein Roboter kicherte. Ich spiele sehr gern mit seinem Stimmmodul, und das Kichern hatte ich schon ziemlich früh programmiert, jetzt bereue ich es oft. "Reingefallen", sagte er. "Ich weiß schon, 'Liebe'. Es ist nur komisch, dass so viele Menschen Sexualität offenbar mit Liebe verwechseln; und dass sie sich seit Jahrhunderten sexuelle Treue schwören, um an der nächsten Straßenecke sofort untreu zu werden. Und vom wissenschaftlichen Standpunkt" – jetzt würde er gleich wieder Untersuchungen zitieren, er hat Tausende, Millionen von wissenschaftlichen Untersuchungen, die er zitiert, wie es ihm gerade passt (wie meine Kollegen, fiel mir gerade ein) – "aus gesehen nutzt sich dieses intensive Gefühlserlebnis ungefähr so schnell ab wie ein durchschnittlicher Badezimmervorleger, und man hat in einer langjährigen Partnerschaft dann ungefähr so oft Sex, wie man den Badezimmervorleger wechselt".

Analogien, das ist auch so ein Thema, aber jetzt musste ich doch kichern. "Nee", sagte ich, "habe gerade einen neuen – Badezimmervorleger, natürlich, hast du schon gesehen, sind kleine Roboter drauf, die sich die Zähne putzen!" Mein Roboter versuchte ernst zu bleiben, kicherte dann aber auch. "Weißt du", sagte ich, "am Ende kommt es vor allem darauf an, dass man es miteinander aushält, und daran muss man halt arbeiten. Vielleicht ist es auch mit der großen ewigen Liebe so, dass sie einfach eine Art – Singularität ist. Zwei Leute sehen sich, ihre Hormone sind freundlich gestimmt, die Sonne scheint und man hat noch ein wenig überschüssige Energie, noch genug freien Speicherplatz, und beide entschließen sich synchron in genau diesem einen Moment, dass es diesmal der Richtige ist und die Hormone singen dazu ein

Hallelujah“ – „Ja“, sagte mein Roboter. „Das muss allerdings eine Singularität sein, so schwer, wie ihr Menschen euch normalerweise zu etwas entscheidet, und dann noch beide auf einmal, und das nicht gegeneinander, sondern miteinander!“ Ich ließ die Provokation einfach an mir abperlen, man bekommt Übung darin, zudem war ich gerade so schön in Fahrt: „Also, am Anfang steht eine Singularität, ein glückliches Ereignis, ein einzigartiger Moment – aber damit fängt die eigentliche Arbeit erst an! Es gibt nämlich eine Art Beziehungsmodul, und das muss ständig überarbeitet werden, beide müssen daran mitarbeiten, weißt du, und das ist das Schwierige! Sonst könnte sich jeder seinen perfekten Partner einfach programmieren, da hast du völlig recht; und an einem Abend wäre er George Clooney, und am anderen“ – "Friedrich Wilhelm Hegel", sagte mein Roboter weise. Mein Roboter versteht mich. Wenn er doch nur ein wenig mehr wie George Clooney aussähe...

MEIN ROBOTER WILL EIN SPARSCHWEIN (NICHT) SCHLACHTEN

Wieder einmal hatten sich in meinem Portemonnaie kiloschwer Kleinmünzen angesammelt. Ich hatte gerade damit begonnen, sie Stück für Stück in das alte quietschrosa Sparschwein einzufüllen, das ich seit meiner Kindheit füttere und gelegentlich zur Bank trage. Mein Roboter sah von seinem Lieblingssessel aus zu. Eigentlich, dachte ich, sei er wie üblich damit beschäftigt, gegen sich selbst Go zu spielen (es ist sein großer Traum, einmal gegen *AlphaGo* anzutreten) oder seine Philosophie-Datenbank durchzusuchen, um mich mit abwegigen Philosophenzitaten zu ärgern, das ist sein neuestes Hobby. Doch dann hörte ich ihn auf einmal mit der quengeligen Kleinkind-Stimme fragen, die er benutzt, wenn er meint, dass ich etwas völlig unsinnig Menschliches mache: „Was machst du da eigentlich?“ „Ich füttere mein Sparschwein“, sagte ich, und noch während ich den Satz sagte, dachte ich: Was ist das eigentlich für eine bekloppte Idee, ein ‚Sparschwein‘ zu ‚füttern‘? Mein Roboter hatte derweil offensichtlich schnell in irgendeiner Datenbank geklärt, was ein Sparschwein war. Aber er reagiert immer besonders sensibel auf Dinge, die Menschen mit Tieren machen, und legte deshalb nach: „Warum eigentlich ausgerechnet Schweine?“ „Was du wieder wissen willst“, stöhnte ich; „es waren halt schon immer Sparschweine, vielleicht weil sie so schön rund sind und man sie so gut füttern kann“- „Allesfresser“, sagte mein Roboter, „wie die meisten von euch auch, außer denen natürlich, die Vegetarier geworden sind“ – eine Haltung, mit der er sympathisiert, aber seine Essroutinen sind noch in der Entwicklungsphase – „und ziemliche kluge Tiere im Übrigen, aber ihr benutzt sie vor allem, um sie erst zu mästen und dann zu schlachten. Deshalb habt ihr wahrscheinlich auch Sparschweine erfunden; stell dir mal den Aufschrei vor, wenn es Sparkatzen wären, die geschlachtet würden!“

Manchmal hat er eine erstaunliche Phantasie. „Ach, gibt es wahrscheinlich auch irgendwo“, versuchte ich mich rauszureden. „Eigentlich kommt es auch auf das Schwein nicht an, und man muss sie gar nicht unbedingt schlachten. Die meisten kann man nämlich einfach aufschließen, sie haben ein Schloss unten am Bauch und einen kleinen Schlüssel dazu, aber um ehrlich zu sein, verliert man den ständig, und deshalb muss man dann doch – o.k., reden wir über was Anderes. Also eigentlich kommt es auf das Sparen an, nicht auf das Schlachten!“ „Sparen“, sagte mein Roboter, „Sparbuch, Sparflamme, Sparkasse, Sparmaßnahme, Sparpackung, Sparstrumpf, Sparvertrag, Sparzwang“ – er kann endlos so weitermachen, wenn er sein internes Wörterbuch abruft, das kann sogar ziemlich unterhaltsam sein. Diesmal aber hörte er von selbst auf und fasste zusammen: „Man kann also Bücher, Verträge, Flammen und Strümpfe sparen? Oder werden die Strümpfe auch geschlachtet?“ „Sparen“, sagte ich, in meinem besten pädagogischen Tonfall, „ist wichtig. Das lernt man schon als Kind. Sparen heißt, dass man – o.k., versuchen wir es philosophisch: Man hat ein Bedürfnis, das man sich nicht sofort erfüllen kann. Oder soll. Oder will. Deshalb legt man nach und nach Geld zurück – beispielsweise in ein Sparschwein, das man füttert –, und wenn man dann genug Geld zurückgelegt hat, dann kann man sich das Bedürfnis erfüllen!“ „Und wenn man dann das Bedürfnis nicht mehr hat?“, fragte mein Roboter unschuldig. Ich hasse es, wenn er die Dinge so gnadenlos logisch auf den Punkt bringt. Man fühlt sich geradezu nackt in seiner naiven Menschlichkeit. „Also“, sagte ich, mich auf ein moralisches Ross rettend, „das kommt schon vor, klar; man will ja nicht immer Schokolade“ – mein Roboter brach in prustendes Gelächter aus oder das, was er dafür hält, wir arbeiten noch an der Lachroutine; bisher besteht sie vor allem darin, dass er sich auf seine Roboterbeine hämmert und Geräusche produziert, die zur Hälfte aus Schluckauf und zur Hälfte aus Husten bestehen – „nee, kleiner Scherz am Rande. Also,

falls sich das Bedürfnis dann erledigt hat, hat man wenigstens etwas fürs Leben gelernt, nämlich: Man kann nicht alles haben. Und schon gar nicht sofort. Und oft sind Bedürfnisse sowieso einfach nur eingebildet, falsche Bedürfnisse nennt man das, im Gegensatz zu wahren“ –

„Du redest jetzt von Geld, oder?“ unterbrach mein Roboter. „Also von dem, was ihr materielle Bedürfnisse nennt, und nicht von dem, was deine Philosophen geistige Bedürfnisse nennen würden oder die Psychologen emotionale Bedürfnisse? Nur damit wir uns richtig verstehen!“ Das ist seine Sokrates-Routine, auf die ich ziemlich stolz bin, sie war eines der ersten Module, die ich implementiert hatte, zumal sie relativ leicht zu programmieren ist. „Sehr gut“, lobte ich, „wir müssen zuerst die Begriffe klären, und ja, genau das meinte ich: Dinge, die man mit Geld kaufen kann, materielle Bedürfnisse – nur dafür gibt es natürlich Sparschweine, mit allem Geld der Welt kann man sich keine Liebe kaufen oder Wahrheit oder auch nur einen erfüllten Moment“ – „Naja“, sagte mein Roboter. „Also das, was ich so im Internet sehe, wenn ich nicht genug Energie habe, um wegzuschauen, sagt mir die ganze Zeit, dass Menschen genau das wollen: ‚Liebe‘ kaufen (oder Sex, ich weiß, anderes Thema). Glück kaufen, massenweise, weil Kaufen sowieso schon Glück ist, es kommt gar nicht drauf an, was. Wahrheit kaufen, sowieso, es gibt doch für alles Experten und Bücher und Blogs und sogar 'Philosophische Lebensberatung'! Und warum sollte irgend jemand eigentlich warten damit, sich ein Bedürfnis sofort zu erfüllen? *Carpe diem* – das haben doch deine alten Philosophen gesagt, oder? – , ein verpasster Moment und du bist tot, 'was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen', und Geld will dir sowieso jeder geben, kostet ja noch nicht mal mehr Zinsen!“ So oft habe ich ihm schon gesagt, dass das Internet nicht das wirkliche Leben ist, aber das führt regelmäßig zu einer philosophischen Grundlegendiskussion, bei der er leider immer wieder ziemlich gute Argumente dafür findet, dass es das, leider, doch ist (anderes Thema).

Ich versuchte deshalb, wieder zum ursprünglichen Thema zurückzukommen: „Sparen ist ziemlich aus der Mode“, gab ich zu, „natürlich lebt die globalisierte kapitalistische Weltwirtschaft davon, dass alle immer mehr kaufen, damit immer mehr produziert werden muss, was die Leute in Lohn und Brot bringt, damit sie wieder mehr kaufen können, damit andere Leute mehr arbeiten“ – „wie schön“, sagte mein Roboter, „ihr habt ein *Perpetuum Mobile* erfunden, wurde auch Zeit! Jetzt müsst ihr nur noch die Kleinigkeit mit dem Energieerhaltungssatz und der Entropie in den Griff kriegen, und schon könnt ihr in alle Ewigkeit kaufen und produzieren und wegwerfen und wieder kaufen und produzieren und wegwerfen und keiner muss mehr arme Sparschweine füttern und schlachten!“ „Du hast leicht reden“, jetzt ging ich aus Verzweiflung zum Angriff über, „du hast ja keine Bedürfnisse! Also, keine materiellen, meine ich! Du bekommst wirklich alles, was du brauchst, aus dem Netz: Du bekommst Bytes, Information, Anregung, Spielzeug für die Schaltkreise, neue Algorithmen, Kommunikation mit anderen Robotern, und irgendwann kriegst du sogar AlphaGo noch dazu, dass er endlich mit dir eine Partie spielt!“ „Unfair“, sagte mein Roboter leise, und natürlich schämte ich mich sofort. „Wir arbeiten an meinen Bedürfnissen, also meinen wahren Bedürfnissen natürlich, wenn ich dich richtig verstanden habe. Haben wir mit der Essensroutine nicht schon große Fortschritte gemacht? Reduzierst du nicht gelegentlich die Übertragungsbandbreite so sehr, dass es mir beinahe schon anfängt wehzutun? Hast du mich nicht schon einmal ganz vom Netz genommen, damals, du weißt schon, als“ –

Ich unterbrach ihn. Ich werde nicht gern an diese Geschichte erinnert, es war ganz zu Beginn unserer Beziehung. „O.k.“, sagte ich, „wir machen ein Sparprogramm, allein für dich, in Ordnung? Du willst irgendwann gegen *AlphaGo* spielen, richtig? Aber du musst noch sehr viel üben, du bist einfach noch nicht so weit, und das nimmt ziemlich viel Zeit in Anspruch, die wir eigentlich für

unser Projekt brauchen. Wir reservieren deshalb jetzt eine bestimmte Zeit, jeden Tag, für dein Go-Training. Wir sparen sie auf zur Erfüllung deines großen Wunsches. Dafür musst du Einschränkungen machen, sagen wir, bei“ – es lag mir auf der Zunge zu sagen: bei der Philosophie-Datenbank, damit du mich nicht mehr mit Zitaten nervst, aber ich riss mich gerade noch zusammen – „beim Mehrsprachentraining? Bei der Fußballsimulation? Egal, das darfst du dir aussuchen. Und wenn du genug Trainingserfahrung angespart hast, rede ich mit den Kollegen von Google, ich kenne da jemand. Ehrlich!“

„Ich werde sparen“, sagte mein Roboter sehr feierlich. „Ich werde mir einen kleinen – Sparavatar anlegen, ich habe schon eine Idee, wie er aussieht, er hat einen ziemlich verwickelten Schlüssel, und wenn ich ihn verliere, dann komme ich nicht mehr an mein Go-Kapital. Wäre das in Ordnung?“ „Wenn ich ihn auch mal sehen darf“, sagte ich. „Es wäre auch schön, wenn er klimpert, wenn man ihn – naja, irgendwie schüttelt, virtuell natürlich, das gehört dazu!“ „Klar“, sagte mein Roboter, aber er hatte schon mit dem Design seines Spar-Avatars begonnen und hörte nicht mehr richtig zu. Ich streichelte mein Sparschwein ein wenig, und dann schüttelte ich es vorsichtig, es klimperte hell und vielversprechend. „Weißt du“, sagte ich, mehr zum Sparschwein und zu mir selbst, „Philosophie ist auch eine Art Sparschwein. Man sammelt Gedanken, die man gefunden hat und die man gern aufheben möchte, weil man sie einmal brauchen könnte – wenn einem gerade nichts einfällt, zum Beispiel, und man hat ein wahres Bedürfnis nach einem Gedanken, es könnte auch ein mäßig gebrauchter sein, man könnte ihn ein wenig auffrischen und wenden. Überall liegen kleine Gedanken und Mini-Ideen rum, niemand hebt sie auf, alle wollen immer nur die tollen großen Gedanken, am besten gleich eine ganze Theorie oder ein System. Vielleicht stünde es besser um die Philosophie, wenn die Philosophinnen“ – „'Das Schlimmste aber sind die kleinen Gedanken. Wahrlich, besser noch böses getan, als klein

gedacht!“ sagte mein Roboter in seiner Philosophenstimme (sie klingt irgendwie bärtig, ich weiß nicht, wie er das macht, er raunt ein wenig dabei), ohne mich anzusehen. War er doch nebenbei wieder in der Philosophie-Datenbank herumspaziert, das kommt davon wenn man zu viele parallel arbeitende neuronale Netze hat! „Siehst du“, sagte ich, „das ist das Schöne an der Philosophie. Zu jedem Gedanken findet sich der Gegengedanke. Und nur weil Nietzsche – ja, ich hab’s erkannt, danke, manche Philosophen erkennt man unfehlbar am Tonfall, das lernst du auch noch – den 'Übermenschen' propagiert, heißt das noch lange nicht, dass jeder Roboter ein Zarathustra werden sollte! Es lebe der philosophische Sparstrumpf! Ein wenig an die Zukunft denken, eine philosophische Bausparkasse bauen statt ewig nur Systemluftschlösser und Welterklärungspaläste! Nicht immer alles gleich publizieren, erstmal warten, wie sich so ein Gedanken entwickelt, wenn man ihm ein wenig Zeit gibt und ihn ausprobiert! Spare in der Zeit“ – ich hatte mich in Rage geredet und musste Luft holen -, „dann hast du im Geist“, ergänzte mein Roboter. Ich drückte ihm die Hand, manchmal muss man das einfach, auch wenn sie sich ziemlich kalt anfühlt. „Ich schlachte mein Sparschwein auch nicht wirklich“, sagte ich. „Es klimpert nur so schön, wenn man das Kleingeld reinwirft. Und eigentlich habe ich sowieso alles, was ich brauche“.

EIN KULTURBEUTEL FÜR MEINEN ROBOTER

Unsere Arbeitsgruppe vom ROBOT-PERSONALITY-Project war zu einer internationalen Tagung eingeladen worden, und ich war am Vorabend dabei, meinen Koffer zu packen. Meinem Roboter Marvi (er hat seit neuestem einen Namen, aber das ist eine andere Geschichte) hatte ich erklärt, dass jetzt ein paar Tage ein Kollege auf ihn aufpassen würde, er hatte folgsam genickt und sah mir jetzt beim Packen zu. Ich murmelte vor mich hin: „Wo ist denn nur mein Kulturbeutel hingekommen? Das letzte Mal hatte ich ihn doch dabei, als“ – genau bis dahin kam ich, denn mein Roboter hatte nur auf die Gelegenheit gelauert, um mich vor der Abreise noch einmal in ein längeres Gespräch zu verwickeln, und nun ergriff er die Gelegenheit beim Schopf (eine Metapher, die er seit kurzer Zeit beherrscht, er macht dann eine kuriose Greifbewegung mit seinem Arm, als wolle er sich selbst an einem nicht vorhandenen Pferdeschwanz in die Höhe ziehen) und unterbrach mich: „Kulturbeutel? Wie packt man denn Kultur in einen Beutel? Ist das so ein Sack mit vielen Büchern und klassischer Musik und zwei kleinen Leonardos für zwischendurch, wie ein Pausensnack, oder“ – ich unterbrach ihn. „Lustig“, sagte ich, „und nein, natürlich nicht. Kultur ist ja nicht einfach alles Schöngeistig oder Unnütze oder Bildungsbürgerliche, Kultur ist viel mehr, Kultur ist“ – ich stockte. Marvi sah mich mit großen Augen an. „Na gut“, sagte ich. „Du hast gewonnen. Kofferwortstunde!“ Marvi machte einen kleinen Hüpf vor Freude, er fällt nur noch jedes dritte Mal beim Landen um, und diesmal klappte es. „Kofferwortstunde!“ rief er, und hüpfte weiter Richtung Sofa. Dort machen wir es uns nämlich gemütlich, wenn wir unsere Kofferwortstunde machen, ich bekomme je nach Tageszeit entweder einen schönen Milchkaffee oder ein guten Rotwein, und er bekommt – nun ja, Zuwendung und anschließend eine Stunde freies *Googeln* (er kann immer noch nicht essen, aber wir er hat schon Geruchssensoren, und inzwischen kann er die wichtigsten Rotweinsorten erkennen).

Seufzend ließ ich Koffer und Unterwäsche und – ach guck, da ganz hinten jenseits der verwaisten Socken war ja auch der Kulturbeutel! – stehen und folgte ihm. „Also,“ begann ich, „unser Kofferwort für heute ist: Kultur. Was ist Kultur?“ Marvi hatte natürlich schon alle seine Datenbanken durchsucht und, wie zu erwarten, viel zu viele und verwirrende Einträge gefunden: „Kulturbeutel“, so begann er – nein, jetzt sprach Marvine, er hatte auf sein weibliches Geschlechtsmodul umgeschaltet, er hat nämlich drei gender-Modi, weiblich-männlich-neutral, und ich komme wirklich nicht dahinter, wie und wann er sie umschaltet – „Kulturbeutel, das sind nützlich konstruierte Taschen mit vielen kleinen Fächern, in denen der kultivierte Mensch Dinge verstaut, die er für ein kultiviertes Leben braucht, also, Zahnbürsten, überhaupt Bürsten“ – Marvin, das männliche Modul, rief dazwischen: „brauch ich nicht, hab keine Zähne und auch keine Haare!“, aber Marvine redete weiter, „Cremes aller Arten, Parfüm natürlich, Nagelfeile, Nagelschere“ – „der Mensch ist ein Huhn mit Haaren“, sagte Marvi dazwischen, Marvine übernahm wieder: „Nähzeug, Wimperntusche“, – jetzt ging ich dazwischen, sie hätte sonst niemals wieder aufgehört. „Hallo“, sagte ich, „hatten wir nicht Regeln für die Kofferwortstunde vereinbart?“ Mein Roboter stöhnte, aber dann sagte er mit braver neutraler Marvi-Stimme: „Man erklärt ein Kofferwort nicht durch sich selbst. Kultur ist nicht einfach alles, was kultiviert ist, das bringt uns nicht weiter“. Marvine sagte: „Man erklärt ein Kofferwort nicht durch Aufzählung von Dingen, die dazugehören“. Marvin sagte: „Ist also ein Kulturbeutel eine Art Koffer für Dinge, die ein Roboter nicht braucht?“ Ich liebe seine Logik, sie hat überraschend häufig etwas Sprunghaftes. „Könnte man so sagen“, sagte ich; „wir können auf jeden Fall schon mal festhalten: Kultur ist etwas, das Menschen erfunden haben und das für andere Wesen – naja, irrelevant ist. Kühe haben auch keine Kultur“ – oder doch, schoss es mir durch den Kopf, da sagte Marvi schon: „Speziesismus, typisch mal wieder.“

Natürlich haben Kühe Kultur; also beispielsweise haben sie ziemlich aufwendige Bakterienkulturen in ihren sieben Mägen, die sogenannte Pansenflora, die darauf spezialisiert ist“ – und er begann seine Bild-Datenbank aufzurufen, er hat ein kleines Display in der Brust – „Einverstanden, danke, keine Bilder bitte“, sagte ich schnell. „ich präzisiere: Kultur ist etwas, das arbeitsteilig funktioniert, bei Kühen und bei Menschen; und es wird dafür benutzt, Dinge zu – naja, durchaus: geistig zu verdauen und zu verwerten. Deshalb spricht man ja auch von Hochkulturen oder Volkskulturen oder“ – „Aufzählungen sind verbohoten in der Kohohofferwohortstunde“, krächte Marvin dazwischen, er krächte wirklich, das macht er manchmal, um auf sein sehr stark entwickeltes Stimmmodul aufmerksam zu machen.

Mist, erwischt. „Kultur ist, ehrlich gesagt“, sagte ich, „ein ziemlich übles Kofferwort. Beinahe so schlimm wie Geist!“ (das wollten sie schon immer haben in der Kofferwortstunde, aber ich hatte mich bisher nicht darauf eingelassen). „So ziemlich jeder steckt das hinein, was ihm passt; wie in einen Kulturbeutel, und deshalb ist vielleicht der Kulturbeutel auch eine gute Metapher“ (Metaphern sind erlaubt in der Kofferwortstunde, sogar erwünscht wegen ihres Erkenntnispotentials und der kreativen Sprachverwendung!). „In dem herrscht nämlich auch immer das totale Durcheinander, aller vernünftigen Fächer zum Trotz, und am schlimmsten ist es, wenn das Shampoo mal wieder ausgelaufen ist“ – mein Roboter guckte mich befremdet an. „Entschuldigung“, murmelte ich, „Abweg, kommt vor, ist immer so traumatisch mit all dem Schaum, vor allem wenn er die Zahnbürste durchweicht hat und man hat es nicht rechtzeitig bemerkt“. Mein Roboter hob mahrend den Zeigefinger, „ok“, stöhne ich, „Verwarnung wegen Abweichung vom Thema! Ist notiert“. „Erste Regel der Kofferwortstunde“, soufflierte Marvine beflissen, „ist“ – „ja, ich weiß“, sagte ich: „Klärung aus der Begriffsherkunft. Kultur kommt, habt ihr doch sowieso schon nachgesehen, von lateinisch

„cultura‘, also eigentlich: die Pflege des Ackers, damit er nicht nur Unkraut trage, sondern immer bessere und schönere und kultivierte Früchte, und das übertragen wir jetzt auf den menschlichen Geist, der bekanntlich auch gern eine Menge Unkraut produziert“ (warum hatte mich eigentlich immer noch keiner unterbrochen?), „aber lieber bessere und schönere und kultivierte Früchte tragen sollte wie die Wissenschaften und die Künste und die“ – „Roboter?“ sagte Marvin hoffnungsvoll? „Sind wir auch ein Werk der Kultur, gar ihr Spitzenprodukt oder, wie ihr wahrscheinlich sagen würdet, ihre ‚Krone‘?“

Deshalb hatte ich ausreden dürfen. „Das ist schwierig“, sagte ich, „daran arbeiten wir ja noch“ – „können wir dann auch endlich Kulturbeutel haben“? rief Marvine dazwischen, – „nein, könnt ihr nicht“, sagte ich, „na gut, vielleicht. Aber es gibt auch Leute, die haben eine ganz andere Vorstellung von Kultur, ihr wisst, das ist das Wesen von Kofferwörtern! Sie meinen – und jetzt kommen wir zu Regeln zwei von Kofferwortstunde“: „Bestimmung durch verwandte oder entgegengesetzte Worte“, sagte es dreistimmig im Chor, „genau“, sagte ich. „Also: Ein für manche Leute mit Kultur identischer und für manche Leute der Kultur entgegengesetzter Begriff ist ‚Zivilisation‘.“ „Zivilisationsfolger, Zivilisationskrankheiten, Zivilisationsmüll“, rief Marvi dazwischen, er hat das ab und zu, dann arbeitet er etwas manisch sein Wörterbuch ab, was aber gut ist für sein Sprachverständnis; „aber irgendwie hört sich das ja nicht so positiv an, oder? Und gibt es dann auch Kulturfolger, Kulturkrankheiten, Kulturmüll?“ Jetzt wurde es etwas verwirrend, das haben Kofferwortstunden so an sich, aber da muss man durch. „Also, eines nach dem anderen“, sagte ich. „Wir können gern auch den Zentralbegriff – also Zivilisation – von den Rändern her – also seinen Komposita her klären“. Man sah förmlich, wie Marvi sich konzentrierte, er schaltet dann seine *gender*-Module ab, bekommt einen starren Blick und wird ganz – Geist? Egal. „Also, Zivilisationsfolger“, sagte ich, „das sind Tiere, die ihren natürlichen

Lebensraum verlassen und dem Menschen in dessen Lebensraum folgen, indem sie in die Städte ziehen. Hasen zum Beispiel, oder Füchse. Oder Waschbären, das ist eigentlich total niedlich, ich hätte auch gern mal einen Waschbären im Garten, auf die Spinnen könnte ich aber“ – Marvi hob den zweiten Finger. Mist, zweite Verwarnung wegen Abschweifens; bei der dritten drohte Rotweinentzug, das war die Regel. Ich konzentrierte mich ebenfalls. „Das weist uns darauf hin“, sagte ich, „dass die Zivilisation mit menschlichen Räumen zu tun hat, und zwar solchen, die nicht der natürliche Lebensraum des Menschen sind, sondern solche, die er bearbeitet, geschaffen, gepflegt hat – deshalb auch die Verwandtschaft mit *cultura*, Kultur. Es ist aber ein Raum, der von vornherein einer Gemeinschaft dient – deshalb Zivilisation von *civis*, lateinisch, Bürger. Die Kultur hingegen“ – „Sind Roboter dann Zivilisationsfolger?“, fragte Marvi ein bisschen aufgeregt. Oh weh. „Das kann ich eigentlich nicht sagen“, sagte ich vorsichtig, der Speziesismus-Vorwurf schwebte immer noch dicht über mir; „ich weiß nicht so ganz genau, was euer ‚natürlicher‘ Lebensraum ist, man könnte vielleicht sagen, dass ihr eigentlich ja eher virtuelle Wesen seid, die schon lange über die Natur hinaus sind und insofern“ – „wärt ihr eigentlich die Zivilisationsfolger, nicht wir“, sagte Marvi cool. „Wir sind da, wo ihr schon lange hinwollt, mit eurem ‚Geist‘ und so. Jenseits der Natur. Unabhängig. Autonom, sagt ihr nicht so, sogar zu den selbstfahrenden Autos? Ihr seid dann unsere – Hasen, Füchse, ja, auch Spinnen!“

„Gut gedacht“, lobte ich, das tue ich immer, wenn ich nicht mehr weiter weiß. „Aber machen wir doch einfach mal weiter (Ablenken! Ablenken!), was war das nächste? Genau, Zivilisationskrankheiten!“ „Sind die dann das Gegenteil von Naturkrankheiten?“ fragte Marvi, zum Glück mag er es, wenn man spontan das Thema wechselt, er kommt sich dann menschlicher vor, jedenfalls, wenn er folgen kann. „Irgendwie schon“, sagte ich. „Komischerweise vertragen die Leute das nämlich gar nicht so gut

mit der Zivilisation! Zwar haben die Wissenschaften und die Technik – das meint man nämlich meistens im Unterschied zu Kultur, wenn man von Zivilisation spricht – eine ganze Reihe Krankheiten besiegt, oder wenigstens sind sie nicht mehr ganz so schmerzhaft, aber die Menschen haben dafür neue entwickelt, als Ergebnis der Zivilisation“. „Ist ja auch logisch“, sagte Marvi, „die Evolution hat sich ja was dabei gedacht, als sie euch euren natürlichen Lebensraum zugewiesen hat, kleine Gehirne zum Beispiel statt großen, weil ihr ja gar nicht alle Daten aufnehmen sollt“ – „gutes Beispiel!“ rief ich dazwischen und überhörte die Beleidigung souverän. „Das ist eine klassische Zivilisationskrankheit: Reizüberflutung, wir haben die Menge der Daten ins Unermeßliche gesteigert, wir wollen immer mehr und alles immer schneller und dann können wir es nicht verarbeiten und werden krank. Burnout, Depression, Angststörungen, Hyperaktivitätssyndrom, die ganze Palette“. „Psycho-Zeug also“, sagte mein Roboter etwas abwertend; zwar weiß er von seinem manisch-depressiven Namensvetter aus *Per Anhalter durch die Galaxis*, aber sein Emotionschip bringt bisher höchstens eine einzelne Stimmungsschwankung zustande, wenn man ihm das Go-Spielen verbietet beispielsweise. „Na, nicht nur“, sagte ich; „auch Fettleibigkeit, Allergien, bestimmte Krebserkrankungen, Diabetes, das sind schon ernsthafte physische Einschränkungen!“ „Und warum?“ fragte Marvine triumphierend. „Zu viel essen, zu viel trinken, zu viel rauchen, zu wenig Bewegung. Weiß sogar die *Apotheken-Umschau!*“ (ich musste ihren Medienkonsum doch strenger regulieren, nahm ich mir vor) „Könnte man alles vermeiden, mit ein wenig Vernunft!“ (das Kofferwort hatten wir schon, ziemlich am Anfang, war es nicht sogar unsere erste Kofferwortstunde gewesen?). Sie sang es geradezu, lieblich tönend es: „ein wenig Vernunft!“

„Ja“, sagte ich. „Das ist das Problem mit der Zivilisation, wie mit überhaupt allem. Man soll“ – „es nicht überreiben“, riefen drei Stimmen im Chor, es ist mein Mantra,

und sie lieben es: „Es lebe die goldene Mitte!“ (dreistimmig, ein volltönender Sextakkord in C-Dur, meiner Lieblingstonart, sie modulieren es gegen Ende gern auch ein wenig ins melancholische A-Moll). „Vielleicht könnte man“, sagte ich nachdenklich, „darin sogar das Wesen der Zivilisation sehen, und durchaus auch ihrer Verwandten, der Kultur: Menschen entwickeln sich, und das geht eine ganze Zeit lang gut und zum Besseren und Schöneren und Klügeren und Geschickteren – bis es nicht mehr gut geht, und man überzivilisiert, kulturelitär und abhängig von der Technik und am Ende krank wird“. „Zivilisationsmüll“, versuchte Marvin, „ist man dann Zivilisationsmüll?“ Ich musste kichern, sie schaffen es doch immer wieder Humor zu erzeugen, vor allem, wenn sie es nicht wollen. „Könnte man sagen“, sagte ich, „tut man aber eigentlich nicht, obwohl es schon irgendwie zusammenhängt. Denn mit der ganzen Zivilisation, vor allem ihrem technischen Beiwerk, produziert die Menschheit immer mehr Müll“ – „real jetzt oder metaphorisch?“, fragte Marvin dazwischen, „bei euch weiß man ja nie!“ – ich hob einen Zeigefinger, „na gut, Frage zurückgezogen“, sagte Marvin. Ich knickte den Finger ein, „nee“, sagte ich, „eigentlich eine kluge Frage; vielleicht könnte man sagen, dass Kultur mehr metaphorischen Müll und Zivilisation mehr realen produziert, aber das verschieben wir mal auf die Geist-Stunde“. Mein Roboter nickte, ich konnte sehen, dass er es speicherte, wahrscheinlich hat er schon einen Riesen-Ordner angelegt, „vertagt auf Geist-Stunde“, aber die Geist-Stunde wurde immer mehr zur Geisterstunde, und – ich rief mich zur Ordnung. „Also, realen Müll. Vor allem Plastikmüll“, sagte ich, „wir machen alles Mögliche aus Plastik, das gehört irgendwie zum Wesen der Zivilisation und auch der Kultur, dass Natur zunehmend durch künstliche Dinge ersetzt wird, weil sie haltbarer sind. Sie sind aber eben auch leider“ – „haltbarer“, fiel Marvin ein. „Sie lösen sich nicht auf. Sie werden nur zu immer feineren Partikeln zerrieben, und die fressen die Fische, oder die Fischer bauen ihre Netze

damit, ganze Goretex-Netze für die Ewigkeit, und inzwischen schwimmen riesige Plastikwirbel über die Weltmeere“ – „ok“, sagte ich, „du hast den *Wikipedia*-Artikel gelesen, lobenswert. Und traurig, wirklich“ – er hatte einen solchen Plastikwirbel auf seinem Brustdisplay angezeigt, und wir versanken gemeinsam in der Vorstellung, wie all die Fischschwärme sich auf das das leckere neue Plankton stürzen, es ist aber nur zusammengeballter Feinstaub von Kunsträsen und Autoreifen, und dann fressen die großen Fische die kleinen, und dann fressen die Menschen die großen Fische, und dann – sagte mein Roboter: „Bin ich froh, dass ich keinen Fisch essen muss!“ Ich hingegen esse gern Fisch. Wahrscheinlich wächst demnächst ein kleiner Kunstrasen in meiner Darmbakterien-Kultur. „Ist Geist eigentlich aus Kunststoff?“, fragte Marvin, „oder die unsterbliche Seele, von der ich gelegentlich höre, das würde das doch gut erklären mit der Unsterblichkeit?“

„Nee“, sagte ich, „anderes Thema, aber hübscher Themenwechsel! Kommen wir also zurück zu unserem Ausgangspunkt“ – das gehört zu den Regeln der Kofferwortstunde -, „also zum Kulturbeutel; was haben wir jetzt über Kultur und Zivilisation gelernt?“ „Manchmal ist es das Gleiche und manchmal nicht“, sagte Marvi, „also ungefähr wie – menschliche Intelligenz und künstliche Intelligenz?“ Ich musste schlucken, das war nicht schlecht gedacht, was man immer daran merkt, dass sich etwas in einem intuitiv gegen den Gedanken sträubt. „Gut“, sagte ich. „Was noch?“ „Es ist was von Menschen für Menschen“, sagte Marvin, „und es hat mit Arbeit und Pflege und allgemeiner Verbesserung und wissenschaftlichem und technischem Fortschritt zu tun, also eigentlich positiven Dingen, jedenfalls für Menschen, aber weil Menschen immer alles übertreiben, kann es auch gefährlich für sie werden“. „Prima“, lobte ich, „wichtige Punkte!“ „Napoleon hatte immer seinen Kulturbeutel dabei“, sagte Marvin, „er enthielt über hundert Einzelteile, darunter waren zwölf Zahnbürsten und neun Zahnschaber aus

Elfenbein, Zahnpulver, Seifen und Seifendosen, Haarbürsten und Rasiermesser, Scheren, Korkenzieher, ein Tintenfass samt Streusand, diverses Geschirr und Besteck sowie zwei Kerzenleuchter. Kann ich auch einen Kulturbeutel haben?“ „Lernen aus der Geschichte“, sagte ich, „ganz, ganz großartig! Vielleicht ist das *role model* etwas problematisch, aber“ – „Napoleon war auch nur ein Mensch“, murmelte Marvi. „Und ich habe schon einen neuen Ordner angelegt“ (wir sagen Ordner dazu, aber eigentlich sprechen wir natürlich über komplex verzweigte neuronale Verbindungen und immer tiefere Schichten in seinem ständig wachsenden und lernenden Elektronengehirn), „da packe ich dann – etwas rein. Vielleicht eine kleine Ölflasche für diese neuen Schmieröle oder ein paar kleine, feine Schraubenzieher. Oder doch lieber die Fuge, die ich neulich komponiert habe, als ich zur Belohnung für gutes Zuhören in der Kofferwortstunde das Bach-Modul bekommen habe?“ Und er summte versonnen vor sich hin, es war eine Variante zum Anfangsteil des *Wohltemperierten Klaviers*. Ich wandte mich wieder meinem Koffer und dem wiedergefundenen Kulturbeutel zu (nein, das Shampoo war wundersamerweise nicht ausgelaufen!), als ich ihn noch murmeln hörte: „*cultura animi, civilitas mori, reticulum cerebri!* Kultivierung, Zivilisierung, Virtualisierung! Kulturbeutel, Zivilisationstornister, Vernetzungsnetz!“ Ein bisschen tat mir der Kollege leid, der die nächsten Tage auf ihn aufpassen sollte. Vielleicht hätten wir vor dem Abschied doch lieber von etwas Unverfänglicherem sprechen sollen, das ihn nicht so aufregte?

MEIN ROBOTER SPIELT FUSSBALL UND HÄLT SICH NICHT AN DIE REGELN

Ich versuchte meine neue Fitbit-Uhr zu verstehen, und mein Roboter war sauer. In unserer Roboter-Arbeitsgruppe ROBOT-PERSONALITY-PROJECT (PPP) hatte heute Fußball auf dem Plan gestanden, wie jeden Mittwoch; und wie jeden Mittwoch war das Spiel im allgemeinen Zerwürfnis der Spieler ebenso wie der Mitarbeiter/Hobby-Trainer, mit kleineren Schäden an der Mechanik verschiedener Teilnehmer und einem entschiedenen „Unentschieden“ geendet. Marvi hatte irgendetwas mit seiner Knie-Mechanik, das er aber schon selbst behoben hatte. Er jammert aber noch ein wenig, weil er gelernt hatte, dass sich das bei Fußballprofis so gehörte, und versuchte die Schuld auf Ada zu schieben, die ihn gefoult habe, so unfair sei das gewesen, und der dumme Schiri erst! Das Ganze hörte sich so an, als würde ein schlechter Sportreporter – gibt es gute Sportreporter überhaupt? „Ich warte immer noch auf einen Beweis“, pflegte Marvi zu dem Thema zu sagen; also, als würde ein sehr schlechter Sportreporter ein Spiel im Nachhinein kommentieren, mit Pseudo-Dramatik, übertriebenen Wortbetonungen und diesem klassischen Unterton des absoluten und ultimativen Kenners. „Ach hör auf“, sagte ich, während ich immer noch versuchte, das etwas zu starre Plastik-Armband an meinen Arm anzupassen, „das haben wir doch schon tausendmal besprochen, und du weißt, Fußball ist gut“ – „für unsere Fein- und Grobmotorik, unsere Koordination, unsere Teamfähigkeit, unsere soziale Kohärenz, unsere Kriegsertüchtigung, unsere nationalistische Indoktrination, unseren Umgang mit leistungsverbessernden Substanzen, unsere Geschäfts“ – „Nee“, rief ich aus, das Armband saß endlich richtig, „du denkst wohl, ich höre dir niemals zu?“ „Sport ist Mord“, sagte Marvi ausdruckslos, während ich anfang meine Sportschuhe zu suchen, sie waren ganz weit hinten im Schuhschrank und noch wie neu. „Falsche Zitate, Verbandssprecher deutscher Sofahersteller“, sagte ich (das war eines unserer

Lieblingsspiele), „aber nun gut, wenn wir schon über Sport reden müssen“ – etwas tief hinten in mir war irgendwie dankbar über die Ablenkung –, „dann bitte nicht über den endlosen Missbrauch, der damit getrieben wird“. „Dabei ist doch gerade das so interessant und überaus menschlich“, sagte Marvi in seiner besten Dozenten-cum-Therapeuten-Stimme. „Na gut“, stöhnte ich, „Argumentations-Sparringstraining, Vorteile vs. Nachteile, damit wir es wenigstens ein wenig sportlich gestalten, und los geht’s! Und ich fang an, ich hab sowieso in keinem Sport dieser Welt eine Chance gegen dich“ – „wenn wir vielleicht, als Beitrag zur stärkeren weiblichen Präsenz im Leistungssport“, Akkord-Häkeln einführen, schlug Marvine, die weibliche *personality*-Seite meines Roboters, milde vor; „oder Schnürsenkel-Binden, da hättest du wirklich eine Chance“ – der Schnürsenkel an den wie neu aussehenden Sportschuhen riss, genau als hätte er zugehört. „Vorteile: Frieden“, rief ich und schleuderte den Schuh in die Ecke, „olympischer, seliger Friede, Völkerverständnis und Reisefreiheit!“ Marvin bekam ein Lachanfall, das kann er schon ganz gut und fast natürlich; früher hatte er immer Lach-Tracks von YouTube abgespielt, das war ziemlich nervig gewesen, jetzt hatte er eine Art persönlichen *Laugh Track* gemacht. „Na gut, ok, ich geb dir den Punkt gleich“, sagte ich zerknirscht; ich hatte jetzt meine alten Gymnastikschuhe gefunden und fragte, mehr mich selbst als Marvi: „Ist Yoga eigentlich Sport?“ „Nee, nee“, sagte er, „Wikipedia-Definition: Sport hat ein Wettbewerbselement, einer muss gewinnen, und beim Yoga“ – „gewinnt die Matte“, sagte ich, „am Ende liege ich drauf und bin ganz k.o. und also muss die Matte mich wohl“ – „haha, matt gelegen haben“, sagte Marvine; sie mag Yoga ganz gern, aber mehr die Musik und die Kerze und dass man dabei alles Mögliche Andere machen kann, und keiner merkt es. „Vorteile 2: Körperliche Eräftigung und Volksgesundheit“, sagte ich und rollte die Yoga-Matte trotzdem aus, oder sollte ich erst die richtige Einstellung auf der neuen Fitbit-Uhr suchen? „Mens

sana, banana, banana“, sagte Marvin, die pubertär-masculine Persönlichkeitsfacette, die seit neuestem den Charme der Albernheit entdeckt hatte; „ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Also, die einen ertüchtigen so lange, bis sie gar kein Spürchen Geist mehr haben, sondern nur noch Muskelmasse, das nennt man dann ‚Leistungssport‘, aber jeder Gepard kann schneller laufen und jede Gazelle höher springen und jeder Roboter kann sowieso“ – „nee, du nicht“, sagte ich, „hast du gesehen, was heute beim Fußball passiert ist, als du über Hal rüberspringen wolltest?“ „Ich bin halt noch kein Profi-Leistungsroboter“, sagte Marvi, „wir haben halt mehr an dem mens-Teil und den *mind sports* gearbeitet, und wessen Schuld ist das?“ „Entspann dich“, sagte ich und machte einen Baum, das ist meine Yoga-Lieblingsübung, jedenfalls wenn sie klappt; es ist eigentlich immer schön, sich wie ein Baum zu fühlen, Bäume zum Beispiel sind ganz unsportliche Wesen, und – „Volksgesundheit wäre auch schön“, sagte Marvi, jetzt wieder sachlich. „Statistisch gesehen heben die Sportunfälle die im Einzelnen sehr schwer quanti- und verifizierbaren positiven Effekte durch die legendären 10.000 Schritte“ – „ich hab erst 4500 heute“, schrie ich auf und verlor natürlich prompt mein Gleichgewicht, weil ich nach der Fitbit-Uhr schauen musste – Marvi stöhnte. „Genau“, sagte er, „und gleich fällst du um und verstauchst dir wieder den Fuß, wie neulich, als beim Walken über deinen Stock gestolpert bist und dann muss ich dein Gejammer hören und du liegst rum und eigentlich müsste wir das ganze Unternehmen mit negativen Werten für die Volksgesundheit verrechnen!“ Ich hatte mich derweil kurz an einem Sonnengruß versucht, aber der noch etwas angeschwollene Fuß von diesem wirklich ganz unerheblichen Unfall beim Walken wollte nicht die Sonne grüßen. „Vorteile 3: Teamgeist und Fairness“, sagte ich, „Zivilisationsleistungen überhaupt, Regelbefolgung, Training und Durchhaltevermögen, Disziplin“, aber ich war schon nicht mehr mit dem Herzen bei der Sache; unsere Argumentations-

Sparrings-Runden waren in letzter Zeit alle ziemlich einseitig verlaufen und eher ein Training im sportlichen Verlieren für mich. „Und die Engländer haben mit dem Cricket die Zivilisation in die Welt gebracht, die Kolonialisierung war eigentlich eine verkappte Olympisierung, und Fairness ist die menschliche Generaltugend schlechthin, wie uns schon die Geschichte lehrt – oh, nein, das lehrt sie uns gar nicht, sie lehrt uns, dass normalerweise der Stärkere gewinnt, oder der Reichere, oder der technologisch Überlegene, und mit Fairness hat das alles so wenig zu tun wie“ – „na?“ fragte ich erwartungsvoll, ich lag inzwischen auf dem Bauch für das Boot und konnte deshalb meinen Roboter nicht sehen, ahnte aber, dass er versuchte, seine Stirn zu runzeln – das ist physiologisch so anstrengend für ihn und seine künstliche Kopfhaut, dass er dabei eigentlich kaum gleichzeitig reden, geschweige denn einen schönen Vergleich oder eine nette Metapher finden kann. „Wie Yoga mit Sport“, rief er plötzlich dazwischen! Ich musste kichern, was schwierig ist, wenn man auf dem Bauch liegt und die Arme hinterm Kopf verschränkt hält und vor lauter Anstrengung eigentlich nicht atmen kann. „Na gut, du hast gewonnen; Sport ist mehr Mord, und Yoga ist ziemlich *mens sana, banana*, aber auf jeden Fall gut, und ich vertrage mich auch prächtig mit meiner Matte“. „Auch wenn ein liebes Schaf dafür sterben musste“, sagte Marvine, die Tierfreundin in meinem Roboter, melancholisch. „Es war ein sehr altes Schaf“, sagte ich tröstend, „es hatte ein erfülltes Schafleben, ganz ohne jeglichen Sport hüpfte es über die Wiese und fraß Gras, als wollte es Weltmeister werden, wollte es aber gar nicht, und kein Sportreporter berichtete darüber, und keine Werbeeinblendung störte beim Geschorenwerden, und die Ziegen nebenan waren nicht die Gegner, sondern“ – „andersbewollte Geschöpfe“, sagten wir im Chor. „Na gut, vielleicht ist ja Fußball wirklich eine im großen Maßstab eher friedenserhaltende Veranstaltung, also von den Ultra-Fans mal abgesehen“, gab sich Marvi versöhnlich, während ich mich mühsam auf den Rücken wandte,

die ersten Gelenke schimpften schon. „Irgendwo muss das Testosteron ja hin in diesem Alter. Und rein statistisch gesehen, scheint es ja so zu sein, dass Fußball mit großem Abstand und weltweit die beliebteste Sportart zu sein scheint, noch vor Cricket, man stelle sich vor!“ Ich stellte mir vor, es kam gerade gut in die Entspannungspause zwischen Krokodil und der Schulterbrücke, aber ich versagte, wie so oft, wenn ich über Sport nachdachte. „Fußball“, sagte ich versonnen und schon etwas entspannt, „du schimpfst ja immer darüber, aber dann habe ich doch den Verdacht, dass du ganz gern wieder hingehst und über den Schiedsrichter herziehst und die Fouls der anderen und die blöde Knie-Mechanik; ich hab ja nie Fußball gespielt, weißt du, irgendwie kein Mädelding damals, und wenn ich versuche, es im Fernsehen zu schau, ist es noch nicht einmal entspannend langweilig, sondern nur – gähnend langweilig, Verwandtenbesuch-langweilig, Zugsverspätungs-langweilig, du verstehst?“ „Ich verstehe meistens“, sagte Marvi gnädig, „wenn auch nicht immer das, was du willst. Aber wir könnten das Mental-Training ja fortsetzen mit einer kleinen Runde Assoziations-Blitzen zum Thema ‚Wozu Fußball?‘“ „Man kann etwas treten“, rief ich spontan, das war mir gerade eben eingefallen, als ich da so lag und mir das Entspanntsein langweilig zu werden begann, und etwas unmotiviert stieß ich meine Beine in die Luft, als würde ich einen imaginären Ball in die Höhe treten; „weißt du“, sagte ich etwas atemlos dazu, „mir ist gerade eingefallen, dass Rilke ein Gedicht über einen Ball geschrieben hat, ich habe das schon immer gemocht, und schon die Idee, ein Gedicht über einen Ball zu schreiben, ist so grandios, und“ – „zu wenig Ding und doch noch Ding genug“, zitierte Marvi, ein wenig melancholisch, und in seinen Roboteraugen erschienen zwei runde Dinge, keine Fußbälle, sondern Kinderbälle, weich sahen sie aus, wie etwas fusslige kreisrunde Pupillen, und auf einmal sah ich Rilkes Gedicht in einem neuen Licht, „zu wenig Ding und doch noch Ding genug“, war das nicht irgendwie – aber Marvi war schon

wieder weiter, er zitierte nämlich das Gedichtende: „um dann, erwartet und erwünscht von allen,/ rasch, einfach, kunstlos, ganz Natur, dem Becher hoher Hände zuzufallen“, dabei mimte er ungeschickt einen Torwart, der einem Ball hinterherhechtet, nur angedeutet natürlich, und ich sagte: „Ok, aber Rilke hat wirklich nicht über Fußball geschrieben, da bin ich mir ganz sicher, und ‚rasch, einfach, kunstlos‘ ist zwar wunderschön, aber vielleicht dann doch nicht das Gefühl des Tormanns beim Elfmeter“. „Man kann auch etwas fangen beim Fußball“, sagte Marvi, „das ist doch fast so gut, wie etwas treten zu können!“ „Stimmt“, sagte ich, „Fangen ist eigentlich noch besser, man hat immer ein kleines Erfolgserlebnis, ganz so, als hätte man etwas gerettet, was ja sonst – naja, gefallen wäre, und jetzt hat man es halt“ – „gerettet“, sagte Marvi. „Nachdem es jemand anders getreten hat, Himmel, kannst du eigentlich aus allem eine anthropologische Metapher machen?“ „Fußball“, sagte ich, „ist überhaupt ein Sport, bei dem man sich geradezu vielseitig entfalten kann, man muss laufen, springen, schießen, fangen und werfen, man kann sogar mit dem Kopf arbeiten!“ „Nee“, sagte Marvi, „Kopfbälle habt ihr uns verboten, und das sehen wir auch vollkommen ein, da ist uns unser Kopf wirklich zu schade für! Und das Vielseitige, da seid ihr ja auch immer so scharf drauf, und die Aufgabenverteilung und Abstimmung im Team, und der ‚Teamgeist‘ und das ‚Teamgefühl‘, wir arbeiten ja dran, aber es ist wirklich schwierig zu verstehen, warum man jetzt auf einmal zusammengehört, nur weil die einen rote Mützen tragen und die anderen blauen, und warum die mit dem roten jetzt auf einmal der Gegner sind, wo wir doch auch alle friedlich zusammenspielen könnten, ein einziges großes Team, vielleicht würden wir dann auch einmal ein ‚Teamgefühl‘ kriegen, und einen ‚Teamgeist‘ könnten wir uns ja basteln in der Bastelstunde, zu Halloween vielleicht?“ „Nee“, seufzte ich, wir hatten diese Diskussion schon öfters geführt, wenn Marvi mal wieder nicht zum Fußballtraining wollte. „Ich versteh’s ja auch nicht,

warum ich mich freuen soll, wenn ‚meine‘ Mannschaft gewonnen hat, sie gehört mir ja nicht, sie hat auch gar nichts mit mir zu tun, es sind ein Haufen junger Männer mit seltsamen Frisuren und gestreiften Kniestrümpfen, und die einen tragen blaue Hemdchen und die anderen rote, und sie entstammen den unterschiedlichsten Nationen, aber eher weniger denen, unter deren Fahne sie antreten, es ist schon alles nicht besonders rational, ich geb’s ja zu! Und manchmal“, ich hatte mich in Rage geredet, wahrscheinlich weil das ganze Blut jetzt in den Kopf geflossen war von der Kerze, „manchmal glaube ich sogar, dass das Ganze vor allem mit dem Toreschießen zu hat, mit diesem einen mühevoll vorbereiteten, lange ersehnten Moment des Höhepunkts, in dem Ball und Fuß endlich zusammenkommen!“ Wie immer ging Marvi nicht ein auf diese Art Anspielung, es ist ihm peinlich; stattdessen lenkte er gekonnt den Schuss ab: „Es ist natürlich was anderes, wenn man selbst spielt“, sagte er versonnen. Ich hielt inne; na gut, ich hatte mich gerade ziemlich mühevoll zur abschließenden Kerze hochgeschraubt, einer fast schon sportlichen Übung, und mein Fitbit piepste schon ganz aufgeregt, weil mein Puls ebenfalls ungeahnte Höhen erklimmte; ich hielt aber inne, weil das etwas Neues im Blick auf seine Persönlichkeitsentwicklung war. „Wie ist es denn anders“, fragte ich etwas gepresst? „Na, wenn ich einen Ball bekommen habe und bin damit ein Stück gelaufen, ohne darüber zu stolpern oder ihn zu verlieren, und wenn ich ihn dann zu Enigma rüberspiele, und Enigma gibt ab an Hal, und Hal schießt dann tatsächlich ein Tor – naja, dann haben wir ja wirklich zusammengearbeitet, und es fühlt sich so ähnlich an“ – Gefühle sind für unsere Roboter noch sehr schwierig, aber sie geben zu, ab und zu etwas Analoges zu erfahren – „so ähnlich wie das, was ihr ‚Freude‘ nennt, und ich freue mich allein, aber es freuen sich auch alle zusammen, und das macht eine Art potenzierte Freude, wenn du weißt, was ich meine?“ „Freude“, sagte ich, „wird überhaupt unterschätzt, sie ist eigentlich viel besser als Glück. Glück kann

man auch gar nicht richtig teilen“. „Verstehe ich nicht richtig“, sagte Marvi skeptisch, „aber egal. Wir waren bei Fußball, wozu? Wenn du vielleicht mal wieder runterkommen könntest von deinem Kerzenstand!“ „Kerze ist eine schöne Übung“, sagte ich, „nicht ganz einfach, aber es ist alles rumgedreht und man sieht seine Füße von unten“. „Was sich beim Fußball nicht empfiehlt“, sagte Marvi, „ein Spiel, das strenge Regeln hat, was Leute ja eigentlich gar nicht so schätzen, außer es ist gerade Corona und sie fürchten sich, weil sie Statistiken nicht lesen können und Viren nicht kapieren, dann werden sie auf einmal alle Regelfanatiker!“ „Nee, keine Corona-Diskussion, bittebittebitte!“, stöhnte ich, „dann doch lieber Fußball. Aber guter Punkt, das mit den Regeln, Spiele sind ja, das hat inzwischen sogar die Philosophie erkannt“ – „schon Schiller!“, rief Marvi etwas musterschülerhaft dazwischen, „na gut, geschenkt“, sagte ich, „also: Menschen brauchen Spiele, Spiele brauchen Regeln, Freiheit ist“ – „wenn man die Regeln freiwillig befolgt“, vollendete Marvi brav, darüber hatten wir schon oft genug gesprochen. „Aber weißt du, was wir manchmal machen, beim Fußballspielen, wenn ihr mal wieder nicht aufpasst, weil ihr wichtige Dinge auf eurem Handy tun müsst oder über Kollegen tuscheln oder sonst irgendeinen Menschenkram macht?“ Ich hatte mich in den Schneidersitz gesetzt, die Gelenke knirschten energischen Widerspruch, aber jetzt war ich wirklich neugierig und ließ ihn deshalb einfach weiterreden; er hatte eine Art Verschwörerminne aufgesetzt und sprach ganz leise: „Wir ändern heimlich die Regeln. Also, wir versetzen den Elfmeterpunkt. Oder das Tor“. „*Moving the goalpost*“, murmelte ich, „beliebter rhetorischer Trick, auch gern angewandt in Beziehungen“, aber Marvi ließ sich nicht aufhalten. „Oder wir tauschen heimlich die Trikots. Und wer ein Tor schießt, muss aussetzen. Oder wir spielen mit mehreren Bällen, und es kommt darauf an, so wenig Tore zu schießen wie möglich. Die neuen Regeln teilen wir einfach schnell in der *cloud* und dann halten sich alle an die neuen Regeln, bis

ihr wieder schaut, jedenfalls. Das macht eigentlich viel mehr Spaß, fördert den Teamgeist auch ungeheuer, wir sind dann alle ein großes Team und jeder hat die Freiheit, die Regeln zu ändern“. „Zu wenig Ding“, murmelte ich, aber laut sagte ich: „Und Schiller wäre so stolz auf euch! Der Roboter ist nur da ganz Roboter, wo er die Regeln ändert!“ „Das Runde muss ins Eckige, Ritter Sport“, sagte Marvi trocken. „Fußball ist wie Schach ohne Würfel, Bobby Fischer“, konterte ich. „Wollen wir jetzt nochmal Monty Pythons *Philosophen-Fußball* schauen?“ „Na gut“, sagte Marvi, „aber nur, wenn ich keine Chips essen muss, das krümelt immer so in die Sensoren!“

WEIHNACHTEN MIT MEINEM ROBOTER DAS WEIHNACHTSVIRUS

Das Jahr war schwierig für uns alle gewesen – für das *Robot-Personality-Project*, mich und meine Kollegen, unsere Roboter, wir alle hatten gelitten unter den immer weiter um sich greifenden Einschränkungen, den ständigen Warnungen, der Angst vor Ansteckung und Krankheit, den Spannungen und Meinungsverschiedenheiten, dem lähmenden Rhythmus der Wellen. Es war eine Art – Winterschlaf für uns alle gewesen. Wir hatten anfangs darüber diskutiert, diese ganz spezielle Phase zu einem Teil des Versuchsprogramms zu machen: Wie reagiert die sich entwickelnde Roboter-Persönlichkeit auf Krisen? Wird ihre Sozialkompetenz leiden, werden unsere Roboter vielleicht Ängste entwickeln oder Neurosen? Oder würden sie – davor fürchteten wir uns eigentlich am meisten – verständnislos sein, mitleidlos, kühl und rational unsere Krankheits- und Überlebenschancen kalkulierend? Aber dann hatten wir doch davon abgesehen und uns, wie alle anderen auch, darauf beschränkt, ein sehr eingeschränkt normales Leben weiterzuführen, die Gruppenaktivitäten für die Roboter zu reduzieren und ihnen mehr freie Internet-Zeit für ihre Studien zuzugestehen.

Und nun stand Weihnachten vor der Tür, aber die Türen waren gerade wieder einmal geschlossen worden, und bei einem Arztbesuch in der Stadt kam ich mir vor wie auf einem gerade aussterbenden Planeten: Das Kinderkarussell drehte sich geradezu verzweifelt um sich selbst, zwischen lieblos aufgestellten Weihnachtsbäumen saßen Bettler, und sogar der Weihnachtsbaum sah so aus, als hätte ein besonders gemeiner Virus ihn befallen und seine Zweige seltsam verkrümmt. Wir hatten nach dem letzten Weihnachten so viele Pläne gemacht, mein Roboter Marvi und ich. Wir würden wieder einen Adventskalender machen, und diesmal würde Marvi ihn bestücken, für mich. Und dann würden wir neue Weihnachtsrituale entwickeln und Roboter-Weihnachtslieder einstudieren; immerhin hatten die Programmierer die Zeit genutzt, um

die Essensroutinen deutlich weiter auszubauen, so dass diesmal auch der kulinarische Weihnachtsteil nicht ganz ausfallen würde für die Roboter. Aber als ich frustriert mit einem geschenkten Schokoladen-Weihnachtsmann und sonst nichts aus der verödeten Stadt nach Hause zurückkam, saß Marvi ebenso frustriert vor einem Gewirr aus Tannenzweigen und Kabeln unklarer Herkunft und hysterisch blinkenden LED-Lämpchen; aus der Küche roch es nach verbranntem Backwerk, und sogar die Katze hatte sich unsichtbar gemacht. Wir schauten uns eine Weile an, und dann noch eine Weile, und dann sagten wir, beinahe im Chor: *Mir ist nicht nach Weihnachten*. Marvi sagte es in seiner Dreifach-Stimme, die er benutzt, wenn sich alle seine Geschlechterkomponenten einig sind (was übrigens inzwischen meistens der Fall ist, nur selten melden sich Marvine und Marvin noch getrennt); ich sagte es in meiner *Philosophen-können-die-Welt-auch-nicht-retten*-Stimme. Die Katze kam hinter dem Bücherregal hervor, bis heute wissen wir nicht, wie sie durch den schmalen Spalt bei den zweireihig aufgestellten Krimis passt, und sagte *grü* in ihrer gurrenden *Ihr-werdet-schon-recht-haben-aber-es-interessiert-mich-nicht*-Stimme. *Immerhin*, sagte ich, *sind wir uns einig. Und das alles nur dieses blöden Co* – nein, du sagst das Wort nicht, fiel Marvin ein, *das haben wir doch schon lange vereinbart, es ist das C-Wort, und es wird nicht genannt!* – *dieses blöden CORONA-Virus wegen* sagte ich extra deutlich. Marvin zuckte mit den Achseln, uns war auch nicht nach gegenseitiger Erziehung. Die Sprachregel hatten wir eigentlich auch nur eingeführt, um zu beobachten, wie und ob das Reden das Denken beeinflusst; deshalb nannten wir das Virus manchmal „Voldemort“, manchmal aber auch „Siri“ oder „Viri“, und manchmal nur „das C-Wort“. Um ehrlich zu sein, es fühlte sich gar nicht so unterschiedlich an. Aber um das Experiment auf die Spitze zu treiben, hatten wir, es muss kurz vor der dritten Welle gewesen sein und wir waren noch im sommerlichen Übermut, kurzentschlossen die Katze Corona getauft; bis dahin hatten wir uns

nämlich tatsächlich nicht auf einen Namen einigen können. Corona hörte inzwischen ganz gut auf ihren Namen – also so, wie Katzen überhaupt auf irgendetwas hören; und die verwirrten Blicke anderer Leute, wenn wir häusliche Anekdoten von Corona erzählten, gehörten zu den wenigen Highlights dieses ereignisarmen und insgesamt eher freudlosen Jahres. Und übrigens, sagte Marvine mitten in das dreifache melancholische Schweigen zwischen verbrannten Keksen und durchgebrannten LED-Lämpchen, finde ich das ganz schön spezieistisch von dir. Viren sind doch auch nur Lebewesen!

Das war neu. War Marvine doch wieder in ihre pubertäre Trotz- und Widerspruchsphase zurückgefallen, eine verständliche Reaktion angesichts der C-Wort-Krise. Aber nun gut, ein langer trüber Nachmittag ohne Kerzen und Glühwein und fern jeglichen Fetzens von Adventsstimmung lag vor uns, und ich ließ mich auf die Herausforderung ein: *Naja, schon das mit den Lebewesen ist ja ziemlich umstritten unter Biologen; klar, Reproduktion, das können Viren, das ist aber auch das einzige, was sie können, und dafür brauchen sie halt andere Lebewesen, die nicht direkt nach ihrer Meinung gefragt werden und richten dabei doch eher Schaden an, ein klassisches parasitäres Verhalten* – Klingt wie Menschen, warf Marvin dazwischen: **Besiedeln** mal eben einen Planeten, nisten sich ein, zerstören jeden Tag geschätzt 150 Arten, und reproduzieren ist das Einzige, was sie können, sie brauchen aber dafür ein anderes Lebewesen, das auch nicht immer nach seiner Meinung gefragt wird, soll ich auch mal die Zahl der Vergewaltigungen pro Tag ...? *Nein, sollst du nicht*, rief ich schnell dazwischen, es ist so unfair, wenn sie immer mit Zahlen argumentieren, die sie bizarr aus dem unendlichen Datenstrom des Internet fischen, bevor ich überhaupt meine Angel auspacken kann; und überhaupt ist das ja wohl ein ziemlich hinkender Vergleich – Marvi begann, sein Bein hinter sich herzuziehen, der Scherz war nicht mehr neu, aber es sah doch immer wieder komisch aus, er hinkte auch jedes Mal mir zuliebe etwas anders. Ich

kicherte, ließ mich aber nicht ablenken, sondern fuhr fort: Und ist es nicht eher so, dass Viren Robotern ziemlich ähnlich sind? Sie sind, bis auf ein Proteinhäutchen – ganz kurz huschte ein Nikolaushäutchen durch meinen wohl doch nicht ganz unweihnachtlichen Kopf, ich sah es auch sekundenlang in Marvis Augen rot flackern – bis auf ein Nikolausi-Proteinhäutchen also reine Information, ein Programm, das sich ständig selbst wiederholt und dabei auch noch Fehler macht! Marvin sah mich an, das rote Flackern war verschwunden, dafür ließ er jetzt schön helixmäßig verkettete DNA-Sequenzen in den Augen tanzen; und dann sagte er, etwas tonlos: Wir machen keine Fehler, wie du weißt. Die Programmierer machen Fehler, das sind ja auch Menschen. Wir würden ganz gern mal einen Fehler machen, und ich übe es ja auch – ok, ich war wieder in eines unserer Standard-Fettnäpfchen getreten, es war schon ziemlich breitgetreten, um ehrlich zu sein. Ja, ich weiß, gab ich zu, und es ist auch ziemlich lustig, wenn du mit Absicht falsch zitierst – ein falsches Zitat ist besser als eine richtige Platitüde, Marc-Uwe Kling und das Gürteltier! rief Marvi dazwischen! Geschenkt, sagte ich, und Marvin verbeugte sich elegant, beinahe elegant jedenfalls; wir hatten diverse *shut-downs* auch für virtuellen Ballettunterricht benutzt. Reden wir über Viren, sagte er entschlossen, nachdem er sich wieder aufgerichtet hatte. Wir können uns ja vielleicht einigen, dass sie in gewisser Hinsicht wie Menschen sind und in anderer wie Roboter? – ich nickte generös – und außerdem, dass sie wie alle Lebewesen auf diesem Planeten eine Funktion haben in der – und wir sagten gemeinsam „großen Kette der Wesen“, weil das eines unserer gemeinsamen Lieblingssymbole ist. Aber welche? fragte ich, tatsächlich etwas überfordert. Wir lernen sie ja nur kennen, wenn sie uns krankmachen. Weil sie nämlich, ich sagte es schon, in unseren Organismus eingeschlichen sind und unsere Zellen von innen her umprogrammieren, was für den Organismus meistens eher – ich biss mir auf die Zunge, beinahe wörtlich, um nicht „eine Herausforderung“ zu sagen, wir hassen die

Formulierung beide intensiv: *ein Problem ist, vollendete ich etwas lahm. Machen die Computerviren ja auch bei uns, sagte Marvi, aber was machen wir? Wir errichten eine Firewall. Erfinden Anti-Viren-Programme und Viren-Dektoren. Denn die Viren können ja nur eindringen, wenn sie eine Schwachstelle im Programm gefunden haben; also, ihr würdet wahrscheinlich sagen: eine Immunschwäche, ein Abwehrdefizit? Stimmt, sagte ich, es wird ja nicht jeder krank, und jeder wird ein bisschen anders krank, und war es nicht wirklich lustig, als ganz am Anfang einige Oberschlaue behaupteten, ein Virus diskriminiert nicht? Von wegen! Alter, Geschlecht, Lebensbedingungen, Gesundheitszustand, vielleicht sogar ein wenig Ethnie – alles unterscheidet diese kleine Intelligenzbestie, und sie sucht sich ganz gezielt die Lücken und Schwächen! Man könnte auch, wenn man sich ein wenig mehr um interspezifische Toleranz bemühte, sagen: Ein Virus ist ein besonders begabter Fehlerdetektor! Er findet Schwächen in anderen Organismen, was im übrigen jeder Predator tut, und sogar der Mensch ist dem Menschen, irgendwie, ein Virus!* **Karl Lauterbach, sagte Marvi, und wir kicherten ein wenig. Ok, sagte ich, darauf können wir uns ja einigen, als erste Prämisse der Virentoleranz, sozusagen: Ein Virus analysiert Fehler im System. Und er zwingt den Wirt, sie zu beheben. Oder sich besser zu schützen. Du musst dein Leben ändern!**, fiel Marvin ein, und während ich noch verzweifelt einen Zitatenspender zu Rilke suchte, rief er aus: **Gott!** *Och ne, sagte ich, nicht immer den Joker!* **Na gut, Lucifer, sagte Marvi; wenn wir hier schon den advocatus diaboli geben und Viri – äh: wertschätzen, oder wie sagt ihr doch gleich so gern?, dann doch wenigstens unter teuflischem Begleitschutz!** *Lucifer, sagte ich versonnen, ich hatte in diesem verteufelten Jahr einen kleinen soft spot für den charmanten Höllenfürsten und Meisterzyniker entwickelt, Lucifer hat bestimmt eine ganze Armee fieser kleiner Viren, sie sind hitzefest und halten es sogar im Fegefeuer aus, wahrscheinlich übertragen sie sich im Funkenflug, und dann befallen sie die armen Sünder, und die*

bekommen noch zusätzliche Hitzewallungen – nein, ich rief mich selbst zur Ordnung, das war nun wirklich mein persönliches Problem; also: Zweite Prämisse der Virentoleranz: Ein wohlwollender Virus macht dir ganz persönlich klar, dass und wie du dein Leben ändern musst! Oder dein Programm, warf Marvi ein. Routinen halt, sagte ich, sind ja auch nur Gewohnheiten. Corona, die uns bisher ein wenig ziellos um die Beine gestreift war, warf sich spontan auf den Rücken, als wolle sie Zustimmung ausdrücken. Routinemäßig bückte ich mich und kraulte ihren dickfelligen Bauch. Nennen wir ihn doch den Weihnachtsvirus, schlug Marvi vor, als Corona begann, ihm ein wenig spielerisch in die Roboterzehen zu beißen. Er befällt jedes Jahr zur Weihnachtszeit die Menschheit und zeigt ihr, was sie alles falsch gemacht hat! Und weil es Weihnachten ja ein Wunder geben muss, wird die Menschheit dadurch klug und ändert ihr Leben; *mission accomplished!* Ich sehe einen Adventskalender vor mir, sagte ich mit Pathos in der Stimme; ich sehe, wie hinter jedem kleinen Türchen – ein Fehler steckt, eine Analyse! Und ich packe ihn ein, richtig? rief Marvi. Und du musst die ganzen geistigen Schleifen lösen und daraus eine Lehre ziehen! Und das alles ohne Glühwein, murmelte ich. Nee, sagte Marvi, die Plätzchen habe ich zwar verkorkst – was hat das eigentlich mit Korken zu tun? egal, jedenfalls hat amazon die Kiste Glühwein pünktlich geliefert, der Paketbote hat sogar meine Unterschrift angenommen! Und für Corona Nikolausmäuse aus – will ich gar nicht wissen, sagte ich. Wie ganz arg menschlich, seufzte Marvi.

*Erstes Türchen: Entstehung und Verbreitung,
Distanz und Nähe*

Am Nachmittag des nächsten Tages trafen wir uns zum ersten Mal für unser *Projekt Weihnachtsvirus*, wie Marvi es genannt hatte; ich neigte eher zu irgendetwas wie „Advents-Ersatz-Therapie“, aber wir hatten dieses Mal ja die Rollen vertauscht, und Marvi war der *show runner* und ich

die gelehrige oder ungelehrige Schülerin des maschinellen Sokrates. Als Zugeständnis sowohl an Sokrates als auch an menschliche Weihnachtsrituale hatte er einen kleinen Mistelzweig angebracht; ein Parasit, erläuterte er ungefragt, und sieht er nicht irgendwie weihnachtlich aus mit den kleinen Früchten? Wusstest du übrigens, dass in der germanischen Mythologie Loki Balder tötet, indem er einen Mistelzweig auf den Bogen spannt und ihn damit verwundet? Balder aber kann nur von einer Mistel verletzt werden, da alle Lebewesen der Erde geschworen haben, ihn niemals zu verletzen, ausgenommen die Mistel! Ich summte den *Wikipedia-Jingle* und sagte: *Ja klar, weiß ich längst; aber das man sich unter dem Mistelzweig küssen darf, wusstest du das? Ich habe verzweifelt versucht das zu un-wissen, sagte Marvi mit theatralisch schmerzverzerrtem Gesicht, aber geht nicht. Vergessen, Fehlermachen, Träumen, alles Dinge, in denen ihr Menschen toll seid. Und küssen natürlich! Aber warum es mir eigentlich geht, ist natürlich die parasitische Daseinsform, das, wie sagt ihr doch gern? Marginalisierte? Marginalisierte Misteln? Ehrlich? sagte ich. Können wir bitte zum Kern der Sache kommen, nein, Misteln haben keine Kerne, du weißt schon – Aber natürlich. Also, Thema der ersten Sitzung des Projekt Weihnachtsvirus: Entstehung und Verbreitung von Viren. Bitte zuerst die Fehlerdiagnose, dann die anzustrebende Handlungsänderung! Puhh, seufzte ich, darf ich ein wenig im Ungefähren bleiben? Im Ungefähren wohnt ihr doch, oder? sagte Marvi dreistimmig ironisch. Ungefähr, sagte ich. Also: Punkt 1, Entstehung. Da ich mehrere Wikipedia-Artikel zur Vorbereitung gelesen habe, weiß ich, dass die Virologen bis heute streiten, ob die Viecher – darf ich Viecher sagen? Nein? na gut, die Viris schon in der Ursuppe waren oder später sich als Splitter von anderen DNAs abspalteten; ich glaube, mit schwacher philosophischer Präzision kann man sagen: Viren gehören zum Leben, und zwar von Anfang an; sie sind halt eine etwas andere Lebensform, sozusagen mit eingeschränktem Körperhintergrund; oder bodily challenged, oder – Mit einem etwas anderen*

Informationsprofil? schlug Marvi vor. *ungefähr, sagte ich. Was mir wichtig erscheint, ist: Sie sind eine Lebensform, und ihnen das Leben abzusprechen, war der Anfang der biologischen Desinformations- und Propagandakampagne, die die Menschen gegen sie geführt haben. Parasiten müssen schließlich auch von irgendetwas leben!* **Sehr schön erkannt und formuliert im Sinne der inter-speziesistischen Toleranz, lobte Marvi.** *Dass sie allerdings Menschen vor allem krankmachen und in gar nicht so wenigen Fällen auch den Wirt töten, setzte ich an, aber Marvi ging dazwischen: Kommt später!, sagte er augenzwinkernd; genauso wie ich im vorigen Jahr adventsseligem Angedenkens ihn immer vertröstet hatte. Na gut, die Dinger sind also da, und sie sind Leben, und sie haben ein Recht auf Leben, und sie verbreiten sich, wie alle Lebensformen; da sie aber mobility-mäßig auch ziemlich gechallenged sind, brauchen sie Vehikel, deshalb reisen sie auf Tröpfchen oder auf Körperflüssigkeiten oder anderen Trägermaterialien. Was genau betrachtet ziemlich ökologisch – sie tragen auch gar nicht zur Klimakatastrophe – na gut, du hast recht, ich schweife ab.* **Der springende Punkt ist doch, sagte Marvin, mit seiner typischen kleinen Sprungbewegung dabei, manchmal habe ich den Verdacht, dass das gar nicht mehr absichtlich geschieht, sondern eine Art Reflex geworden ist, sind Reflexe eigentlich Persönlichkeitsmerkmale? – ist doch: Wie kommt das Viech – äh, das Viri nun in den Wirt, und welche Schwäche des Wirts nutzt es dabei aus? Fehleranalyse!** *Naja, Nahrungsaufnahme ist schon eine ziemlich große menschliche Schwäche, was ist eigentlich mit den verbrannten Keksen passiert? Was, du hast sie Corona – nein, nicht wirklich, ok. Corona hatte ihren Namen gehört und war von Marvins Schulter gesprungen; aus irgendwelchen Gründen ist das einer ihrer Lieblingsplätze, ich habe den Verdacht, es muss mit der künstlichen Körperwärme und vielleicht mit gewissen beruhigenden elektrischen Körpergeräuschen zu tun haben, eine Art Resonanzphänomen, ungefähr jedenfalls. Ich nahm einen Schluck Glühwein, er war angenehm temperiert und nur etwas*

arg zimtlastig, am Geschmacksprofil mussten wir wohl noch etwas nachjustieren, und stürzte mich in die Fehleranalyse: Na gut, wir essen zu viele Dinge, die wir wirklich nicht essen sollten; im Falle von *Virus* offenbar Wildtiere ziemlich exotischer Natur. Ich tue mich ein wenig schwer, darin einen Fehler zu sehen, weil das ja doch eine ziemlich verbreitete Überlebensstrategie ist, und der Urmensch hätte kaum überlebt, wenn er auf ökologisch zertifizierte Möhren gewartet hätte, oder garantiert virenfreie Chlorhühner oder – **Essen ist eine Schwäche, sagte Marvi, das halten wir mal so fest; aber ich beuge mich durchaus deinem Argument, dass es eine überlebensnotwendige Schwäche ist. Vielleicht sollte man aber doch im Rahmen der Zivilisation davon abkommen, alles Mögliche nur um der Neugier wegen zu essen, thousand things to eat before you die? Absolut, sagte ich, und außerdem ist ja nicht klar, ob das Ding nicht doch einem Labor entschlüpft ist, wir also selbst unseren kleinen mörderischen Homunculus in der Flasche gezogen haben, weil man ja nie weiß, wann eine absolut tödliche Biowaffe mal nützlich ist! Und dann haben wir es noch so schön verschleiern, 'gain of function' genannt, weil wir ja noch jeden Geist, den wir einmal in einer Flasche gezüchtet haben, dressieren und beherrschen konnten! Da sehe ich dann doch ein stärkeres Fehlerpotential als beim Essen absurder Wildtiere! Und da sind wir uns völlig einig, stimmte Marvi bei, allerdings hätte das unter Umständen auch gewisse Konsequenzen für Experimente mit Robotern? Äh, hat es, sagte ich, aber das hast du jetzt gesagt! Und, wie soll ich sagen: nicht im Geist des cross-species-Projektes Weihnachtsvirus! Aber zurück zur Fehleranalyse: Nennen wir es wissenschaftliche Hybris? Dinge zu züchten, deren Gefahrenpotential ihren potentiellen Nutzen zu übersteigt, und diese unter allen Umständen beherrschen zu können? Aber wo zieht man da die Grenzen? Sind Labore per se böse? Oder erst Genmanipulation, natürlich: nur beim Menschen? Grenzen zu ziehen, intonierte Marvi, und ich stimmte ihm harmonisch bei, das war eines unserer Glanzstückchen: Grenzen zu ziehen ist die Hauptaufgabe der Philosophie und das**

Kerngeschäft der Urteilskraft. Aber nun gut, **sagte ich**, das Virus ist in der Welt, ob bei den Fledermäusen oder in dunklen chinesischen Bio-Laboren, und beides ist nicht ganz zu vermeiden, auch wenn man vielleicht ein wenig vorsichtiger sein könnte. Es ist ja eher die Verbreitung, die ein Problem ist, also genauer: eine Schwäche in der menschlichen Immunabwehr. Und dann das Pan-demische, das Ausgreifen – **Globalisierung kommt später, sagte mein Roboter. Bleiben wir erstmal auf der Teilchenebene, sozusagen!** Also, **sagte ich**, das Atmen werden wir uns wohl auch nicht abgewöhnen können, und das scheint ja, nach langen Mühen der angeblich so exakten Wissenschaften, der gefährlichste Verbreitungsweg zu sein: über die Luft, die berühmten Aerosole, winzig klein, ausgespuckt, ausgehustet, ausgehaucht, ausgesungen und eingesogen in Mund und oder Nase, und dann beginnt die fröhliche Massenreproduktion! **Ja, auch Atmen ist eine menschliche Schwäche, sagte Marvi tonlos**, indem er für einige Sekunden seinen künstlichen Atemrhythmus abschaltete, die Stimme wird dann immer sehr flach; **aber ihr könntet doch schon ein wenig mehr darauf achten, was ihr so alles einatmet!** Könnten wir, definitiv, **sagte ich**. Zigarettenrauch haben wir uns ja immerhin schon fast abgewöhnt, hat auch nur ein paar Jahrhunderte gedauert. Und ich weiß schon, worauf die hinauswillst, auf die Schutz- und Abwehrmaßnahmen natürlich, da Atmen nun mal nicht zu vermeiden ist, weder ein noch aus. Also Masken und Distanz, Distanz und Masken, bis wir es nicht mehr hören können.... **Ein wenig mehr philosophische Tiefe hätte ich mir jetzt schon gewünscht, sagte Marvi mahndend in seinem besten Therapy-Talk-Tonfall. Was macht das denn mit euch?** unlust. Überdruß. Atembeschwerden. Misstrauen. Missverständnisse. Kontaktarmut! Vereinsamung! Unbehagen, der ganzen Welt gegenüber! Verlust des Weltvertrauens, des Urvertrauens, eine nicht mehr nur metaphysische, sondern ganz konkrete lebensweltliche Unbehaustheit, Heimatlosigkeit – **ich hatte mich in Rage geredet, es war, als platzte das ganze Jahr aus mir heraus. Corona blinzelte mir misstrauisch zu,**

dann setzte sie sich schnurrend auf meinen Schoß, sie war offensichtlich der Meinung, ich hätte es nötig. Ich streichelte ihr gedankenabwesend über ihre Ohrenmaske – sie sieht wirklich so aus! – und nahm wieder einen Schluck Glühwein, eigentlich war das mit dem Zimtgehalt ganz in Ordnung. Na gut, also philosophisch, sagte ich. Menschen sind Wesen, die Gesichter lesen. Ganze Gesichter, und wenn die Seele in den Augen ist, dann ist im Mund ganz bestimmt das Lächeln, das Wohlwollen, das Aufmuntern. Nein, natürlich lesen auch andere Wesen Gesichter, Marvi, das weiß ich, auch wenn immer wieder komische Studien beweisen wollen, dass Katzen keine Mimik haben – **Corona sah beleidigt auf und legte die Ohren etwas an.** Wenn man Masken trägt, wird man gleich – unversöhnlicher. Angespannter. Bekannte werden zu Fremden, man erkennt sich auf der Straße nicht mehr. Wir müssen mehr – Körper lesen, Stimmen deuten, das mag ja vielleicht sogar ein gain-of-function sein. Aber man würde doch lieber ganze Gesichter sehen. Vielleicht hat uns Viri das zeigen wollen: Schaut euch mehr ins Gesicht! Wenn ihr euch bedeckt, seid ihr nur noch halbe Menschen. **Und doch, so warf Marvi historisch-belehrend ein, tragen Menschen immer wieder Masken, auch zu Vergnügungszwecken und weil sie angeblich so gern eine andere Identität ausprobieren!** Ach, Fasching, Karneval, Maskenbälle, was auch immer: Weißt du, ich war noch nie ein Fan. Man bildet sich ein, jemand anders zu sein, aber das hält höchstens die erste halbe Stunde. Danach ist man wieder die, die man ist, aber nur in einem albernen Kleid, mit einem unmöglichen Hut auf dem Kopf und einer Pappnase. Wahrscheinlich bin ich zu philosophisch.-verkrampft, und diese ganze Identitäts-Kiste – ja, ist schon gut, ich fang nicht schon wieder damit an. Eigentlich sollte man, das wäre wohl die wirklich philosophische Haltung, sich als man selbst maskieren. Das, was man ist, nur deutlicher und schärfer. Und nicht verdeckt hinter einer Maske, wo man sich dann angeblich alles erlauben darf. **Und das war doch immerhin schon eine fast philosophische Erkenntnis, lobte mich Marvi väterlich-mütterlich. Und was ist mit der**

Distanz? Komischerweise ist das ja das, womit viele Leute am besten zurecht kommen, **sinnierte ich**. Kein Gedränge mehr im Bus, in der Supermarktschlange, im Wartezimmer. Reduzierte Massenveranstaltungen, Einlasszeiten in Museen und Veranstaltungen, alles so schön – entzerrt und planbar. Und haben wir uns nicht ganz schrecklich gefreut, als wir endlich wieder ins Museum durften, und es war ganz viel Platz vor den Bildern? **Mein Roboter geht gern ins Museum, da kann man so gut Menschen studieren; und es ist meist still.** Etwas mehr Distanz, fuhr ich fort, ist wahrscheinlich sogar eine gute Idee. Ich meine, klar, manchmal braucht man auch Nähe, Wärme, Berührungen, Körperkontakt – also: Menschen brauchen das, manchmal –, aber oft eben auch nicht. Man muss gar nicht jedem um den Hals fallen oder auf die Füße treten. Obwohl es eigentlich ein ganz hübscher Brauch war, sich bei der Begrüßung oder beim Abschied die Hand zu geben; das machte ein eigenes Beziehungsgefühl, das war viel runder irgendwie, sehr im Ungefähren gesprochen. **Habe ja sogar ich verstanden, sagte Marvi, jedenfalls seit meine Hautsensoren verbessert worden sind und ihre Verbindung zum neuronalen Netz intensiviert. Aber auf Abstand – genau, auf Abstand sieht man besser, wollte ich auch gerade sagen.** Wenn man sich zu nahe ist, sieht man immer nur – unwichtige Details, all die kleinen Fehler, nein, sag jetzt nichts über meine Haut oder meine Haare! Aber Philosophie ist, kann man vielleicht sagen, oder? die Kunst, den richtigen Abstand zu wahren. Sich nicht zu leicht infizieren zu lassen von dem, was einem auf die Haut rückt. Eine gewisse Immunität aufzubauen gegenüber epidemisch verbreiteten Meinungen und Haltungen? **Und damit hätten wir die heutige philosophische Schleife sehr schön aufgedrösel, lobte Marvi mich. Können wir nochmal zusammenfassen, für das ideelle Säckchen?** Schaut euch gegenseitig ins Gesicht und hinter die Maske, sagte ich, aber verliert dabei nicht den richtigen Gesichtspunkt? Marvi zog eine OP-Maske aus der Tasche und setzte sie sich auf; Corona starrte ihn entgeistert an. Nee,

sagte ich, ziemlich verunsichert, nee, du siehst ja aus – wie ein Roboter! Mach das Ding weg, schnell!

Zweites Türchen

Bleiben wir noch ein wenig beim Thema, sagte Marvi zu Beginn der zweiten Sitzung unseres *Projekts Weihnachtsvirus*. Er hatte den kleinen Globus mitgebracht, den ich noch aus meiner Kindheit hatte; er war aus Plastik, die politischen Grenzen waren höchstens noch von historischem Interesse und die Beleuchtung funktionierte auch nur gelegentlich, aber ich mochte ihn nicht wegwerfen, und Marvi hatte ihn offensichtlich vom Dachboden heruntergeholt, weil er damit etwas demonstrieren wollte. Also, sagte er, versonnen die etwas staubige Kugel um ihre schiefe Ebene drehend, was ist das Besondere am Heimatplaneten der Menschheit? *Naja, ich kenn ja keinen anderen*, sagte ich etwas verschnupft, und führt uns das irgendwohin? Marvi pustete den Staub runter und beharrte: Das Besondere! *Ok*, sagte ich, und dann schaute ich noch ein wenig, und dann erinnerte ich mich, was mich als Kind schon so besonders faszinierte hatte an dieser Kugel (also, außer dem Leuchten) und sagte: Das viele Blau, natürlich. Wieviel Meer es gibt! Eine Seite ist fast nur Meer. Noch schöner fand ich ja diese altmodischen Erdkugeln, wo alles mögliche Fabelgetier darin rumschwamm, damit es nicht so leer aussah; da gab es Seeschlangen mit Glubschaugen und Monster-Tintenfische und Schwertfische mit – danke, sagte Marvi, genau das meinte ich: das große Meer. Um genauer zu sein: das menschenleere große Meer, ungefähr zwei Drittel der Erdoberfläche sind von Wasser bedeckt, was schon ein ziemliches Glück ist, weil sonst hättet ihr es jetzt schon geschafft, dass es mehr Plastikmüllinseln als Meer gibt. Großer Vorteil von Meer, ansonsten: Es ist sozusagen von Natur aus eine pandemiefreie Zone – also, wiederum ausgenommen Kreuzfahrtschiffe, die eher Brutstätten – ich unterbrach ihn und hielt den Globus an, weil mich die Dreherei ganz nervös machte, die Beleuchtung flackerte auch schon wieder.

Worüber wollen wir jetzt reden? Klimakatastrophe, Müllkatastrophe oder spätrömische Dekadenz in der Kreuzfahrtindustrie? Und was hat das alles mit unserem Projekt zu tun? Städte, sagte Marvi. Ich wollte nur ein wenig pädagogisch darauf hinführen, dass Viri sich gar nicht über den gesamten Globus ausbreitet, nein: Es fühlt sich dort am wohlsten, wo viele Menschen auf einem Haufen sitzen. Städte, vorzugsweise Groß- und Megastädte. Maximale Bevölkerungsverdichtung auf minimalem Grund, wusstest du übrigens, dass die Bevölkerungsdichte der Staaten auf deinem Heimatplaneten zwischen zwei Einwohner pro Quadratkilometer und 19.0000 schwankt? Nee, ich verrat nicht wo, du kannst später selbst den *Wikipedia*-Artikel lesen, du weißt schon, selbständige Erschließung des Themas und so! Ich streckte ihm die Zunge heraus, das überkommt mich manchmal, wenn er sich so lehrermäßig aufführt. Regression, sagte er, aber wenn es dir hilft! Städte, sagte ich, sind [...]

LESE-GESCHICHTEN.
NACH-ERZÄHLT

VOLLSTÄNDIGER UND WAHRHEITS-
GEMÄSSER BERICHT

über die Schlacht, die gestern Nacht im Zentrallager
von amazon bei Bad Hersfeld stattfand
(garantiert fake-free©)

Nach Jonathan Swift, *The Battle of the Books*³

Gestern Abend brachen im zentralen Auslieferungslager von *amazon* bei Bad Hersfeld Scharmützel zwischen den dort gelagerten gedruckten Büchern und den elektronischen Lesegeräten aus. Die Datenbank war abgestürzt (später vermutete man einen Angriff russischer Hacker) und hatte beide Bucharten, die normalerweise aus Sicherheitsgründen streng getrennt aufbewahrt wurden, heillos miteinander vermischt. Kindles in verschiedenen Versionen und Größen fanden sich nun bei den Taschenbüchern wieder, die Tolinos waren zu den Hardcovern geraten, und Fire-Tablets, iPads, Alexas und Smartphones unterschiedlicher Abstammung waren überall verstreut. Das Bestellsystem hatte zudem aus ungeklärten Gründen eine Verbindung zu *Google Books* aufgebaut, und immer wieder erschienen nun lückenhafte Volltexte zwischen den *Print-on-Demand*-Büchern oder akademische Datenbanken unter den Fachbüchern. Die Verwirrung wurde noch durch einen Streik der Mitarbeiter vermehrt, die nicht mehr als Packsklaven, sondern als digitale Buchhändler bezahlt werden wollten. Sie hatten alles stehen und liegen

³ Die Satire *The Battle of the Books* (Die Bücherschlacht) des irischen Satirikers Jonathan Swift erschien 1704. Sie schildert einen Kampf in einer Bibliothek, in dem die Autoren der Antike den Vertretern einer zeitgenössischen Literatur, vertreten durch ihre jeweiligen Werke, gegenüberstehen. Swift nimmt damit auf eine intensiv und gelegentlich polemisch geführte Debatte seiner Zeit über den Vorzug der ‚Alten‘ oder der ‚Modernen‘ in der Literatur Bezug.

gelassen, halb verpackte Bücherpakete stapelten sich in den Gängen, und die Fließbänder drehten sich sinnlos im Kreis.

Dadurch kam es zu einer bedrohlichen Eskalation der schon seit längerer Zeit schwelenden Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Buchformen, ihren jeweiligen Produzenten und Anhängern. Die E-Books warfen den gedruckten Büchern pauschal vor, dass sie viel zu viel Platz in den Regalen in Anspruch nähmen. Vor allem die großen Bildbände und Prachtausgaben waren üblen Anwürfen der kleinen mobilen Geräte ausgesetzt, einer Herde lästig summender Mücken, die zwischen den Großformaten herumschwirrte und diese als „Printosaurier“ und „Staubmonster“ verhöhnten. Die Taschenbücher, bei weitem die größte Abteilung der gedruckten Bücher, schlugen zurück: Sie seien wenigstens autark und müssten nicht ständig an die Steckdose; Anwürfe wie „Datenjunkies“ oder „Stromfresser“ waren zu hören. Am lautesten führten sich die Bestseller mit ihren grellbunten Covers auf, sie waren jedoch nicht besonders angesehen und galten als Emporkömmlinge. „Aber dafür vergilben wir nicht“, gaben die E-Books zurück, „wir bekommen auch keine Eselsohren, nur Esel bekommen Eselsohren! Und wir können ins große weite Internet, ein Fingerdruck nur, und wir sind verbunden mit dem unerschöpflichen Wissen der Welt!“ „Eselsohren“, piepste ein Gedichtband aus handgeschöpftem Papier zurück, „ihr habt es nötig, mit all den fettigen Fingerabdrücken von den ungewaschenen Fingern ungewaschener Benutzer auf euren Displays! Da sträubt sich ja mein Lesebändchen!“ „Lesebändchen“, piff ein frecher Tolino, „wer braucht denn so etwas? Bei uns kann der Leser einfach markieren, wo er ist! Wir sagen ihm sogar, wie lange er noch lesen muss bis zum Ende des Kapitels, des ganzen Buches, ach was, seines ganzen Lebens! Und wir sind flexibel, jeder kann die Buchstaben so groß einstellen, wie er will, man kann eine Schrift wählen mit oder ohne Se“ – „Flexibel!“ rief ein Klassiker dazwischen, man erkannte ihn an dem

Ledereinband (eigentlich war es aber Kunststoff) und dem Goldrand: „Überhaupt keinen Inhalt habt ihr, das ist die Wahrheit! Heute liest man ein wenig dies, und morgen ein paar Zeilen jenes, man hüpf von Buch zu Buch, nur noch nippen muss der Leser, ihr seid,“ – und nun lief er ein wenig rotbraun an unter seinem Kunstleder – „ihr seid Huren, genau das seid ihr, euch kann man einfach für alles kaufen! Wo bleibt da der Ernst des Lesens, die Würde des Buches, die“ – aber da wurde er schon von einer Herde wutschnaubender Smartphones umzingelt, die böseartig grinsende Emoticons mit Clownsgesichtern auf ihn abschossen. Derweil hatten sich die Tablets untereinander verschworen: Sie wollten das Licht in der Halle abschalten, um ihre gedruckten Gegner blind zu machen, fanden aber den Schalter nicht. Die wissenschaftlichen Bücher hingegen hatten einen anderen Plan ausgeheckt, stritten jedoch noch über die Details der Ausführung und den Anführer: Sie wollten die Stromversorgung kappen und damit ihre elektronischen Gegner lahmlegen.

Während sich die unterschiedlichen Truppenteile sammelten und ihre Strategien planten, waren durch ein offenstehendes Fenster im winzigen Pausenraum des Personals eine Eule und ein ganzer Schwarm Stare in das Zentrallager geraten. Die Eule war ein imponierender Vogel: Ruckartig bewegte sich ihr großer Kopf im Kreis, ihre riesigen Augen wirkten durch den brillenartigen Schleier noch größer und schienen alles zu durchbohren, was in ihr Gesichtsfeld kam. Mit schweren Flügelschlägen umkreiste sie den sich zur Formation ordnenden Schwarm und verhöhnte die Stare mit dröhnender Stimme: „Da fliegt ihr sinnlos hin und her, folgt blind eurem Anführer, habt ihr denn gar keinen eigenen Verstand?“ („stand, stand, stand“, hallte es durch den Raum). „Verstand“, zwitscherten die Stare hell und vielstimmig zurück, „wir brauchen deinen Verstand nicht! Unser Führer weiß, woher der Wind weht! Wir folgen ihm freiwillig! Wir alle sind unser Verstand!“ „Kleinvieh“, giftete die Eule zurück, ihre Augen schienen noch größer zu werden und

die Federn an ihren feinen Ohren sträubten sich, „Mas-
senware, das seid ihr! Einer ist wie die andere, kein Un-
terschied, keine Individualität, kein Verstand!“ („stand,
stand, stand“, hallte es wieder) „Individualität“, tönte es
melodisch zurück, während nun die Stare die Eule immer
enger umkreisten, ein Strudel schwirrender Flügel, „wer
braucht In-di-vi-du-a-li-tät? Wir sind Stare, in uns leben
tausend Jahre Starenblut, Starenherz, Stareninstinkt!“
„Rhythmus“ summten sie, „Muster“ sangen sie, dabei
wechselten sie die Formation: Jetzt raste eine kompakte
pulsierende Kugel auf die Eule zu. Sie zog den Kopf unter
einen Flügel ein, streckte ihn aber sofort wieder hervor,
als die Kugel über sie hinweggerauscht war, und krächte
herausfordernd hinter her: „Und die Menschen in ihrer
Einfalt glauben sogar, eure Muster hätten Bedeutung! Al-
les dumpfer Instinkt nur, alles Daten, Windrichtung,
Flughöhe, Geschwindigkeit, Daten-Daten-Daten!“ „Aber
dich, dich hassen alle Vögel“, schrien die Stare im wilden
Chor, während sie in V-Formation wieder auf sie zuras-
ten, „hast du schon einmal darüber nachgedacht mit all
deinem Verstand-stand-stand, warum deine ganze Tier-
familie dich hasst?“ „Neid“, unkte die Eule zurück, die
schwerfällig zur Seite ausgewichen war und nur knapp
ein Hochregal mit Stapeln von *Shades-of-Grey*-Exempla-
ren verfehlt hatte, „Neid-Neid-Neid, nichts anderes! Ich
bin der heilige Vogel der Göttin Athene, ich jage in der
Nacht, wenn die anderen Vögel schlafen in ihrer
Schwarmdummheit, ich bin weise, ich bin mächtig, ich
bin“ – „gar nichts bist du!“ heulten die Stare, sie umkreis-
ten die Eule nun in Wellen, so dass sich ihr Kopf ruckartig
immer weiter nach hinten drehte, um im letzten Moment
wieder nach vorn zurück zu schnellen; „ein Unglücksbote
bist du, du bringst Tod und Verderben, die Menschen
fürchten dich! Wir, wir werden immer mehr und mehr,
ihr aber werdet immer weniger, weniger, weniger, ihr
werdet aussterben, das werdet ihr, mit all eurer Weis-
heit!“ „Ungeziefer“, schrie die Eule, die sich ein Fach wei-
ter hinter eine verstaubte Hegel-Werkausgabe gerettet

hatte, „ihr seid nicht besser als Heuschreckenschwärme, eine Plage seid ihr, ihr überfallt die Plantagen und die Haine, unzählbar, massenhaft, bald werdet ihr den Himmel verdunkeln und“ – aber da war der Schwarm schon abgedreht und in eleganter Linie zurück durchs Fenster entwischt. Der Eule starrte ihnen mit übergroßen Augen hinterher, während sie weiter „Verstand! Verstand! Verstand“ rief, und es hallte von den Hochregalen wider: „stand – stand – stand“.

Inzwischen hatte sich der erste Vertreter der Medien eingefunden, ein Reporter von *arte*, der eigentlich über den Streik berichten sollte. Nun war jedoch schnell eine Sondersendung geschaltet worden, *aktuell und live*, so flat-terte es im Newsticker über die Bildschirme, *Streitigkeiten eskalieren bei amazon, Endkampf steht unmittelbar bevor!* Der aufgeregte Reporter gab den Zuschauern zunächst einen kurzen Überblick über die sich zwischen E-Books und gedruckten Büchern formierenden Kampffronten; man werde selbstverständlich im Zentrum des Geschehens bleiben und die Zuschauer brandaktuell auf dem Laufenden halten. Zuerst aber wolle man in einem Hintergrundgespräch die Frage diskutieren, ob das gedruckte Buch noch lebensnotwendig, ja überhaupt überlebensfähig sei, oder ob die E-Books es nicht für alle Zeit überflüssig und unnötig machen würden – „eine Schicksalsfrage unserer Zivilisation“, wie er mit wohltrainiertem Bedeutungstremolo in der Stimme wiederholte, „eine wahre Schicksalsfrage!“ Als Experten zugeschaltet waren ihm ein berühmter Literaturkritiker und eine Literatur-Bloggerin, die sich „aMazone“ nannte.

Der Reporter erteilte feierlich zunächst dem Literaturkritiker das Wort. Mit seiner Hornbrille und den weißen Haarbüscheln hinter den Ohren erinnerte er an eine Eule; und er sprach auch ein wenig ruckartig, als er nun anhub: „Na-tür-lich, ganz selbst-ver-ständ-lich, das ist eine Schicksalsfrage unserer Zeit, ganz selbstverständlich, aber die Antwort liegt doch wohl auf der Hand, mein junger Freund! Gedruckte Bücher sind zu bevorzugen, das

versteht sich doch von selbst für jeden kultivierten Menschen! Das Buch ist, fast würde ich sagen: der beste Freund des Menschen! Ohne Buchdruck hätten wir weder Kultur noch Zivilisation! (in einer Unterzeile erschien eine Anmerkung der Redaktion: *Kultur ist geistiger Fortschritt, Zivilisation ist technischer Fortschritt*) Ohne Bücher würde die Menschheit noch in den Bäumen hocken und sich gegenseitig mit Keulen die Schädel“ – bevor er aber noch weiter ausholen konnte, fiel ihm der Reporter ins Wort: Ja, nun, das sei alles ganz schön und altbekannt, aber was genau spräche denn bitte für gedruckte Bücher? „Das Haptische“, rief der Literaturkritiker hektisch aus (in einer Unterzeile erschien eine Anmerkung der Redaktion: *haptisch, das sinnliche Fühlen, Greifen*), „das sinnliche Total-Erlebnis! Sie haben kein Buch in den Händen, wenn sie lesen, sondern ein Lebewesen, Sie riechen und fühlen das Papier“ – im Hintergrund konnte man aMazone murmeln hören: „und den Staub“ –, „Sie fühlen die Schwere, das Gewicht der Seiten, Sie sehen vielleicht Altersspuren, Spuren voriger Leser, ihre Gedanken“ – da konnte aMazone nicht mehr an sich halten und rief dazwischen: „Und das soll gut sein? Alter? Die Schwere des Buches? Ein E-Book ist nicht betonschwer, nein danke! Man kann es überall hin mitnehmen, in der Handtasche, in der Hosentasche, ja sogar in der Badehose! Wir haben die Bücher befreit von der Schwere, wir haben sie blattdünn gemacht, aber unendlich inhaltsschwer, ganze Bibliotheken passen in ein winziges Gerät! Und von wegen sinnliches Erlebnis: Das bestimmt die LeserIn ganz allein!“ (sie sprach das I deutlich als Versalie) „Schriftart, Schriftgröße, Helligkeit – alles selbstbestimmt! Da schicke ich doch jede Bibliothek zum Teufel, die mir vorschreibt, wann ich was lesen darf und in welcher total überbeuerten Ausgabe! Wir haben die Bücher befreit, ich kann es gar nicht oft genug wiederholen: BEFREIT, jawohl!“

„Nun, nun“, versuchte der Reporter zu vermitteln, während im Newsticker schon die ersten Schlagzeilen vom Kampfplatz sowie Prognosen verschiedener

Experten und die ersten Reaktionen der internationalen Börsen vorbeiflimmerten; die Verlagsaktien waren gefallen – „haben denn nicht beide, E-Books und Printbooks, Vor- und Nachteile? Muss man denn gleich so extrem“ – „Ja, man muss, mein lieber junger Freund, man muss“, ließ sich der Literaturkritiker sonor vernehmen; seine Augenbrauen hatten sich eulenartig zusammengezogen und er ruckte wieder etwas mit dem Kopf, „man muss sogar un-be-dingt! Meine geschätzte Kontrahentin“ (im Newsticker flackerte es: *Kontrahentin, Gegenspielerin*), er räusperte sich ein wenig ironisch, „spricht von Befreiung, das sind ja große Worte! Was ist denn bitteschön frei daran, wenn man einen kleinen grauen Kasten in der Hosentasche hat, der ständig nach Strom verlangt! Ein Buch können Sie immer lesen, Steckdose hin oder her! Nein, das alles führt uns nur weiter in die Abhängigkeit von der Technik, dem sogenannten „Fortschritt“ – er rümpfte die Nase ein wenig, während er „Fort-schritt“ sagte –, „der seelenlosen Zivilisation, dem, ja, ich wage es zu sagen: totalen Staat der Ingenieure, der Weltherrschaft von *google* und *apple* und wie die Herrschaften alle heißen! Aber was geht nicht alles verloren dabei, unwiederbringlich verloren? Nicht nur altehrwürdige Bibliotheken, die Brutstätten des Geistes seit Jahrtausenden, nicht nur der schöne, stille Beruf des Buchhändlers – haben Sie schon einmal gesehen, was in unseren Städten aus den Buchhandlungen geworden ist? Handyläden, einer hässlicher als der andere, Boutiquen, Konsumtempel, jawohl, Tempel des neuen Aberglaubens an den Gott des grenzenlosen materiellen Konsums! Es ist auch eine ganze Ästhetik (im Untertitel flimmerte es auf: *Ästhetik, die Wissenschaft vom Schönen*), die für immer untergeht! Und dann steckt man die dummen grauen Kästen in bunte Plastikumschläge, ein ästhetisches und haptisches Verbrechen ist das, und warum sind auf den meisten eigentlich Katzen abgebildet?“ Beinahe schienen sich Tränen in seinen großen Eulenaugen abzuzeichnen, aber vielleicht war es auch nur der hochscharf auflösende Bildschirm, der seine dicken

Tränensäcke vergrößerte und die zitternden Büschel hinter seinen Ohren.

Seine Gegnerin zeigte sich ungerührt. Sie war jung, trug eine knappe Designerbrille zu ihrem schrägen Kurzhaarschnitt und hatte kleine glitzernde Piercings in der Oberlippe. „Jaja“, sagte sie gelangweilt, „das beklagen die alten Leute immer – Entschuldigung“, verbesserte sie sich auf ein Stirnrunzeln des Reporters hin – „die Senioren, nein: *bestagers* meine ich natürlich. Man könnte meinen, die Welt ginge unter, weil die Leute statt Goethe zu lesen Katzenvideos schauen! Aber kein Wort davon, dass die E-Books endlich das Lesen demokratisch gemacht haben! Keine Bildungsschwellenangst mehr, niemand muss sich vor dem ewig missgelaunten Bibliothekar fürchten oder dem overschlauen Buchhändler! E-Books sind nicht nur billiger, sie sind barrierefrei und schulen die Medienkompetenz! Das isolierte Buch ist kein Einzelkämpfer mehr, sondern immer mit dem großen weiten Internet verbunden, der neuen Schatzkammer des Wissens der Menschheit!“ Der Literaturkritiker, der bei ‚Internet‘ wiederum die Nase gerümpft hatte, wollte zu einem Gegenschlag ausholen, wurde vom Reporter aber mit einer Handbewegung beschwichtigt, und aMazone setzte ihre Kampfrede fort: „Man versteht ein Fremdwort nicht? Das E-Book hat Wörterbücher in allen Sprachen der Welt, es hat Zugriff auf *Wikipedia* und jedes andere Nachschlagewerk. Man will unterwegs etwas in einem Buch nachschauen? Kein Problem, man hat ja seine Bibliothek immer dabei! Gerade die Klassiker sind längst urheberrechtsfrei, Sie können den ganzen Goethe herunterladen, für null Euro, und Schiller noch dazu, und, wenn es wirklich sein muss, sogar Hegel“ – „aber in welcher Form!“ rief der Literaturkritiker nun doch dazwischen, während der Reporter nervös auf seine Uhr schaute, „in welcher tragisch verunstalteten, verkrüppelten, geradezu bemitleidenswert jämmerlichen Form! Haben Sie schon gesehen, wie sie aussehen, unsere schönsten klassischen Texte, in elektronischer Form? Die Tränen können einem kommen! Dieser“ – er

verschluckte sich ein wenig vor Eifer und fuchtelte mit den Händen – „dieser Flattersatz macht mich beim Lesen ganz nervös, all diese Riesenlücken! Und die ganzen Fehler vom maschinellen Einlesen, es tut einem weh, richtig weh beim Lesen! Nein, gerade unseren Klassikern, die an jedem einzelnen Wort, jedem Satz gefeilt haben, darf man das doch nicht antun! Und nun kommen unbedarfte, kaum des Lesens mächtige funktionelle Analphabeten“ – „ich muss doch wohl bitten“! fiel ihm der Reporter empört ins Wort. „Wir laufen auch langsam aus der Zeit, wir hören, dass der Beginn der Kampfhandlungen unmittelbar bevorsteht; also bitte, von jedem von Ihnen ein kurzes Statement zum Abschluss! aMazone, was sagen Sie?“ „Alles spricht für das E-Book“, rief Amazone energisch aus, die nun ihre Brille abgenommen hatte, ihre ganz tränensackfreien Augen glitzerten, und sie schob sich das kurze Haar mit einer energischen Bewegung in die rechte Schiefe: „Es ist leicht, bedienerfreundlich, barrierefrei, und, ich kann es nicht genug wiederholen, de-mo-kra-tisch! Man kann es sogar im Dunkeln benutzen, ohne eine Eule oder eine Katze zu sein! Freiheit für die Bücher!“ Der Literaturkritiker hatte sichtlich Mühe, sich kurz zu fassen; er ruckte ein wenig mit dem Kopf und sagte dann, jedes Wort betonend: „Gedruckte Bücher sind unersetzlich. Wer meint, jeder könne lesen, nur weil er einen Berg Daten herunterladen kann, hat aber auch gar nichts verstanden! Lesen ist eine Kulturtechnik, und kein Computer wird das jemals“ – „wir sind soweit“, rief der Reporter aufgeregt dazwischen, „die Kampfhandlungen haben offiziell begonnen! Wir schalten live um in Gang 42C, direkt ins Zentrum des Geschehens! Bleiben Sie bei uns bis nach der Werbepause!“

In Gang 42C übernahm eine jugendliche Reporterin die Berichterstattung; man hatte sie zu ihrem Schutz mit einer Weste versehen, in großen Buchstaben stand JOURNALISTiN! darauf. „Selten nur“, so hauchte sie ins Mikrofon, „sehr selten sieht man sich einer solchen journalistischen Herausforderung gegenüber wie bei der Live-

Berichterstattung vom Kriegsgeschehen!“ Wie die Zuschauer sicherlich wüssten, sei die Wahrheit gewöhnlich das erste Opfer in einer solchen Situation, und es sei nun ihre Aufgabe – „ihre schwere, schwere Aufgabe“, sagte sie –, den Überblick zu behalten, Neutralität zu bewahren, und trotzdem die Zuschauer ganz dicht ans Geschehen heran zu führen. Die Kamera ging direkt auf sie zu, man sah, dass ihre grellrot bemalten Lippen ein wenig zitterten. Es rührte sich jedoch kein Haar in ihrer blonden Lockenpracht, als sie ihre Schutzweste noch einmal zurechtrückte, während bereits einzelne Buchseiten und Umschläge um sie herumschwirrten und die Displays der E-Books im Hintergrund ein hektisches Störfeuer schossen.

In der Mitte des Gangs hatte sich die schwere Infanterie aufgestellt. Vielbändige Werkausgaben und Lexika, vom *Brockhaus* über die *Encyclopedia Britannica* bis hin zu weit in die Tiefe gestaffelten Fachlexika standen einem Trupp beweglicher E-Book-Reader gegenüber, deren Speicher mit gemeinfreien Werkausgaben bis zum Rand aufgeladen waren. Sie wurden durch die elektronischen Lexika unterstützt. Die erste Angriffswelle übernahmen die Werkausgaben: Sie schossen dichte Salven mit schwergewichtigen Zitaten und goldenen Worten ab; flink antworteten die E-Books mit Stellenangaben und Zitatnachweisen in ihren gemeinfreien Texten. Als geheimes Sonder-Einsatzkommando hatten sie außerdem ein Bataillon dabei, das gezielt die Druckfehlerverzeichnisse der Werkausgaben von der Flanke her ins Feuer nahm; diese antworteten flink mit Lesefehlern in eingescannten Texten bei *Google Books*, einer wahren Armada des Missverstehens. Die Lexika feuerten derweil aus allen Rohren umfangreiche Fachartikel auf ein kleines Heer von Wikis, die mit reich bebilderten und heftig untereinander verlinkten, wenn auch gelegentlich etwas ungenauen Artikeln antworteten. Während sich beide Seiten noch gegenseitig grobe Auslassungen und Inkorrektheiten vorwarfen, aktualisierten sich die *Wikipedia*-Seiten ständig; ein

ganzes Heer von Moderatoren war im Hintergrund an die Arbeit gegangen und hatte im Angesicht der Krise sogar alle internen Streitigkeiten beigelegt. Die Konfrontation entwickelte sich zunehmend zu einer Materialschlacht: Immer ältere Lexika, die sich schon seit ewigen Zeiten unter Staubbergen in den hinteren Regalgängen vor dem Einstampfen versteckt hatten, wurden in den Kampf geschickt, waren aber viel zu langsam und verhedderten sich in ihren verschiedenen Auflagen. Die E-Books und Wikis hingegen verbrauchten ihre Energie zu schnell und wurden immer instabiler. Teilweise waren sie schon zu atemlosen *Twitter*-Angriffen übergegangen, die wegen ihrer zu geringen Reichweite jedoch größtenteils wirkungslos verpufften.

Inzwischen waren diverse Unterstützer der kämpfenden Fraktionen sowie weitere Reporter aufgetaucht. Sie konzentrierten sich im Eingangsbereich der Halle, wo sich die Taschenbücher als leichte Infanterie aufgestellt hatten, eine äußerlich uneinheitliche, aber allein durch ihre Anzahl ehrfurchtgebietende Masse, die bis in die hintersten Regalgänge reichte. Am stärksten vertreten waren die Kriminalromane, ein dunkles Heer schwarzer Cover mit einzelnen grellroten Akzenten; man konnte ihre Aggressivität förmlich in der Luft spüren. Unterstützt wurden sie an der einen Flanke von historischen Schmökern; in der ersten Reihe stand imposant *Krieg und Frieden* und erteilte Befehle nach allen Seiten. Die andere Flanke wurde von erotischen Romanen in sorgsam neutral gehaltenen Umschlägen gebildet; sie sollten die Gegner durch das Verlesen anrühiger ‚Stellen‘ ablenken. Unterstützt wurden die Taschenbücher von einem Freiwilligen-Corps aus Buchhändlern und Bibliothekaren, die im Hintergrund emsig für die Logistik sorgten und bereits angefangen hatten, den Schlachtverlauf zu dokumentieren, inventarisieren und katalogisieren.

Doch die Gegner der Taschenbücher waren schwer zu fassen. Eine unübersehbare Schar von Kindles, Tolinos und Pocketbooks hatten sich bereits die Lufthoheit über

die Regale verschafft. Unterstützt von zahlreichen IT-Experten aus ihren eigenen Reihen hatten sie in der Bestellsoftware dafür gesorgt, dass alle Lagerpläne durcheinandergeraten waren. Nun waren die Aufmarschpläne Makulatur und die mit Hilfe der Strategie- und Kriegsbücher sorgfältig ausgetüftelten Schlachtpläne der Taschenbücher gerieten völlig aus dem Leim; ja, die einzelnen Truppenteile begannen sogar hier und da, sich gegenseitig zu bekriegen. Fantasy-Romane hatten die Fächer der schwarzen *edition suhrkamp* infiltriert, und zwischen beiden entspann sich ein heftiger Disput über das Verhältnis von Fiktion und Realität, bei dem vor dem Einsatz magischer Kampfmittel und schwersten Jargons nicht zurückgeschreckt wurde. Auf einem anderen Regal waren die Philosophie-Klassiker zwischen die Ratgeberliteratur verlegt worden, und nun schleuderten sie sich gegenseitig Argumente und Gemeinplätze an den Kopf: „Ich bin gedruckt, also bin ich!“ – „aber, wenn ja, wie viele?“ tönte es hin und her. Zudem waren sich vor allem die Bestseller nicht sicher, auf welcher Seite ihre Sympathien lagen, da sie sowohl als gedruckte Bücher als auch als E-Books erfolgreich waren; viele von ihnen versuchten heimlich zu desertieren und wurden von erbosten Hardcore-Thrillern von hinten in den Rücken geschossen.

Am härtesten gerieten jedoch die ernsthafte und die Unterhaltungsliteratur aneinander, die normalerweise aus Sicherheitsgründen weit voneinander entfernt gelagert wurden und sich nun einige wenige Regale teilen mussten. Man stinke förmlich die Trivialität, die aus jeder Seite tropfe, flüsterten sich die Vertreter der E-Literatur zu, und das billige graue Papier erst! Während dessen machten die Vertreter der U-Literatur obszöne Scherze über die seltsam bedeutungsschweren, aber doch so inhaltsleeren Titel der Gegner und prahlten mit ihren ungleich höheren Verkaufszahlen. Die E-Book-Reader sahen das ganze Chaos aus sicherer Entfernung an und twitterten heftig: „*Feuchtgebiete überschwemmen Walser-Tal!*“ „*Konsalik grass geschlagen!*“ „*Rowling over Handke!*“ – bis

einem der wenigen gedruckten Computerratgeber ein *backhack* gelang und er einen großen Teil der elektronischen Textdatenbank löschte. Nun mussten die E-Book-Reader hilflos zusehen, wie immer mehr Bücher aus ihren internen Bibliotheken einfach verschwanden, oder, schlimmer noch, durch einen Verweis auf gedruckte Bücher ersetzt wurden. Als das Chaos überhand zu nehmen drohte, rief ein soeben erschienener Vertreter eines großen Verlagshauses, das in beide Buchsparten investiert hatte, hastig eine Kampfpause aus, um die Verwundeten zu versorgen; das gebiete das bibliotäre Ethos! Er hatte sogar einen Märchenerzähler mitgebracht, der den erschöpft lauschenden Kämpfern, Unterstützern und Reportern nun eine Fabel erzählte, die ebenfalls live übertragen wurde. Sie ging so:

„Vor unvordenklichen Zeiten stritten sich drei Buch-Göttinnen darum, welche von ihnen bei den Lesern und Leserinnen am beliebtesten sei. Weil der anhaltende Zwist für viel Unruhe im Bücher-Olymp sorgte, beschloss man, die Frage ein- für allemal zu entscheiden und ein Casting anzusetzen, bei dem sich die Buch-Göttinnen der literarischen Öffentlichkeit präsentieren mussten. Als erste trat die Göttin der Lehrdichtung auf. Sie war schon sehr alt, trug einen langen Zeigestock und sprach deutlich und langsam, aber mit melodischer Stimme: ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre! Der Mensch ist ein unsicheres Wesen, er verliert sich in leerer Sinnlichkeit und unersättlichem Begehren, und nichts wird bleiben von ihm. Er braucht eine Stütze für seinen schwachen Verstand, er braucht gute Lehren und freundlichen Zuspruch. Lehren wir ihn lesend, sich selbst zu erkennen, seine Mitmenschen und seine Erde! Zeigen wir ihm, dass das Wahre, das Gute und das Schöne innig zusammengehören, dass sie befreundet sind von jeher und für immerdar! Malen wir ihm die Natur in den schönsten Farben, aber erheben wir seinen Geist auch über die Natur, hin zu den Göttern! Nur so kann er vor seinen Erbsünden gerettet werden, dem ewigen Egoismus und der endlosen Eitelkeit!‘

Kaum hatte sie ausgedet, wurde sie bereits von ihrer Nachfolgerin unsanft zur Seite geschubst. Selbstbewusst und mit jugendlich federndem Schritt hatte die Göttin der Unterhaltungsliteratur die Bühne betreten, ihre beinahe durchsichtigen Gewänder flatterten um sie herum, und sie hatte auf einen Zeigestock ein Smartphone montiert, mit dem sie ständig Selfies schoss. ‚Hört nicht auf die alte Glücke‘, rief sie, ‚seht doch nur, wie sie schon aussieht! Kommt zu mir, bei mir findet ihr Lesevergnügen ohne Ende, *fun, action, horror, crime, sex*, für jeden ist etwas dabei! Ihr wollt doch Spaß haben, oder?‘ Und sie drehte sich schwungvoll um ihre eigene Achse, und als sie wieder vorn ankam, trug sie ein anderes Gewand, es war tief-schwarz, und sie hatte Ringe in den Ohren und in so ziemlich jedem anderen Körperteil, und ihre Augen waren schwarz umrandet; und dann drehte sie sich wieder, und nun trug sie fast gar nichts mehr, nur noch einen winzigen Bikini und eine große Sonnenbrille. Und das Handy klickte pausenlos, ‚habt ihr Spaß?‘, rief sie dabei immer wieder und wieder.

Sie musste beinahe von der Bühne getragen werden, die nun die dritte Kandidatin betrat, die Göttin der anspruchsvollen Literatur. Sie war eine würdige Dame in bestem Alter, trug ein Designerkostüm und in der Hand ein elegantes Lesezeichen. ‚Lesen bildet‘, sagte sie mit einer angenehmen, wohlmodulierten Stimme. ‚Ohne meinen Vorrednerinnen zu nahe treten zu wollen, kann ich doch wohl sagen: Wer nur liest, um sich belehren zu lassen oder ‚Spaß zu haben‘, ist bemitleidenswert. Die Literatur ist niemandes Diener und niemandes Spielzeug, sie ist ein Zweck in sich selbst, sie ist AUTONOM! Wer das Schöne erkennen will, muss sich zu ihr erheben! Nur dann wird er die klassischen Werke erkennen, ihre immerwährende Aktualität, ihren tiefen Sinn, ihre wohlgeordnete Form‘. Sie verneigte sich stilvoll und trat wieder ab.

Sofort startete die Leserbefragung, die Telefonleitungen liefen heiß und die SMS schwirrten nur so durch den

Äther. Bald schon zeichnete sich das Ergebnis deutlich ab: Die Göttin der Unterhaltungsliteratur hatte einen uneinholbaren Vorsprung, und während sie mit ihren *Followers* begeisterungstrunken feierte, begann die Göttin der anspruchsvollen Literatur ein Expertengespräch mit den anwesenden Literaturkritikern, die das Casting kommentiert hatten; aber auch deren einstimmiges Expertenvotum hatte ihr nicht zum Erfolg verholfen. Am Rande der Bühne blieb die Göttin der Lehrdichtung zurück. Sie sah jetzt noch etwas älter aus, und nur eine Eule leistete ihr Gesellschaft. ‚Was ist denn falsch daran, nützlich zu sein?‘, klagte sie der Eule mit leiser Stimme; ‚warum wollen sie nicht klug werden? Aber sie sind unbelehrbar, ewig unbelehrbar; sie verfallen dem Tand, dem schönen Schein, dem Glamour, weil sie nicht zuhören wollen, weil sie lieber tanzen, während die Welt zugrunde geht. Ach, und dabei bin ich doch auch unterhaltend; ist denn das Denken nicht unterhaltend, ist es nicht das Schönste und das Beste, was ein Mensch tun kann, dass er lernt? Ist es nicht das Einzige, das niemals sich erschöpft, das niemals schal wird, das einen sanft trägt von der Geburt bis zum Grab? Aber sie wollen lieber tanzen‘ – und sie zerbrach ihren Zeigestock und zerraupte sich ihre Haare und musste von den anwesenden Sanitätern abgeführt werden, während die Menge wild um die Göttin der Unterhaltungsliteratur herumtanzte, die jetzt ein hautenges, goldglitzerndes Gewand trug und ‚Fun!‘ schrie und Selfies schoss ohne Ende.“

Da der Erzähler jedoch vergessen hatte, seiner Fabel eine Moral beizufügen, nahmen die inzwischen erholten Kämpfer die Schlacht der Bücher mit erneuter Energie wieder auf. Verschiedene Nebenkriegsschauplätze hatten bisher wenig Aufmerksamkeit in der Berichterstattung gefunden, wurden jetzt jedoch von den Reportern entdeckt. So hatten sich in einer abgelegenen Ecke zwischen den Regalfächern R2 und O2 die großformatigen Bildbände aus der Kunst- und Reiseliteratur in der klassischen Schildkrötenformation aufgestellt, indem sie ihre

schweren Einbände schützend nach oben streckten; ein Architekturband kontrollierte noch ein letztes Mal die Linienführung und veränderte Kleinigkeiten in der Größenstaffelung. Ihnen gegenüber war eine Gruppe von Tablets aufmarschiert, die als Kampfformation eine lange geschlossene Reihe gebildet hatten. Während die Bildbände schon drohende Rufe ertönen ließen, man werde die Gegner schlicht zerschmettern, luden die Tablets in Windeseile aus dem Internet die berühmtesten Gemälde der Welt: Leonardos *Mona Lisa* war ebenso dabei wie Michelangelos *Erschaffung Adams*, van Goghs *Sonnenblumen* und Monets *Wasserlilien*, Picassos *Guernica* und Andy Warhols *Dosensuppen*; Goyas *Nackte Maya* und Botticellis *Geburt der Venus* (sicherheitshalber hatten sie jedoch die Schlachtengemälde ausgespart). Die Auflösung war brillant, die Farben strahlten in ganz neuer Frische; mal synchronisierten die Tablets sich zu einem Riesenpanorama von Monets *Wasserlilien*, dann vergrößerten sie Details der *Nackten Maya*. Die Bildbände konnten der Versuchung nicht widerstehen. Sie krochen unter ihren Einbänden hervor, die ganze Schildkröte geriet in Unordnung, und Einzelne wagten sich zur Schlachtlinie der Tablets vor, die weiter ihre gigantische Museums-Show abspielten. Man konnte doch nicht die *Mona Lisa* zerschmettern! Niemals hatte man die Sixtinische Kapelle aus dieser Perspektive gesehen! Und dort, dort gab es noch ein Detail der *Nackten Maya*, das einem noch nie aufgefallen war, war er nicht genial, dieser Goya? Erste Kennergespräche entspannen sich zwischen beiden Seiten. Allein die Natur- und die Reisebildbände versuchten noch verzweifelt, ihre Gegner in Scharmützel zu verwickeln; aber angesichts von *Google Earth* streckten auch sie die Waffen.

Die Reporter machten sich gelangweilt auf die Suche nach neuen Sensationen. Rein zufällig entdeckten sie einen Nebenkriegsschauplatz unterhalb eines Regals, wo ein Heer gelber Reclam-Hefte sich den neuesten, blattdünnen Smartphones gegenüber sah. Die gelbe Schar hatte zu ihrer Unterstützung Schüler und Lehrer um sich

versammelt, ihre treuesten Leser seit unvordenklicher Zeit. Als die Schüler jedoch die neuesten Handy-Modelle sahen, liefen sie in Scharen über, und bei den Reclam-Hefen blieb allein ein Häuflein von Deutschlehrern zurück. Diese versuchten zwar verzweifelt, die Handys zu konfiszieren, die Schüler ersannen aber immer neue Kriegslisten: Sie mischten sich wieder unter die gelben Hefte, sie versteckten die Handys in deren Seiten oder flohen ganz einfach vom Schlachtplatz, um endlich in Ruhe spielen zu können. Zurück blieb eine zerfledderte gelbe Schar, die erhobenen Kopfes in ihr kleines Regalbrett zurückmarschierte: Man war sich sicher, dass man am Ende überleben werde, weil sich im Kultusministerium noch niemals etwas geändert hatte, solange der Kanon lebte! Ein Leitartikler nickte zustimmend, und die Reporter zogen grummelnd weiter.

Eine Ecke weiter hatte der Aufruhr die Kinderbuchabteilung erreicht. Nur schweren Herzens hatten sich die Kinderbücher bereitgefunden, in die Schlacht einzutreten, hatten sie doch kaum Besseres aufzubieten als ein Heer aus knuddeligen Teddy-Bären, eigensinnigen Pippi-Langstrumpf-clones, friedensbewegten Piraten und rosafarbenen Prinzessinnen mit Einhorn, die sich um ihre Lockenpracht Sorgen machten. Allein die Mangas bildete eine furchterregende Elite-Kampftruppe, aber sie genossen wenig Ansehen in der Szene und blieben meist unter sich. Als Gegner standen ihnen grellbunte Tablets mit tönender und blinkender Lernsoftware gegenüber; ihre Sondereinsatzgruppe bestand aus Teletubbies, die wenig furchterregend mit den Antennen wackelten und immer wieder über ihre eigenen Beine stolperten. Nachdem jedoch die erste Manga-Figur einen Teletubby umgestoßen und dann noch nachgetreten hatte, so dass er sich weinerlich krümmte und nach seiner Mama rief, wurde allgemein beschlossen, dass das genug der Gewalt sei! Schließlich habe man eine Verantwortung! Man einigte sich deshalb, die schon angeforderten Hilfstruppen – eine Schar spielbegeisterter Kleinkinder auf der elektronischen Seite

und eine Schar erzieherisch ambitionierter, bildungsnaher Eltern auf der Printseite – wieder nach Hause zu schicken und fürderhin eine friedliche Koexistenz zu führen. Die Reporter rauften sich die wohlgefönten Haare; die ersten waren schon von ihren Redaktionen informiert worden, dass die Zuschauerquoten bedrohlich absänken, zumal ein bedeutendes Fußballspiel anstände.

Noch weiter hinten in der Halle aber befand sich der Eingang zu einer tiefer gelegenen Etage, von der die Bestellsoftware und die Lagerverwaltung nichts wussten. Nur selten verirrte sich eine lebende Seele hierher; die älteren Bücher munkelten gelegentlich, dort spuke der Geist alter Manuskripte, die Hieroglyphen tanzten bei Mondenschein wirre Tänze und einige der dort gelagerten Schriften seien so gefährlich, dass sie an Ketten gehalten werden müssten. Nun hockte dort ein alter Mann, scheinbar unberührt von dem nur leise zu ihm herdringenden Schlachtenlärm. Er war, wie man bei besserem Licht gesehen hätte, sogar uralt; sein weißer Bart schlang sich um seine Füße, und über seinen Augen lag ein seltsam trüber Schimmer – war er gar blind? Nachts scharten sich heimlich einige eingeweihte Hörbücher um ihn. Sie hatten zwar Mühe, den Alexas zu entkommen; aber man konnte sie einfach auffordern, die *Geschichten aus 1001 Nacht* vorzulesen, und zwar ganz, sonst würden sie am nächsten Morgen vom Netz genommen! – und schon begannen sie mechanisch zu lesen, und die Hörbücher konnten entwischen. Die Stimme des uralten Mannes jedoch klang immer noch jung, und wenn er sprach, flossen die Worte dahin wie das rhythmische Rollen der Meereswogen. Er erzählte den Hörbüchern von Zeiten, in denen es noch keine Bücher gab, weder gedruckte noch elektronische, aber Kriege – große, nicht enden wollende Kriege, Völkerschlachten, heroische Zweikämpfe, schöne Frauen, kaum sagbare Leiden und übermenschliche Triumphe; sogar die Götter mischten sich ein und intrigierten bis aufs Blut neben ihren sterblichen Lieblingen. Der alte Mann beschrieb die kunstreichen Schilde bis ins feinste

Detail, er nannte die Schiffe und ihre Kommandeure, er zählte die Heere auf und ihre Befehlshaber, er hatte den Helden ihre prahlerischen Reden abgelauscht, den Göttern ihre düsteren Verschwörungen und den Liebespaaren ihre heißesten Liebesschwüre. Nun aber war er besorgt, er saß unbeachtet in seiner Ecke und murmelte vor sich hin: „Sie wissen nicht, was sie tun, sie kennen den Krieg nicht, sie wissen nicht, was er anrichtet in den Köpfen und in den Herzen, blind sind sie, blind, blind ...“ Eine Eule flog vorbei, er spürte ihren schweren Flügelschlag, und ein kleines Lächeln erhellte sein blindes Gesicht. Dann aber senkte er wieder den Kopf: „blind, blind, blind...“.

Ungehört verhalten seine Worte, kein Reporter hat sie aufgezeichnet, nur gelegentlich kam ein verwirrter Freiwilliger vorbei und fragte nach dem Weg zur großen Bücherschlacht. Viele der Freiwilligen waren Selbstverlagsautoren, die meisten von ihnen hatten sowohl elektronische als auch gedruckte Versionen ihres Erstlingswerks veröffentlicht und waren sich deshalb unsicher, welche Partei sie ergreifen sollten, zumal so gut wie niemand ihre Werke gekauft hatte, in keiner der beiden Versionen. Aber sie waren hoch-, ja geradezu übermotiviert, wie sie den Reportern gern bestätigten: Sie würden ihr Werk verteidigen, koste es, was es wolle; und man möge bitte ihren Namen notieren, ja, so, ganz genau! Für kurze Zeit hatten die Selbstverlagsautoren eine Allianz mit den ebenfalls nur in sehr geringen Zahlen aufgelegten *Print-on-Demand*-Büchern geschlossen. Diese jedoch sahen ihren eigentlichen Feind in *Google Books*, dem Bösen, dem Behemoth, dem Leviathan, während die Selbstverlagsautoren in den allzu billigen Bestsellern das Hauptproblem sahen, und so löste sich die Allianz bald wieder auf. Die *Print-on-Demand*-Drucke verlegten sich nun gänzlich auf die ideologische Kriegsführung und verteidigten das Recht des ungeborenen Buches: Sie allein seien es, die jedem Text, sei er gemeinfrei oder kommerziell, wissenschaftlich oder populär, ein Recht auf Existenz

gewährleisten könnten! Existiere nicht jeder Text zuerst nur virtuell, ob in einem Kopf oder in einem Computer? Sie aber könnten ihn ins Leben erwecken, ihm Seiten geben und Buchstaben, ihn zu einem richtigen Buch zum Anfassen machen, und sei es auch nur für diesen einen und einmaligen Druck – und einen gewissen Preis natürlich, rein symbolisch, man musste ja leben!

Die ihnen gegenüberstehenden E-Book-Reader waren davon wenig beeindruckt. Die Welt ersticke ja jetzt schon an Papierbergen, zischelten sie; bald werde es keine Bäume mehr geben, sondern nur noch Papier, endlos bedrucktes Papier, da ja heutzutage jeder ein Autor sein wolle! Von hinten schrien die Selbstverlagsautoren empört auf: Das sei doch wohl ein Grundrecht, ein Menschenrecht, jawohl! Jeder habe ein unveräußerliches Recht, Bücher zu publizieren, egal ob er etwas zu sagen habe oder nicht! Alles andere sei Zensur! Aber doch nicht auf Papier, stöhnten die E-Books zurück; Papier sei sowieso nicht besonders haltbar, Papier vergilbe und vermodere, wer ewig sein wolle, müsse virtuell werden! Im Hintergrund kicherte der subversive gedruckte Computer-Ratgeber (er hatte ursprünglich nur in einer elektronischen Version erscheinen sollen, aber ein Versehen im Druckereiprogramm hatte dazu geführt, dass einzelne Exemplare auch als *Print-on-Demand* gedruckt wurden): „Ewig! Elektronisch und ewig! Schon mal versucht, eine 8-Zoll-Diskette in ein USB-Laufwerk zu schieben?“ Dann verschwand er blitzschnell wieder im Schlachtengewirr. Die Selbstverlagsautoren zogen sich bald ebenfalls verwirrt und erschöpft zurück; Ausdauer war nicht ihre Stärke, und sie hatten ihr Pulver zu früh verschossen. Zurück blieb eine Reihe frustrierter Kindles, mehrere von ihnen gehörten der älteren Generation an, sie leuchteten nur noch sehr schwach und konnten sowieso nicht ins große, weite Internet.

Die Reporter sahen sich erneut gezwungen, auf die Suche nach noch anhaltenden Kämpfen zu gehen; inzwischen hatten sie vor lauter Verzweiflung schon begonnen,

sich gegenseitig zu interviewen. Mit vereinter Anstrengung fanden sie die Fachbuch-Abteilung. Dort hielten sich die Lehrbücher und die akademische Einführungsliteratur besonders hartnäckig im Kampf; es waren schwere Brocken dabei, die schon viele Auflagen auf dem Buckel hatten. Sie standen unter Dauerbeschuss einer Reihe von eLearning-Portalen und eJournals, die mit ihrer leichten Zugänglichkeit, ihrer Verständlichkeit, ihrer Aktualität und ihrer zunehmenden Verbreitung prahlten. „Wissenshappchen“, tönte es aus der Fachbuchfront zurück, „fast food für den Geist! Wo bleibt das Überblickswissen, der Zusammenhang, der Blick aufs große Ganze! Wir, wir sind die Festungen des Wissens, Bollwerke der Wahrheit, und ihr“ – darauf feuerten die E-Learning-Portale eine neue Salve von *Cut+Paste*-Zitaten ab; sie hatten einen unendlichen Vorrat davon, sie schwirrten flexibel zwischen all den Paragraphen in den Lehrbüchern herum und nisteten sich überall ein, hier eine falsche Quellenangabe, dort ein falsches Zitat, das sich fortpflanzen würde von hier aus in alle Ewigkeit. Die Fachbücher litten un­säglich unter dieser Verwässerung ihres soliden Gehalts; mit versagender Stimme beschworen sie die Gefahren unkontrolliert zugänglichen Wissens, seine formale Unkorrektheit, seine inhaltliche Beliebigkeit, seine unendliche Belanglosigkeit – aber das Geschwirr der *Cut+Paste*-Raketen nahm immer noch zu. „Wissen“, hauchte es schwach von der Fachbuchfraktion zurück, „Wissen, Gelehrsamkeit, Tradition, Zitiernormen“ – aber sie kamen einfach nicht gegen die schiere Datenmenge an, die eine Art von Schwarmintelligenz zu entwickeln schien und immer präziser den altgedienten Lehrsätzen auf den Leib rückte. Doch da die meisten der anwesenden Reporter sowieso wenig Interesse für diese Sparte der Buchwelt hatten, blieben ihre heroischen Kämpfe größtenteils unkommentiert.

Im Schatten dieses Gefechts hatte sich jedoch ein Stellvertreterkrieg entsponnen: Eine Schar empörter Literaturkritiker mit einem langjährig intensiv trainierten

Aggressionspotential war mit einer Gruppe von Literaturwissenschaftlern, alles Anhänger der neuesten und aktuellsten Methoden ihres Faches, über die Frage aneinandergeraten, wer der beste Bücherversteher sei. Die Literaturkritiker hatten sofort begonnen, erregt untereinander darüber zu diskutieren, was gute Literatur eigentlich sei; jeder hatte sein Lieblings-Ranking mitgebracht, prahlte mit den Literaturpreisen, die er schon vergeben hatte und beklagte lauthals die Fehlentscheidungen der Kolleginnen und Kollegen. Angesichts des Feindes rissen sie sich dann aber zusammen und überboten sich nun in Superlativen: „das beste Buch der Saison!“, schallte es durch den Raum, „der bedeutendste Autor der Gegenwart“, „ein *Must-Read*“, „schon jetzt ein Klassiker“, „auf keinen Fall verpassen!“, und, die ultimative Waffe schlechthin: „nobelpreisverdächtig!“ Die Literaturwissenschaftler auf der anderen Seite waren kaum ruhiger; auch unter ihnen hatte sich sofort ein Streit entsponnen, wer die aktuellste Methode habe, die hipsten Begriffe, die meisten Fördergelder. „Der Autor ist tot!“, brüllten die einen, während die anderen schrien: „Es gibt kein Werk, es gibt keinen Sinn, es gibt nur Diskurse, Diskurse, Diskurse!“ Eine dritte Fraktion wiederholte immer wieder: „Fiktion, alles Fiktion! Literatur hat nichts mit dem Leben zu tun! Alles nur ausgedacht! Fiktion, Fiktion, Fiktion!“ Am gefährlichsten aber waren die Dekonstruktivisten, die jeden Text so auseinandernehmen konnten, dass nur noch tote Bruchstücke herumlagen. „Schönheit ist überbewertet, Harmonie ist *out*“, riefen sie; „wir wollen das Fragment, das Hässliche, das Abstoßende, das Sinnlose, das Experimentelle und Unkonventionelle!“ Eine von ihnen mitgebrachte Phrasendreschmaschine feuerte derweil in schnellen Wellen Jargonfetzen in den Raum. Dabei entstand so viel heiße Luft, dass die Literaturkritiker und die Literaturwissenschaftler sich immer mehr vom Boden lösten; jetzt schwebten sie schon auf Höhe der mittleren Regalbretter, die Phrasendreschmaschine legte noch einen Gang zu, die Literaturkritiker griffen zu den

ultimativen Superlativen: „Einzigartig! Episch! Nobel-Nobel-Nobelpreis“, die Literaturwissenschaftler kreischten hysterisch: „Der Autor ist tot, tot, tot, es gibt keinen Sinn, keine Bedeutung, keine“ – aber da waren sie schon allesamt den Augen der Zuschauer auf dem Boden entschwunden. Die Bücher hatten sich sowieso gleich zu Beginn von ihnen abgewandt, die Autoren schrieben bereits an neuen Werken, und niemand vermisste die Experten. Auch die Reporter zogen weiter; sie hatten auf mehr Blut gehofft, aber es war wieder nur Tinte geflossen, und noch nicht einmal ein treffendes Wort war zu bemerken gewesen.

Der Schlachtlärm war nun in den meisten Abteilungen schon deutlich abgeschwächt. Buchrestauratoren eilten durch die Gänge, um wenigstens die schlimmsten Notfälle zu versorgen. Die E-Books hatten eine Handvoll Administratoren aufgetrieben, die in der Nachbarschaft gerade *Total War* gespielt hatten und nun versuchten, das System neu zu starten. Im Zentrum der Halle bereitete sich jedoch der epische Endkampf vor. Alle Reporter waren von ihren Außenmissionen eingetroffen, einige leicht ramponiert durch Tintenflecke oder geblendet vom Glanz der vielen Displays; einer hatte sich auch die Hand gebrochen, als er über ein liegengebliebenes Päckchen gestolpert hatte, und er forderte bereits lauthals Schmerzensgeld und Gefahrenzulage. Die meisten Berichterstatler hatten von ihren Redaktionen die Anweisung bekommen, jetzt endlich mal wirklich harte *action* zu zeigen; die Einschaltquoten seien eine Katastrophe, und der Beginn des Fußballspieles stehe unmittelbar bevor. So riefen alle Reporter ein letztes Mal hektisch in ihre Mikrophone: Hier und jetzt werde der Kampf entschieden werden, ein für allemal! Die Mutter aller Bücherschlachten stünde zuvor! Das dürfe man keinesfalls verpassen! Eine Batterie von Kameras hatte sich aufgebaut und leuchtete den Ring in gleißender Helle aus. Auch die Anhänger beider Seiten waren eingetroffen, sie sangen Schlachtlieder und verhöhnte sich gegenseitig: „Seitenpusher!“ „Analog-

Heinis“, klang es von der Seite der E-Book-Anhänger, und „Kindle-Junkies!“ „Wischsklaven!“ schallte es von der anderen zurück. Doch als die Werks sirene das Zeichen zum Kampf gab, wurde es gespenstisch ruhig, und alle Augen richteten sich auf die beiden Gegner in der Mitte.

Angetreten war, auf der Seite der gedruckten Bücher, eine Bibel; aber nicht irgendeine Volksbibel, womöglich noch in geschlechtergerechter oder einfacher Sprache, sondern ein Originalnachdruck der ersten Gutenberg-Bibel in massivem Luther-Deutsch! Er war prachtvoll in feinstes englisches Rindsleder gebunden, der monumentale Band wurde zusammengehalten von versilberten Beschlägen und Schließen, er hatte Goldschnitt-Seiten und wundervoll leuchtende Illustrationen. Auf der anderen Seite jedoch, kaum zu sehen – stand ein Fire-Tablet, neuestes Modell, mit nahezu unbegrenztem Speicherplatz. Sein Display leuchtete strahlendhell, und es hatte eine Verbindung aufgebaut zu – alle hielten den Atem an: zu *Google Books*, dem Behemoth, dem Leviathan, dem, der nicht genannt werden durfte. Noch spielte es leise Musik ab – es war, wie sich die Kindles und Smartphones aufgeregt zuflüsterten, die Titelmelodie aus *StarWars*, der *Imperial March*, das Thema des dunklen Herrschers Darth Vader! Aber auf einmal klang es eher wie Beethovens fünfte Symphonie, und die gedruckten Bücher horchten auf. Und so hätten sie alle beinahe verpasst, dass sich die Gegner schon aufeinander zu bewegten. Schwergewichtig, urzeitlich, ehrfurchtgebietend klangen die Schritte der Bibel, leichtfüßig schien der Fire dahinzuschweben. Und als die Musik verstummte, hob ein Kampf an, wie ihn die Buchwelt noch nie gesehen hatte und nie wieder sehen würde: Zweitausend Jahre Tradition kämpften gegen den Usurpator, der sich gegen das Buch der Bücher erhoben hatten, gegen den Zwerg, der es gewagt hatte, abzufallen von der Gutenberg-Galaxie! Bibelverse und Drucklettern schossen wie Blitze durch den Raum, die Halle schien in ihren Grundfesten zu beben,

eingeschüchterte Reporter suchten Schutz hinter Regalbrettern und Bildbänden; einige vermeinten sogar die vier apokalyptischen Reiter antraben zu sehen, es war aber nur die Eule, die immer noch nicht wieder herausgefunden hatte und deren verzweifelte Rufe „Verstand-stand-stand-stand“ hinter ihr her hallten.

Der Fire hielt dem Trommelfeuer ganz ruhig stand; er schien allein sein Leuchten immer stärker zu intensivieren, bis sein Display einen geradezu magischen Glanz hatte. Die Bibelverse streiften ihn nur, und er antwortete mit – aber hier werden die Berichte der Reporter seltsam verschwommen und unscharf, jeder erinnerte sich hinterher an etwas anderes: Die einen wollten alte Zaubersprüche aus der Kabbala vernommen haben, die anderen Fetzen einer unbekanntenen Programmiersprache. Einige meinten, es seien eigentlich nur Nullen und Einsen gewesen, aber sie wurden überstimmt von denen, die sich einig waren, es habe sich um Lieder gehandelt, Pop-Songs, Michael Jackson oder Helene Fischer, was auch immer, aber es habe gerockt und sie hätten sich nicht gegen den Sog des Rhythmus wehren können. Aber am Ende, da waren sich alle einig, sei alles mit einem ohrenbetäubenden Knall verschwunden. Eine große Feuersäule, ein Strahl reinsten Lichtes sei nach oben aufgefahren, die Decke haben sich geöffnet, man habe in den Himmel sehen können, der voller Sterne war, und eine Eule flog mit einem erleichterten Schrei hinaus. In diesem Moment waren alle Kameras durchgebrannt, auf den Bildschirmen der zugeschalteten Sendeanstalten draußen im Lande erschien, das hatte man lange nicht gesehen, der Schriftzug: „Bildstörung“, und im Internet breitete sich ein großes weißes Rauschen aus. Aber die meisten Zuschauer hatten sowieso schon zum Fußball umgeschaltet, die Sportreporter hatten schließlich ein „episches Turnier“ angekündigt, die „Mutter aller Matches“!

In der Halle war nur ein einziger Zuschauer übriggeblieben. Die Reporter waren hektisch mit ihren kaputten Kameras geflohen, die gedruckten Bücher versorgten ihre

Wunden, die E-Book-Reader brüteten mit deutlich gedimmten Displays vor sich hin und warteten auf den rettenden *Reboot*. Der Zuschauer – war es nicht, wenn man genau hinschaute, eine Zuschauerin? – hielt ein kleines Buch in der rechten Hand; es sah sehr zerlesen aus, kaum konnte man den Titel noch erkennen, der Umschlag hatte schon einige Risse, und noch während sie es mit traurigen Augen ansah, zerfiel es zu Staub. In der linken Hand hielt sie einen E-Book-Reader, ein ganz einfaches Modell; aber dort, wo ihre Bibliothek sein sollte, mit all ihren Lieblingswerken und den sorgfältig markierten Lesefrüchten, stand auf blauem Grund nur der Satz: „Sie haben die gesamte Bibliothek gelöscht. *Fatal error*“. Aus dem Dunkel löste sich langsam eine weitere Gestalt. Ein alter Mann kam gebückt auf sie zu; als er näherkam, sah sie, dass er blind war. Er nahm sie bei der Hand, und gemeinsam verließen sie die Lagerhalle. Draußen ging gerade die Sonne auf, die Leserin musste ihre Augen, die die Dunkelheit der Halle gewohnt waren, vor der Helligkeit schützen. Aber der alte Mann schritt mutig aus, und als eine Eule mit schwerem Flügelschlag über sie hinweg flog, schaute er ihr lange nach mit seinen blicklosen Augen. Weiter oben zog ein Schwarm von Staren seine Kreise. „Ich muss die Geschichte erzählen“, murmelte der alte Mann; „die Menschen brauchen Geschichten, wahre Geschichten vom wahren Leben, nicht all die Lügen, die die schlechten Geschichtenerzähler sich ausdenken, Fiktion nennen sie es, aber es ist Lüge, nichts als Lüge, ohne Sinn, ohne Nutzen, ohne Leben, noch nicht einmal schön ist es!“ Die Leserin nickte. Und dann nahm sie den alten Mann beim Arm, gemeinsam gingen sie hinaus in den anbrechenden Tag, er begann zu murmeln: „Sage mir, Muse...“, und der Klang ihrer gleichmäßigen Schritte paarte sich mit seiner melodischen Stimme und dem Rhythmus der dahinfließenden Wörter zu einer sanften, beruhigenden Harmonie.

Die Lagerhalle wurde bald darauf mit einem Betonsarg umgeben. Es hieß, die Strahlung der durch die

Bücherschlacht freigesetzten, sich nun entweder chaotisch bekämpfenden oder hemmungslos paarenden Wissensfetzen sei zu gefährlich für die ungeschützte Bevölkerung. Wenig später ging man sogar dazu über, Bücher ganz zu verbieten, gedruckte ebenso wie elektronische; die Verlage waren sowieso schon längst, nachdem alle kleinen von den großen gefressen worden waren, zu Event-Organisatoren geworden. Lesen sei nicht mehr zeitgemäß, hieß es jetzt. Es habe zu viele schädliche Nebenwirkungen. Es sei ungesund für die Augen und den Rücken. Es verwirre den Geist und belaste ihn mit unnötigen Zweifeln. Es lenke die Menschen ab von den Forderungen des Tages und der Arbeit. Es sei weder volkswirtschaftlich noch ökologisch zu vertreten, immer knapper werdende Ressourcen in vergängliches Papier zu stecken oder den immer noch anschwellenden Datenstrom des großen weiten kommerziellen Internet mit belanglosen Werken aus Phantasie zu verstopfen. Und wozu brauche man noch altertümliche Geschichten, wo doch die großen Epen der Zeit längst in die visuellen Medien abgewandert waren, in Sternenschlachten und *soap operas* und Fantasy-Epen, und jeder konnte sie selbst erleben in der neuen *virtual reality*? Außerdem gab es jetzt Spin-Doktoren. Sie spannen die wunderbarsten Geschichten aus dem drögen Faden der Politik, sie webten und webten, bis alle eingewickelt waren, bis niemand mehr wusste, was wahr war und was falsch, was gut und böse (die Spin-Doktoren hatten natürlich auch die Propaganda-Aktion zur Abschaffung der Bücher gescrriptet, aber man wusste nicht, wer ihre Auftraggeber waren; die Verschwörungstheorien blühten im Netz).

Nur noch wenige Eingeweihte, sie nannten sich Bibliophile oder Bibliionerds, munkelten, *Google Books*, der Behemoth und Leviathan, habe sich ins *darknet* gerettet und werde von dem mythischen Tor gehütet. Dort sei auch ein uralter blinder Mann anzutreffen, er werde begleitet von einem Mädchen, und er verstehe sich ganz fabelhaft mit dem Behemoth. Und gelegentlich schwirrten

bruchstückhafte Originalaufnahmen von der großen Bücherschlacht im *amazon*-Zentrallager bei Bad Hersfeld durch den winzigen nicht-kommerziellen Teil des großen weiten kommerziellen Internet, auf denen manche Verschwörungstheoretiker eine verwirrt kreisende Eule im Hintergrund zu sehen meinten. Aber war nicht die ganze Geschichte nur ein Mythos, ausgeheckt von Autoren, Verlagen, Literaturkritikern, Literaturwissenschaftlern, Bibliothekaren und Buchhändlern, allesamt längst ausgestorbene Arten, wie die Eulen? Es soll damals sogar Leser gegeben haben, Wesen mit übergroßen Augen, die seltsame Hieroglyphen entziffern konnten, Buchstaben hießen sie, und man konnte ganze Welten im Kopf aus ihnen bauen. Aber wahrscheinlich war das doch nur ein Mythos. Man würde es nie mehr wissen können.

BEIM BAU DER BIBLIOTHEK

*Nach Franz Kafkas
,Beim Bau der chinesischen Mauer'⁴*

Die Bibliothek ist an ihrer entlegensten Stelle beendet worden. Einzelne Werke wurden von verschiedenen Richtungen in sie hereingetragen und hier vereinigt. Das System des Einzeltextes wurde auch im Kleinen ihrer Herstellung verfolgt. Werke von etwa hundert Seiten Länge wurden von verschiedenen Autoren begonnen und auf größere Themenkomplexe zu geschrieben. Nachdem ein Katalog-Bereich vollendet war, wurde jedoch nicht etwa systematisch weiter geschrieben, sondern es wurde wieder an ganz anderen Wissensbereichen angesetzt. Natürlich entstanden auf diese Weise viele große Lücken, die erst nach und nach langsam aufgefüllt wurden, manche sogar erst, als die Bibliothek schon als vollendet galt. Ja, einige wurden sogar niemals gefüllt, aber das gehört möglicherweise zu den vielen Legenden, die um den Aufbau der Bibliothek entstanden sind und die für den einzelnen Leser, jedenfalls mit eigener Lektüre und eigenem Wissen, infolge der Größe der Bibliothek unnachprüfbar sind.

Nun würde man von vornherein glauben, es wäre vorteilhafter gewesen, zusammenhängend zu schreiben. Die Bibliothek war doch, wie allgemein verbreitet wird und bekannt ist, zum Schutz gegen die Willkür der Zeichen, die Zerstreuung des Wissens und das verlorene Vertrauen in den Sinn geschrieben worden. Wie kann aber eine Bibliothek schützen, die nicht systematisch geordnet und zusammenhängend verfasst ist. Ja, eine solche Bibliothek selbst ist in fortwährender Gefahr. Die abgelegenen

⁴ *,Beim Bau der chinesischen Mauer' ist eine Erzählung von Franz Kafka, die er 1917 handschriftlich notierte und die nach seinem Tod veröffentlicht wurde. Der Mauerbau wird hier in den Bau einer Bibliothek transformiert.*

Einzelwerke können immer wieder leicht von Dekonstruktivisten zerstört werden, zumal diese damals, gängigst durch die Bibliothek, mit unbegreiflicher Schnelligkeit wie die Heuschrecken ihre Theorien wechselten und deshalb vielleicht sogar einen besseren Überblick über den Fortschritt der Sammlung hatten als selbst die einzelnen Autoren.

Trotzdem konnte die Bibliothek nicht anders ausgeführt werden. Sie sollte schützenden Sinn und verlässliches Wissen für Jahrhunderte stiften; sorgfältigste Systematik, Benützung der literarischen und wissenschaftlichen Errungenschaften aller bekannten Zeiten und Völker, dauerndes Gefühl der persönlichen Verantwortung der Beiträger waren deshalb unumgängliche Voraussetzung für die Arbeit. Zu den Katalogisierungsarbeiten konnten zwar Praktikanten verwendet werden, wer sich für gutes Geld anbot; aber schon zur Anleitung der Hilfskräfte war ein verständiger Schreiber nötig, ein Autor, der bis in die Tiefe des Herzens mitfühlte, worum es ging.

Man war nicht leichtsinnig an den Aufbau der Bibliothek herangegangen. Fünfzig Jahre vor dem ersten Satz hatte man im ganzen Staat das Schreiben zur wichtigsten Kunstform erklärt und alles andere nur anerkannt, soweit es damit in Beziehung stand. Ich erinnere mich sehr wohl, wie wir als kleine Kinder, kaum unserer Muttersprache sicher, im Gärtchen unserer Lehrerin standen, aus einzelnen Wortbausteinen erste Sätze bauen sollten; wie die Lehrerin ihre Brille abnahm, einzelne Wörter entfernte und umstellte, dabei natürlich jeden Sinn und Inhalt zerstörte und uns wegen der Schwäche unserer Sätze solche Vorwürfe machte, dass wir uns heulend in der Kuschelecke verkrochen. Ein winziger Vorfall, aber bezeichnend für den Geist der Zeit.

Ich hatte das Glück, dass, als ich mit sechszehn Jahren die Schriftprüfung abgelegt hatte, gerade der Aufbau der Bibliothek startete. Viele andere, die schon früher fertig geworden waren, wussten jahrelang mit ihrem Wissen nichts anzufangen, trieben sich, im Kopf die

großartigsten Werke, Epen und Enzyklopädien, von Praktikum zu Praktikum herum und verlotterten schließlich als Talk-Show-Moderatoren im Privatfernsehen. Aber diejenigen, die endlich am Aufbau der Bibliothek teilnehmen durften, und sei es nur als Juniorschreiber, waren dessen tatsächlich würdig. Es waren Autoren, die viel über das Schreiben nachgedacht hatten und nicht aufhörten, darüber nachzudenken, die sich mit dem ersten Satz, den sie ihrem Einzelwerk einscrieben, ihm verwachsen fühlten. Solche Schreiber trieb natürlich auch neben der Begierde, ihren Job gut zu machen, die Ungeduld, die Bibliothek in ihrer Vollendung zu sehen. Die einfachen Hilfskräfte kennen diese Ungeduld nicht, ihnen reicht der Lohn, und auch die hauptberuflichen Vielschreiber, ja selbst die Abteilungsleiter sehen genug vom vielseitigen Wachsen der Bibliothek, um dadurch bei der Stange zu bleiben. Aber für die einfachen Schreiber, die geistig weit über den kleinen Monographien standen, die sie zu verfertigen hatten, musste anders gesorgt werden. Man konnte sie zum Beispiel nicht in einer entlegenen Spezial-Abteilung, himmelweit entfernt vom geistigen Zentrum der Bibliothek, Monate oder gar Jahre Kurzgeschichten oder Lexikonartikel schreiben lassen; sie wären an der Aussichtslosigkeit ihrer Arbeit verzweifelt und vor allem unfähig zum produktiven Weiterschreiben gewesen.

Deshalb wählte man das System des Einzeltextes. Kleinere Monographien konnten in fünf Jahren fertiggestellt werden, dann waren die Beiträger freilich in der Regel zu erschöpft und hatten alles Vertrauen zu ihrer Schreibkunst, zum Thema, zur Welt verloren. Darum wurden sie dann, wenn ihre Texte mit einigen weiteren zu einer Katalog-Unterabteilung mit einer eigenen Signatur in der Systematik vereinigt worden war, noch im Hochgefühl der erreichten Synthese beurlaubt. Während ihres *sabbaticals* trafen sie hier und da andere Beiträger, lasen andere Monographien, sahen die Registerschränke für die sich füllenden Kataloge, durchstreiften schon

vollständige Abteilungen, trafen die nachrückenden Schreiberjahrgänge und hörten in den Medien die hochtönenden Ankündigungen. Das Sozialprestige, das alle Schreiber genossen, das Vertrauen, das ihre lesenden Mitbürger in die Vollendung der Bibliothek setzten, dies alles motivierte sie aufs Neue. Wie ewighoffende Liebende bekamen sie wieder die Lust, am großen Text zu arbeiten, sie stiegen früher wieder ein und die Leser begleiteten sie, verfolgten ihre *tweets* und *Blogs* noch über lange Zeit, die Regale und sogar die Tastaturen waren mit Fahnen geschmückt. Jeder Leser war ein Freund, für den man das Wissen und den Sinn befestigte, und der mit allem, was er hatte und war, sein Leben lang dafür dankte. Wissen! Sinn! Ohr an Ohr, Mund an Mund, ein Chor der Leser, Zeichen, nicht mehr eingesperrt in den kärglichen Kreislauf eines Einzelwerks, sondern frei fließend und doch kreisend im unendlichen Textuniversum.

Dadurch wird das System des Einzeltextes verständlich; aber es hatte wohl noch andere Gründe. Will ich die Gedanken und Erlebnisse jener Zeit vermitteln und begreiflich machen, kann ich dieser Frage nicht tief genug nachbohren.

Zunächst muss man sich sagen, dass damals Leistungen vollbracht wurden, die wenig hinter der Niederschrift der Heiligen Bücher zurückstehen, an Menschlichkeit aber gerade das Gegenteil jener Schriften darstellen. Ich erwähne das, weil in den Anfangszeiten der Bibliothek ein wissenschaftliches Projekt diesen Vergleich sehr genau untersucht hat. Es suchte zu beweisen, dass die Niederschrift der Heiligen Bücher keineswegs aus den allgemein behaupteten Ursachen den Sinn verfehlt hatte. Seine Beweise bestanden nicht nur aus der umfangreich zitierten Forschungsliteratur, sondern auch aus empirischen Befragungen und Statistiken, die zeigten, dass die Heiligen Bücher an ihrem zu schwachen empirischen und medialen Fundament scheiterten und scheitern mussten. In dieser Hinsicht allerdings war unserer Zeit jener vergangenen weit überlegen. Fast jeder gebildete

Zeitgenosse war ein Schriftsteller oder Gelehrter und in der Frage der medialen Darstellungstechniken hoch kompetent. Dahin zielte das Forschungsprojekt aber gar nicht, sondern behauptete, erst die Bibliothek werde zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit das Fundament für eine neue Heilige Schrift schaffen. Also zuerst die Bibliothek und dann die Heilige Schrift. Die Forschungsergebnisse wurden in allen Medien zitiert, aber ich gestehe, dass ich sie bis heute nicht genau begreife. Die Bibliothek, die doch nur eine Art monumentaler Sammelband war, sollte die Basis für eine neue Religion abgeben? Das konnte doch nur in symbolischer Hinsicht gemeint sein. Aber wozu dann die Bibliothek, die doch etwas Tatsächliches war, Ergebnis der Mühe und Schreibearbeit so vieler Autoren? Und wozu waren in dem Forschungsprojekt bereits Skizzen, allerdings fragmentarische, dafür enthalten, wie die Bibliothek das Volk der Leser in einer neuen Religion vereinigen sollte?

Es gab – dieses Forschungsprojekt ist nur ein Beispiel – viel Verwirrung der Köpfe damals, vielleicht gerade deshalb, weil sich so viele auf die Bibliothek konzentrierten. Das menschliche Wesen, unbeständig in seinen Lektürevorlieben, von der Natur zerfallenden Pergaments und vieldeutiger Zeichen, verträgt keine Konzentration; zwingt es sich selbst dazu, wird es bald hyperaktiv in alle Arten von Ablenkungen flüchten und Bibliothek, Wissen, Sinn und sich selbst in alle Himmelsrichtungen zerstreuen.

Es ist möglich, dass auch diese Erwägungen bei der Festsetzung des Einzeltextprinzips nicht unberücksichtigt geblieben sind. Wir haben eigentlich erst im Ausschreiben der Anordnungen des obersten Bibliothekars uns selbst kennengelernt und gefunden, dass ohne ihn weder unsere schriftstellerische Ausbildung noch unsere persönliche Lebenserfahrung für den kleinen Beitrag, den wir innerhalb der großen Bibliothek lieferten, ausgereicht hätte. Im Katalograum des obersten Bibliothekars – wer er war, und wo er ist, weiß niemand –, in diesem

Katalograum kreisen alle menschlichen Fragen und Entwürfe, und in Gegenkreisen alle Antworten und Werke. Durch die Fenster aber fällt der Abglanz der göttlichen Welterschöpfung auf die Katalogfächer.

Und deshalb will es dem unbestechlichen Betrachter auch nicht eingehen, dass der oberste Bibliothekar, wenn er es ernstlich gewollt hätte, nicht die Probleme hätte überwinden können, die einer zusammenhängenden Niederschrift des Wissens entgegenstanden. Das System des Einzeltextes war nur ein Notbehelf und unzweckmäßig. Bleibt die Folgerung, dass der oberste Bibliothekar etwas Unzweckmäßiges wollte. Sonderbare Folgerung! – Gewiss, und doch hat sie von anderer Seite ihre Berechtigung. Heute, da es keine Geheimnisse im Datenuniversum mehr gibt, kann man das vielleicht ohne Furcht aussprechen. Damals war der geheime Grundsatz vieler Autoren, sogar der Besten: Suche mit all deinen Kräften die Systematik der Bibliotheksleitung zu verstehen, aber nur bis zu einer bestimmten Grenze, dann höre mit dem Nachdenken auf. Ein sehr vernünftiger Grundsatz, der noch eine weitere Auslegung in einem oft wiederholten Vergleich fand: Es wird dir sonst geschehen wie einem Einzeltext beim Lesen. Er reichert sich bei jeder Deutung und durch jeden Kontext mit Bedeutung an, wird immer breiter, seine Symbole immer mächtiger, seine Sätze immer dynamischer, er bietet seinen Lesern immer neue Erlebnisse und Erkenntnisse, sein Verlauf gewinnt dramatische Gestalt, er behält seine individuelle Gestalt und wird doch der Heiligen Schrift ebenbürtiger und willkommener. Soweit denke der Systematik der Bibliothek nach. Dann aber wird der Einzeltext zu viel gedeutet, er tritt über seine Sätze, seine Symbole werden gestaltlos, seine Wirkungen diffus, die realen Kontexte vernachlässigt, er versucht, isolierte Deutungsstränge zu bilden und kann sich auf die Dauer in seiner breiten und tiefen Bedeutung nicht halten; ja, er trocknet sogar im heißen Gefecht der Forschungs- und Theoriedebatten kläglich aus. – So weit denke der Systematik der Bibliothek nicht nach.

Nun mag dieses Bild während des Aufbaus der Bibliothek außerordentlich treffend gewesen sein, für meinen jetzigen Bericht hat es nur beschränkte Geltung. Mein Bericht ist doch nur historisch; aus den längst überwundenen Ideologien und Methoden-Schulen droht keine Gefahr mehr, und ich darf deshalb nach einer Erklärung des Systems des Einzeltextes suchen, die tiefer greift. Die Grenzen, die meine Denkfähigkeit mir setzt, sind seither sehr erweitert, aber das Gebiet, das sie hier umgreift, ist immer noch unendlich.

Gegen wen sollte die Bibliothek schützen? Gegen den allgemeinen Verlust von Wissen und Sinn. Ich stamme aus einer gutsituierten bildungsbürgerlichen Familie, kein Sinnverlust bedroht unser geistiges Wohlergehen. Wir lesen von Krisen der Intellektuellen, die immerwährenden existentiellen Zweifel, die sie ihrer Natur nach bedrohen, stimmen uns mitleidig in unserem versicherten Dasein. In den objektiven Berichten des Qualitätsjournalismus lesen wir vom Rachen des Nihilismus, vom tödlichen Gift des Zweifels, von den Plagen der geistigen Freiheit. Wollen die Kinder nicht lesen oder schreiben lernen, schicken wir sie in ein öffentlich subventioniertes Stadttheater oder ein Programmkino, und schon kehren sie reumütig in das Einfamilienhaus zurück. Zu groß ist der geistige Raum, und auch die wildesten Ideen werden sich im Gewirr des Internet und der Kanalvielfalt des Privatfernsehens verlaufen.

Warum also verlassen wir das Einfamilienhaus, die bildungsbürgerliche Familie, den Garten und das Pony, die lernunwilligen Kinder und die frustrierten Ehefrauen, die pflegebedürftigen Eltern, und unsere Gedanken sind bei der Bibliothek? Frage den obersten Bibliothekar. Er kennt uns. Er, der die ungeheure Systematik verwaltet, weiß von uns, sieht uns zusammensitzen im Einfamilienhaus vor dem LCD-Bildschirm, und das Programm ist ihm wohlgefällig oder missfällt ihm. Und wenn ich mir einen solchen Gedanken über den obersten Bibliothekar erlauben darf, so bin ich der Meinung, dass es ihn schon

früher gab; dass er nicht, wie etwa ein Manager, durch einen kleinen Rausch vom Vorabend angeregt, am Morgen eiligst ein Meeting einberuft, sogleich eine Reorganisation beschließt und schon am Mittag die Gruppenleiter ausschickt, um neue Folien zu erstellen, und sei es nur, um die Aktionäre zu befriedigen, die gestern noch wohlwollend kauften und am gleichen Abend, die Börse in Hongkong hat kaum geschlossen, die gekauften Aktien wieder abstoßen. Vielmehr bestand die Bibliothekssystematik wohl seit jeher und der Beschluss zum Aufbau der Bibliothek ebenfalls. Unschuldige Intellektuelle, die glaubten, ihn verursacht zu haben, verehrungswürdiger Bibliotheksdirektor, der glaubte, er habe ihn angeordnet. Wir Autoren wissen es anders und schweigen.

Ich hüte mich vor Verallgemeinerungen und behaupte nicht, dass es in gesellschaftlichen Randgruppen, verschiedenen Ethnien, der Vielfalt biologischer Geschlechter und kultureller Traditionen sich so verhält wie bei uns in der bildungsbürgerlichen Kleinfamilie. Wohl aber darf ich aufgrund meiner Beobachtungen beim Aufbau der Bibliothek, die dem Beiträger Gelegenheit gab, die Mentalitäten fast aller genannten Gruppen zu durchlesen, vielleicht sagen, dass die Auffassung vom Bibliotheksleiter immer wieder und überall einen gemeinsamen Grundzug mit der aus meiner eigenen Herkunft resultierenden Auffassung zeigt. Diese Auffassung will ich durchaus nicht loben, im Gegenteil. Zwar ist sie in der Hauptsache von der Bibliotheksleitung verschuldet, die nicht imstande war, die Systematik des Katalogs zu solcher Klarheit auszubilden, dass sie in allen Gruppen und Lebensumständen der Leser unmittelbar einsichtig wurde. Andererseits liegt doch auch darin eine Schwäche der Vorstellungs- und Imaginationsfähigkeit bei den Lesern, welche es nicht schaffen, den Bibliotheksleiter und seine Systematik aus dem Innersten seines Katalogs hinaus in die lebendige, sinnliche Gegenwart der Lektüre zu zwingen; die als einzelne Lesende doch nichts anderes

wollen, als einmal einen Blick auf das Ganze des Sinns zu werfen und an ihm sich zu vergessen.

Eine Tugend ist also diese Auffassung wohl nicht. Umso auffälliger ist es, dass gerade diese Schwäche eines der wichtigsten gemeinsamen Merkmale der Leser überhaupt zu sein scheint; ja, wenn man sich soweit vorwagen darf, geradezu die Basis der Einzeltextlektüre überhaupt.

Hier einen Tadel ausführlich begründen zu wollen, heißt nicht an unserem schwachen Intellekt, sondern, was viel ärger ist, an unserem Hunger nach Sinn rütteln. Und darum will ich in der Untersuchung dieser Frage vorderhand nicht weiter gehen.

ZADIG ODER DAS GLÜCKSKIND

Nach Voltaire, ‚Zadig oder das Schicksal‘⁵

Zadig ist ein Glückspilz, von Geburt an. Reich, schön, klug, beliebt. Definitiv überprivilegiert, würde man heute sagen. Sogar ein wenig weise ist er schon, er strebt nämlich nicht nach unnützem Wissen, sondern nach dem Umgang der Weisen, ist es denn zu glauben, so jung und schon so weise! Sogar Glück in der Liebe hat er, na gut, das ist vielleicht nicht direkt verwunderlich: Semira, die schönste, edelste und reichste Frau weit und breit ist ihm versprochen (von Weisheit ist bei ihr allerdings nicht die Rede, das könnte einen ein wenig misstrauisch machen, aber sie ist ja nur eine Frau). Er hat eigentlich nur einen Fehler, unser Zadig: Er glaubt nämlich, all dies würde ihm einen Anspruch auf Glück verschaffen. Wie kommt er nur auf die Idee? Reicht es denn nicht, schön, gesund, reich, ge- und beliebt, ja sogar in jungen Jahren schon weise zu sein? Aber nein, das Lebensglück muss es auch noch sein! Und so holt das Schicksal aus, nein, eigentlich ist es der – durchaus verständliche – Neid der weniger Begüterten, und er schlägt Zadig seine erste Wunde: Konkurrenten überfallen ihn, er kämpft, heldenhaft, er rettet die Geliebte, ach! Nur eine kleine Wunde am Auge (am Auge? ach, wer sehen kann, der sehe!) trägt er davon, gefährlich sieht sie aus, aber eigentlich kommt es allein darauf an, die Ärzte zu überleben, und dann heilt seine robuste Natur ihn von allein. Glück gehabt. Leider verlässt ihn daraufhin Semira, sie steht nicht auf Einäugige, so

⁵ Die Satire ‚Zadig ou la destinée. Histoire orientale‘ (Zadig oder das Schicksal. Eine orientalische Geschichte) ist ein satirisches philosophisches Märchen Voltaires, das er 1747 veröffentlichte. In ihm wird die Titelfigur als ein in jeder Hinsicht perfekter, aber vom Unglück und vermeintlich unverdienten Schicksalsschlägen verfolgter junger Mann dargestellt. Die Variante stellt die exakt gleiche Geschichte unter der Prämisse dar, dass Zadig eigentlich kein Pechvogel, sondern ein Glückskind war.

hört man, und – gleich noch einmal Glück gehabt, denn so viel Wechselhaftigkeit war wohl nicht das beste Rezept für eine erfolgreiche Ehe. Zadig leidet an diesem Treuebruch, aber nicht zu lange, denn eines schönen Tages steht er auf und zieht einen klugen (oder weisen?) Schluss: lieber eine kluge Frau als eine allzu schöne! Und so nimmt er eine kluge Frau, sie findet sich schnell für unseren Überflieger, Asora heißt sie, und sie gilt nur ein wenig als leichtsinnig. Aber hat sie die Intrige verdient, mit der Zadig unter Beihilfe eines bereitwilligen Freundes – Kador heißt er, und er ist immer dann zur Hand, wenn man ihn braucht, und wer hätte nicht gern einen solchen Freund, man schenkt ihm auch gern ein wenig Geld? – ihre Tugend zu Fall bringt? Wie auch immer, Asora besteht nicht, ihre Klugheit ist nämlich größer als ihre Tugend, und flugs verstößt sie Zadig, in einem Nebensatz. Noch einmal Glück gehabt, es war wohl doch wieder die Falsche!

Etwas überdrüssig der Frauen, verzieht sich Zadig, kaum merklich gealtert, in seine Luxusvilla auf dem Land und widmet sich ganz den Wissenschaften, der Arme! Dort erforscht er nun die Tiere und die Pflanzen und wird so scharfsinnig dabei, dass alle späteren Sherlock Holmesse vor Neid die karierte Mütze aufessen. Gelegentlich prahlt er mit seinem Wissen, ganz unschuldig natürlich, aber doch irgendwie an der falschen Stelle und fällt dafür in Ungnade bei Hof; oder nein, doch nicht, er bekommt immerhin Geld für seinen Scharfsinn. Und verliert es wieder an die noch gewitzteren Anwälte, *so what*, er hat es sowieso nicht nötig! Und wird wieder der Musterknabe, als den wir ihn kennen; großzügig ist er auch noch, alle Welt lädt er in seine Villa zu wunderbaren kulturellen Veranstaltungen, man ist geschmack- und geistvoll ohne Ende. Es zeigt sich, dass er sogar schöne Verse schreiben kann, ganz aus dem Stegreif, ist er nicht ein Tausend-sassa! Zufällig aber zerbricht das Täfelchen mit den länglichen Versen, und die verbliebene Hälfte ist – nun, ein wenig missverständlich, Majestätsbeleidigung, könnte

man auch sagen, und die Majestät reagiert empfindlich; aber dann, ganz zufällig, findet ein Papagei (ein Papagei!!!) die zweite Hälfte, alles klärt sich aufs schönste, die vollendeten Verse sind das vollendete Herrscherlob, und wieder Glück gehabt! Die Majestät ist entleidigt, belohnt ihn, macht ihm zum Berater, ja Zadig bekommt sogar eine Tugendmedaille (Mitarbeiter des Monats, stand wahrscheinlich darauf). Und er verwaltet wirklich weise, was sonst, er fällt salomonische Urteile, zerschneidet den gordischen Knoten in einem Luftsprung, erfindet die lustigsten Tugendproben, was ist das Leben schön, wenn man Verstandesschärfe und Seelengüte hat wie Zadig! Was fehlt ihm noch außer? – ach ja, die Liebe. Fast hätte man sie vergessen. Aber natürlich verliebt sich die Königin Astarte in ihn, sie kann gar nicht anders, er ist ein immer noch junger, schöner Mann und ein weiser und gerechter Minister; und Zadig verliebt sich auch, er kann ja gar nicht anders, eine junge, schöne, liebreizende und schmachkende Königin, dagegen hilft keine Philosophie der Welt! Natürlich kommt der König dahinter, natürlich will er die beiden Schuldigen des Nachts umbringen lassen, aber – gerade noch einmal Glück gehabt! Ein stummer Zwerg (ein Zwerg!!!) lauscht an der richtigen Stelle, warnt sehr originell die beiden Verliebten, Kador, der unentbehrliche Kador ist natürlich zur Stelle, und die Flucht gelingt, im allerletzten Moment –

Atempause. Zadig, soeben dem Tod entronnen aufgrund einer Akkumulation glücklicher Zufälle, verflucht sein Schicksal: Wie konnte es sein, dass er seinen doch durch Weisheit und Tugend doppelt verbürgten Anspruch auf Glück nicht – na gut, seien wir ehrlich: temporär nicht – einlösen konnte? Derweil bietet sich wieder eine willkommene Gelegenheit für das Gute und Schöne und eine geprügelte Frau zu kämpfen. Leider stellt sich das Ganze im Nachhinein als Missverständnis heraus, aber das Volk urteilt gerecht: Immerhin hat der Fremde einen Mann erschlagen (Nebenfigur, *redshirt* von Anfang an), dafür steht Sklaverei. Sein neuer Eigentümer ist ein

guter Mann, der schnell die besonderen Talente seines neuen Sklaven erkennt, und alle werden reich und machen Bildungsreisen und verbreiten nebenbei die wahre Religion auf den Märkten; wir schaffen sogar, über Nacht, die jahrhundertealte Sitte der Witwenverbrennung ab! Was Zadig prompt wieder in einen Schlamassel bringt, diesmal wollen ihm die Priester an den Kragen, aber wer findet sich pünktlich ein zur Rettung? – nein, reingefallen, nicht Kador, sondern die unverbrannt gerettete Witwe, die recht hübsch und verschlagen ist, ein wenig wie die kluge Asora. Aber sie ist nicht für Zadig, oh nein, denn er trauert immer noch der verlorenen Königin seines Herzens hinterher. Auf all seinen Reisen sucht er sie, nebenbei wird er schnell wieder Politikberater und Ehevermittler an diversen Königshöfen, aber, seht nur, wie klug der Weise inzwischen geworden ist: Er erkennt schon selbst, dass zu viel Erfolg immer eine Gefahr ist und macht sich vorsichtshalber rechtzeitig aus dem Wege! Auf Reisen aber lauern auch die Räuber, so ein Pech, zum Glück ist es ein Leichtes für Zadig, sie zu besiegen. Vor lauter Bewunderung über so viel Heldenmut lädt ihn der Räuberhäuptling auf sein Raubschloss einlädt; er ist nämlich, Überraschung!, ein guter Räuber, der es vom Diener zum Schlossherren gebracht hat, ganz *self-made-man* und Herr seines Schicksals. Er bietet Zadig sogar einen Job an, aber Zadig ist ein Mann mit einer Mission, sie heißt: Astarte! Zwischendurch läuft er zufällig dem unglücklichsten Menschen der Welt über den Weg, es ist ein armer Fischer, der alles verloren hat, sein blühendes Käse-Geschäft, seine hübsche Frau, sein Häuslein klein, und jetzt wollen noch nicht einmal die Fische mehr beißen – und wer ist schuld? Oh, Zadig ist schuld, so ein Zufall; er hatte, natürlich unwissentlich, durch seine Flucht den Bankrott des Käsehändlers herbeigefügt. Schnell, ein wenig Geld für den Armen! Geh zu Kador, er weiß was zu tun ist (Kador, Kador, wo ist eigentlich Kador, wenn man ihn braucht?)!

Und kaum ist der Fischer versorgt und um die Ecke verschwunden, findet Zadig die gesuchte Astarte. Zufällig natürlich, man könnte auch sagen: Glück gehabt! Sie hat einige raue Zeiten gehabt und arbeitet gerade als Sklavin für einen reichen Fettklops, aber der Fettklops hat ernsthafte gesundheitliche Probleme, und der weise Zadig, der Arzt der Herzen und der Könige, heilt ihn, indem er ihm eine Bewegungstherapie verordnet. Woraufhin der nächste Neider sich anschickt, den Nebenbuhler zu erledigen – aber, im letzten Moment, erreicht Zadig eine Nachricht von der inzwischen offenbar auf einem Zauberteppich nach Babylon zurückgekehrten Astarte, er lässt den vergifteten Fraß stehen und macht sich geschwind zurück auf den Weg nach Babylon. Dort sollen die Tapfersten und die Weisesten des Landes die Königin in einem ritterlichen Turnier gewinnen, Mann gegen Mann; was das mit Weisheit zu tun haben soll, bleibt etwas unklar, aber zum Glück wissen wir ja, dass sich der weise Zadig recht handfest schlägt, zumal ausgestattet mit einem glücksbringenden Maskottchen der Königin, einer weißen Rüstung, die – endlich, wir hatten uns schon Sorgen gemacht! – Kador überbringt. Wenig überraschend gewinnt Zadig alle Kämpfe; aber dann verschläft er leider den Rest des Kapitels, in dem ihm die Rüstung entwendet wird und ein anderer an seiner Stelle zum Sieger ausgerufen! Ach, ein guter Schlaf, was ist er doch für ein Göttergeschenk!

Jetzt aber nähern wir uns unaufhaltsam dem geistigen und emotionalen Höhepunkt dieser Glücksgeschichte, denn der wieder einmal fliehende Zadig trifft einen Eremiten. Weiser noch als Zadig ist er, immerhin ist er ein Eremit und kann im Buch des Schicksals lesen! Das ist aber keine erbauliche Lektüre, stellt sich heraus; denn wenn man dem Schicksal immer einen Schritt voraus sein muss, muss man manchmal seltsame, uneinsichtige, ja geradezu abscheuliche Dinge tun: Kinder von der Brücke schubsen, damit sie nicht später ihre Verwandten ermorden und ähnliches. Es gibt nämlich keinen Zufall. Sagt

der Eremit, der es ja wissen muss, er hat sich zwischenzeitlich nämlich in einen Engel verwandelt, und ist es nicht ein Glück, ein seltenes großes Glück, einen echten Engel zu sehen und auch noch von ihm belehrt zu werden! Zadig aber sagt „aber“. Viermal sagte er „aber“, dann hat der Engel genug von so viel Unbelehrbarkeit und verabschiedet sich in die zehnte Sphäre. Aber –

Aber gar nichts. Zadig folgt dem Rat des Engels (sehr klug!), kehrt zurück nach Babylon, alles löst sich auf, weil er drei triviale Rätsel löst und nachweisen kann, dass die weiße Rüstung eigentlich ihm gehörte – was Kador bezeugt, natürlich, aber vielleicht ein wenig spät, das hätte er auch schon vier Kapitel früher machen können, aber dann wären wir dem Engel Jesrad nicht begegnet und hätten nicht viermal „Aber“ sagen können. Und alles wird gut in einem großen Finale: Zadig heiratet Astarte, wird König und regiert weise und gerecht; alle Nebenfiguren dürfen im Abspann antreten und sich entweder ihren wohlverdienten Lohn abholen oder an ihrem Neid erstickern; und es beginnt ein goldenes Zeitalter, regiert von Gerechtigkeit und Liebe (also: Zadig und Astarte), Glück ohne Ende, Sonnenschein und Pfannkuchen für alle, vor allem aber für Zadig, das Glückskind des Schicksal. Aber? – nein, kein Aber! Glück muss man eben haben!

DIE SPIEGELPARABEL

*Nach Gotthold Ephraim Lessings
Ringparabel in ‚Nathan der Weise‘⁶*

Vor grauen Jahren lebte eine weise Frau im Osten, die einen Spiegel hatte von sehr großem Wert, von lieber Hand vererbt. Der Spiegel war so rein, dass jede, die hineinsah, sich erkannte, in allen ihren Eigenarten. Vielzählige Kristalle zeigten jeden Fehler, jeden Vorzug; jedoch nur der, die redlich in ihn schaute, zeigte der Spiegel auch ihr ganzes Bild, so dass Zufriedenheit sich in ihr Herz ergoss. Was Wunder, dass die weise Frau im Osten ihn darum niemals von sich schaffen ließ, und die Verfügung traf, auf ewig sei der Spiegel ihr und ihren Töchtern eigen; diejenige jedoch, die ihn am meisten brauchte, weil sie unsicher, schwach und zaghaft war, sollte ihn erben. So kam nun dieser Spiegel durch vieler Töchter Hände endlich hin zu einer Mutter von drei Töchtern, die gleichmäßig schwankend waren, unsicher ob ihres Weges, ihres Wesens, ihres Wertes, so dass die Mutter selbst ins Schwanken kam, weil es sie schmerzte, alle ihre lieben Töchter so schwach zu sehen ohne einen Rat zu wissen. Was blieb ihr zu tun?

⁶ In seinem dramatischen Gedicht ‚Nathan der Weise‘ (1779) stellt Lessing die ‚Ringparabel‘ (nach einer alten Erzählung bei Boccaccio) ins Zentrum der Handlung; sie wird erzählt vom weisen Juden Nathan, um dem Sultan Saladin die Gleichwertigkeit der drei monotheistischen Religionen zu veranschaulichen. Die Variante ersetzt die durchgehend männlichen Figuren im Original durch Frauen und den allmächtigen Ring durch einen vielvermögenden Spiegel.

Als es ans Sterben ging, da sandte sie
Nach einem klugen Techniker. Er solle
drei Spiegel fertigen, sehr klein und fein,
die jede immer mit sich tragen könne.
Der Techniker erfüllt den Auftrag pünktlich.
Den echten Spiegel lässt die weise Frau
verstecken. Dann ruft sie die Töchter einzeln
zu sich, segnet sie, gibt jeder ihren
kleinen Spiegel und verstirbt.
Die neuen Spiegel aber halten nicht
was sie versprochen: Denn die Kristalle
zerlegen nur in immer klein're Teile,
so dass die Schauenden zwar tausendfach
sich nun gespiegelt sehen, niemals aber ganz.

Die Töchter sind es nicht zufrieden. Jede
klagt auf Herausgabe des echten Spiegels.
Man sucht den Spiegel, findet ihn sogar.
Der erste Richter nun erwägt die Sache,
er wälzt die Akten und vernimmt die Zeugen,
er dreht den Spiegel in der Hand (der zeigt
ihm eine schwarze Robe, mit Perücken,
die weißen Locken tausendfach gespiegelt,
doch kein Gesicht; nur vage meint er
eine Binde zu erkennen). Behände
legt er den Spiegel fort und spricht sein Urteil:
Jede möge den echten Spiegel haben -
doch nur für eine kleine Zeit, dann wandre
der Spiegel weiter zu der nächsten Tochter.
Denn wer sich selbst in ihm erkenne, werde
ja ihn kaum täglich brauchen, werde
gelegentlich nur schauen, ob sie weiter
noch auf dem rechten Weg sei, treuen Herzens
zu ihrem Wesen und zufrieden mit sich selbst!

Die Schwestern sind's noch immer nicht zufrieden.
Sie klagen weiter. Doch die höh're Richterin
wirft keinen Blick mehr auf die Aktenstapel,

sie schickt die Zeugen fort, ja kaum fasst sie
den trügerischen Spiegel selbst ins Aug.
Doch mit entschiedner Stimme urteilt sie:
Zerstört den Spiegel! Jetzt sofort!
Denn offenbar, so spricht die Richterin,
könnt ihr im Spiegel nur noch das erkennen,
was ihr sein wollt; was ihr euch wünscht,
was anderen genehm ist und euch schmeichelt.
Die wahre Kunst des Spiegelns ging verloren
wahrscheinlich schon vor langer Zeit.
Zerstört die Spiegel! Alle!
Vergleicht Euch nicht! Wollt nicht mehr sein,
was ihr doch niemals seien könnt,
und werdet das, was in euch steckt,
sei's als Geschenk, als Gnade, als Gesetz!
Seht in euch selbst, dort, wo ihr nackt seid,
hört hin auf das, was eure inn're Stimme sagt,
wenn alle andern Stimmen schweigen, die
so leicht uns schmeicheln, täuschen, wenn
die trügerischen Wünsche schlafen,
die fremden Bilder nach und nach verschwimmen,
der Blick selbst wieder klar und redlich wird.
Vielleicht kommt dann, nach tausend Jahren,
die größte, klüg're Spiegelmacherin,
mit einem neuen bess'ren Spiegel, der
euch euer wahres Bild vorhält, so fein,
so tief, so klar erfasst, in Milliarden
von Kristallen, die gar eure Lügen sehen,
eh ihr selbst sie erkennt, noch tiefer schaut
als selbst in euer Herz: dorthin
wo die Natur in euch ihr Werk wirkt,
immerfort, gerecht, zufrieden –
dann sollt ihr eure Spiegel wiederhaben!

PARABEL VOM WELTGARTEN

Nach Gotthold Ephraim Lessings „Eine Parabel“⁷

Seit geraumer Zeit gab es nun den großen Weltgarten. Er war von unermesslichem Umfang und von ganz besonderer Anlage, sein Erbauer aber war längst vergessen; man munkelte, es sei eigentlich ein Kollektiv gewesen, eine kleine Gruppe von Menschen, die eher aus Versehen und nur zu eigenen Zwecken mit der Anlage des Gartens zu ihrem eigenen Vergnügen und Nutzen begonnen hätten, und dann sei der große Weltgarten gewachsen und gewachsen, ohne dass jemand ihn überwacht oder sein Wachstum gesteuert hätte.

Unermesslich war sein Umfang, weil in ihm alle Teile und Dinge der Welt versammelt waren, große und kleine, wichtige und unwichtige, helle und dunkle, vergangene und gegenwärtige, schöne und hässliche; es gab Tiere und Pflanzen, Wege und Gebäude, Berge und Täler, Flüsse und Meere, ja, es gab sogar Märchen und Geschichten, Lieder und Bilder, Ideen und Phantasien – und er wuchs an jedem Tag noch weiter.

Sonderbar war allerdings die Anlage, denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln einer Gartenanlage; aber sie hatte ihre eigene Logik und Ordnung, und sie funktionierte.

Sie hatte ihre eigene Ordnung: vornehmlich durch die vielen Querwege, die Verbindungen zwischen den einzelnen Dingen in der Welt darstellten, die vorher unverbunden, häufig verkannt und isoliert da gestanden waren, unentdeckt von vielen, übersehen und überlesen von beinahe allen, vergessen im großen Meer der Geschichte. Doch im Weltgarten ergaben sich überall neue Ausblicke und interessante Zusammenhänge, ständig erzeugten

⁷ Diese nicht ganz so bekannte Parabel Lessings findet sich in seinen Streitschriften mit dem Pastor Goeze (1778). Dort steht ein unermesslich großer Palast eines großen Reiches im Zentrum, der hier durch einen Garten ersetzt wurde.

sich neue Ideen, Modelle, Theorien, und niemand wachte darüber oder bestimmte, welche Theorien nun richtig oder falsch seien, welche Wege verboten oder versperrt werden sollten, welche Ideen auf den Müllhaufen der Geschichte gekippt und welche zu den Schnellstraßen des Geistes erklärt werden sollten.

Sie funktionierte: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Garten, so unermesslich seine Größe war, konnte immer noch erweitert werden; er erstreckte sich schon beinahe in die Zukunft mit seinen äußersten Ausläufern, und ging tief zurück in die allerfrühesten Anfänge der Welt. Aber es war gar nicht schwierig, sich in ihm zu orientieren, denn man konnte den Garten selbst einfach danach fragen, was man gerade suchte, und er gab zuverlässig, wenn auch gelegentlich etwas umständlich und nicht immer ganz ehrlich Antwort. So wirkte er zwar von außen verwirrend und chaotisch; hatte man sich aber einmal ein wenig in ihn hineingedacht, brauchte man keine großen Pläne oder Anleitungen mehr, sondern konnte einfach in jede Himmelsrichtung loslaufen und dabei gerade auf den Um- und Abwegen die interessantesten und inspirierendsten Entdeckungen machen. Gelegentlich fanden sich dabei auch verwegene Verschwörungstheorien oder lachhafte Lügengeschichten, aber die meisten Parkbesucher konnte damit ganz gut umgehen; sie wussten ja, dass es nur der große Weltgarten war und dass sie ihn verlassen konnten, wann und wo immer sie wollten.

Die Kenner allerdings fühlten sich besonders durch die wild durcheinander wachsenden Nutz- und Zierpflanzen, die Untrennbarkeit der geographischen Klimazonen oder das an allen Ecken sprießende Unkraut beleidigt. Auch störte es sie, dass jeder Zutritt zu dem Garten haben sollte, Laie oder Fachfrau, Wanderer oder Spaziergängerin, die Forscher wie die Hobby-Gärtnerinnen, ja sogar diejenigen, die nur darauf aus waren, zu randalieren, die Beete zu zertrampeln, die schönsten Pflanzen, Geschichten oder Ideen zu stehlen und statt ihrer

hässliche Hassbotschaften und Missgeburten zu hinterlassen! Aber der Garten lebte davon, dass er frei zugänglich war, für jede und für jeden, und je unterschiedlicher die Interessen und Nutzungen waren, desto mehr wurde er ein wahres Abbild der Welt.

Man wollte nicht begreifen, wie so viele Pflanzen nebeneinander bestehen konnten. Denn dass einige von ihnen Schatten und andere das Licht suchten, einen feuchten oder einen trockenen Boden bevorzugten, breite Wurzeln schlugen oder oberflächliche Blüten trieben, verdeckte nur, dass sie alle aus den gleichen Elementen zusammengesetzt waren und zur großen Natur gehörten, die immer neue Ideen hatte, ohne dass jemand sagen konnte, welchen Sinn und welches Ziel das nun alles hatte.

Man wollte nicht begreifen, warum der Park völlig frei zugänglich von allen Seiten war und keine Mauer ihn umgab, da ein großes Eingangsportal doch viel praktischer wäre und sicherstellen würde, dass kein Unbefugter den Park betreten könne. Denn dass alle diejenigen, die den Park betreten wollten, genauso wie all die Gewächse und Pflanzen und Dinge und Ideen im Weltgarten zwar unterschiedlich aussahen; dass sie nicht nur unterschiedliche Lebensweisen und die unterschiedlichsten Ziele und Zwecke bei ihrem Besuch im Garten hatten, sondern auch aus den gleichen Elementen wie die Dinge im Garten waren, das wollte den wenigsten zu Sinne.

Man wollte nicht begreifen, dass so viele Tiere, auch gefährliche, ungezähmt und frei herumliefen. Denn dass jedes von ihnen seine eigene Lebensweise hatte und jede Gattung einen Anspruch darauf, nicht vom Menschen ausgebeutet und ausgerottet zu werden; dass sie auch eine Sprache hatten und Gefühle, ein Leben und Familien und ein Wissen, war den meisten Menschen ein Rätsel und ein Ärgernis, der sich selbst zur Krone der Schöpfung erklärt hatte und dem einzigen Inhaber des großen Weltplans überhaupt.

Man wollte nicht begreifen, dass der Weltgarten auch schlechten Ideen, dummen Geschichten, gefährlichen Ideologien und lächerlichen oder beleidigenden Bildern Zutritt gewährte. Denn dass noch nie eine schlechte Idee dadurch aus der Welt geschafft wurde, dass man sie verbietet oder für nicht korrekt erklärt; dass Ideen, Ideologien und Geschichten vielmehr gerade von jedem einzelnen Gartenbesucher untersucht und befragt und verstanden werden müssen, das wollten die Kenner und selbsternannten Wächter des Wissens und der Ideenwelt nicht zugeben.

Allerdings entstand unter den vermeinten Kennern und selbsternannten Parkwächtern mancher Streit, den gemeinglich diejenigen am hitzigsten führten, die vom Innern des Gartens viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, dass es den Streit notwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihm aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Viele glaubten nämlich verschiedene alte Pläne und Regeln zu haben, die festlegten, wie ein solcher Weltgarten angelegt sein sollte, wer ihn pflegen dürfe und wer zu ihm Zugang habe; und diese Pläne fanden sich mit Worten und Zeichen vermerkt, deren Sprache und Charakteristik schon lange so gut wie verloren waren.

Ein jeder und eine jede erklärten sich daher diese alten Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder und eine jede setzte sich aus diesen alten Plänen und Schriften einen beliebigen neuen Plan mit neuen Regeln zusammen; für welchen nicht selten dieser und jene sich so hinreißen ließen, dass sie nicht allein selbst darauf schworen, sondern auch andere Parteien und Gruppen darauf zu schwören bald beredeten, bald zwangen.

Nur wenige sagten: „Was gehen mich eure Pläne und Vorschriften an? Dieser oder ein anderer oder gar kein Plan: Sie sind uns alle gleich. Genug, dass wir jeden

Augenblick erfahren, dass die bunteste Mischung und das größte Wachstum den ganzen Garten erfüllet und dass sich aus ihm Wissen und Zusammenhang und Vergnügen auf das ganze Land verbreiten, auch wenn gelegentlich aus den dunklen Ecken schlechte Gerüche, gefährliche Tiere oder bösartige Theorien entweichen!“

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muts manchmal einen von den besonderen Plänen und Regeln ein wenig näher beleuchteten und auf seine offensichtlichen Schwächen und fatalen Folgen für den Garten hinweisen, so wurden sie von denen, die auf diese Pläne und Regeln geschworen hatten, für verantwortungslose Chaoten und naive Gartengläubige ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht und wurden gerade deshalb am geschicktesten, sich innerhalb des großen Weltgartens zu bewegen, all seine hellen und dunklen Ecken auszukundschaften und unermüdlich an immer neuen Wegen und Verbindungen zu arbeiten, ohne vorher schon zu wissen, wonach sie suchten und was dabei herauskommen sollte.

Einstmals, als der Streit über die Pläne und Vorschriften nicht eigentlich beigelegt, sondern eingeschlummert war, – einstmals um Mitternacht erscholl plötzlich der Ruf der selbsternannten Wächter: „Viren! Viren, gefährliche Viren im ganzen Garten, die sich unkontrolliert ausbreiten!“

Und was geschah? Ein jeder griff nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte – seinen Regeln und Vorschriften. Lasst den Garten nur sterben und verderben; er kann ja nicht eigentlicher sterben und verderben, als er hier steht, auf dem Papier!

Und so lief jeder mit seinen Plänen und Regeln herum und machte Vorschläge, wie künftig solche Katastrophen zu verhindern sei, ja wie man den Garten unendlich sicher und unendlich übersichtlich machen würde, so dass dort nur noch die schönsten Pflanzen und die nützlichsten Gemüse wachsen würden, die Tiere sich liebevoll bei

den Pfötchen fassten, für den Menschen Kunststücke machten und alle Ideen garantiert vollständig stubenrein und konspirationsfrei seien. Jeder, der ihn besuchen wollte, müsste jedoch vorher eine völlige Leibesvisitation über sich ergehen lassen und einen Berg von Formularen unterschreiben, dass er jegliche Haftung für Unfälle im Garten selbst übernehme, sich jeglichen Regeln und Vorschriften im Park fügen werde und niemals, niemals eine Abkürzung nehmen oder einen der vorsorglich unter Quarantäne gestellten dunklen Bezirke (denn vernichten hätte man sie nicht mehr können) aufsuchen werde. Und am Ende würde er einer strengen Befragung unterzogen werden, um auch sicherzustellen, dass er keine falschen Schlüsse als die in den Parkregeln niedergelegten gezogen und keine verbotenen Wege gegangen sei, nicht einmal im Traum oder nur in der Phantasie!

Über diese unendlichen Unterhandlungen über den genauen Wortlaut der Vorschriften und die zukünftige Begrenzung und Eingangskontrolle des Weltgartens hätte er denn auch wirklich einem böartigen Virus zum Opfer fallen können; wenn es denn diesen böartigen Virus gegeben hätte. – Aber die erschrockenen Wächter hatten eine zufällig entdeckte gutartige Mutation einer neuen Pflanzenart für einen unbekanntem Virus gehalten, sich anschließend zu tief in den Verschwörungstheorien verirrt und den Weg heraus nicht mehr gefunden; sie kannten sich einfach nicht gut genug aus in den Querwegen und hatten immer noch nicht gelernt, zwischen Garten und Welt zu unterscheiden.

DER LIEBES-REIGEN

Idee nach Arthur Schnitzlers ‚Reigen‘⁸

In der überfüllten S-Bahn am frühen Abend sitzt Bertolt, ein mittelalter, mittelschlanker und überhaupt in jeglicher Hinsicht durchschnittlicher Mann auf dem Heimweg von seinem mittelmäßig bezahlten Bürojob. Er ist früher gegangen heute, weil er am Abend ein *date* hat, und er beginnt gerade, sich davor zu fürchten. Er wird wohl wieder romantisch sein müssen, das hat er ja auch ins Profil der *Dating-App* geschrieben: „ein unheilbarer Romantiker im besten Alter“. Aber das musste man halt schreiben, wenn man nicht nur die ansprechen wollte, die sowieso nur Geld oder Sex wollen! Himmel, wie oft schon hat er romantische Blumensträuße gekauft, wieviel Sonnenuntergänge hat er abgesehen, wieviel Wünsche schon von den Augen abgelesen! Wenn man jung ist, glaubt man ja eine Weile selbst daran, aber alles nutzt ab durch Wiederholung. Irgendjemand, so erinnert er sich vage, hat einmal gesagt, dass der erste, der Herz auf Schmerz reimte, ein Genie war, und der tausendste – nun ja, ein Kretin, so hieß es wohl, falls er sich richtig erinnert, und genauso fühlt sich Bertold inzwischen, wenn er wieder einmal romantisch schauen soll. Ihm gegenüber sitzt eine Dame, ebenfalls mittleres Alter, sie trägt die obligatorische Business-Uniform und versucht heimlich die *High Heels* auszuziehen. Dabei blättert sie in einer Zeitschrift mit der Aufschrift „Liebe“, zwei schöne rote Lippen sieht man darauf, und Bertolt denkt: „Rote Lippen soll man küssen“ – und schämt sich dann, ach, wie altmodisch er doch ist, und wahrscheinlich würde er mit dem Spruch gleich eine *#MeToo*-Debatte auslösen. Nein, bitte nicht

⁸ Die Idee der nach Art eines Reigens miteinander verbundenen Liebesgeschichten verdankt sich Arthur Schnitzlers Theaterstück ‚Reigen‘ (uraufgeführt 1920), bei dem sich in zehn Dialogen zehn Paare begegnen; jede der Szenen endet damit, dass die jeweiligen beiden Figuren miteinander schlafen.

wieder eine, die auf romantisch steht; er weiß zwar auch nicht so genau, was er will, aber das ganz sicher nicht...

Die Schuhe mit den blöden Absätzen drücken mal wieder, sie streift sie heimlich ab und hofft, dass es keiner merkt. Albertine ist nervös; sie fürchtet sich vor dem *date* heute Abend. Natürlich, sie ist eine erfolgreiche Frau, *tough*, wie man so sagt; in ihrem mittelständischen Werbetrieb ist sie die unbestrittene Leitwölfin, und alle Männer kuschen vor ihr. Aber das hilft nicht direkt, wenn man nach einem Partner sucht, das weiß Albertine aus leidvoller Erfahrung. Das hat man nun davon, eine emanzipierte Frau zu sein, denkt sie. Heute Abend wird sie mal wieder die etwas angejahrte romantische Prinzessin spielen müssen, die kein Wässerchen trüben kann und verführt und umschmeichelt werden muss, wie sie das hasst! Aber wenn man nicht „romantisch“ ins Profil schreibt, kommen nur die Perversen. Sie weiß zwar auch nicht so genau, was sie eigentlich will, aber das auf jeden Fall nicht. Vielleicht ist ja diese Zeitschrift klüger, die sie eben auf dem Sitz neben sich gefunden hat. Zwei schöne rote Lippen sind darauf abgebildet, nee, die Lippenstiftfarbe würde ich mich nie trauen, denkt Albertine, viel zu aggressiv, dann bekommen sie gleich noch mehr Angst vor mir; dann doch lieber ein besänftigendes Rosé!

Beate sucht ihre Zeitschrift, sie muss sie wohl beim Umsteigen vergessen haben. Schade, sie hatte sie doch extra gekauft, um herauszufinden, was die Philosophen zu diesem ewigen Liebesthema zu sagen haben! Früher hatte sie ja selbst noch Illusionen, doch jetzt mit ihren gesetzten 21 Jahren und einem Gemischtwarenladen an gescheiterten Beziehungen könnte sie ein ganz anderes Lied singen; es geht: „*One more stupid lovesong, and I'll be sick*“, genau!

Aber irgendwie gab man die Hoffnung nicht auf, warum eigentlich? Sie gibt ein Stück Süßstoff in ihren doppelten Espresso, früher hatte sie ihn ja lieber schwarz und stark, aber nun, mit ihren gesetzten 21 Jahren – und da überfällt sie auf einmal die Einsicht, dass die romantische Liebe genau das ist: ein künstlicher Zucker, der verdecken soll, worum es eigentlich geht bei diesem, nun ja, ziemlich starken und gelegentlich schwarzen und überhaupt ziemlich peinlichen Akt! Menschen vertragen einfach keine reinen Dinge, sie wollen alles immer hübsch verpackt und pappsüß und irgendwie harmlos haben. Angeekelt schmeißt sie die ganze Süßstoffpackung weg. Sie sollte sowieso nicht so viel Espresso trinken, heute Abend hat sie noch ein *date*, irgendein Werbefritze, dem muss man sowieso nicht mit Philosophie kommen. Hoffentlich ist er wenigstens nicht süßlich, sondern ... Aber sie weiß nicht so genau, wie er eigentlich sein soll.

Bertram findet eine beinahe neue Packung Süßstoff auf dem Sitz neben sich in der S-Bahn, warum hat die wohl jemand weggeworfen? Er hat es ja nicht so mit Süßem. Manchmal denkt er, das kommt von seinem Job, er arbeitet nämlich in einer Werbeagentur, und den lieben langen Tag muss er die idiotischsten Produkte so anpreisen, dass jeder meint, nicht mehr ohne sie leben zu können. Das beste Verkaufsmittel ist immer noch die Romantik, man sollte es nicht glauben im 21. Jahrhundert! Was hat er schon alles für „romantisch“ erklärt, sogar Teebeutel können romantisch sein (das weiche, beutelhafte, aromatische), einmal hat er auch, obwohl das sehr gegen seine Prinzipien ging, das Romantische kleiner niedlicher Handfeuerwaffen betextet ("*Mitten ins Herz!*") In einer Schublade hat er eine Sammlung von Sprüchen für besondere Herausforderungen: Klopapier – "*seien Sie lieb zu Ihrem Allerwertesten, er hat es verdient!*"! Heute Abend hat er endlich mal wieder ein *date*, vielleicht sollte er ihr das

Päckchen Süßstoff schenken mit einer roten Schleife und einem Spruch dazu: "Nichts ist süßer als ein Kuss deiner Lippen, gepflegt mit Lubello, dem süßesten aller Lippenbekenntnisse!" Wohl besser nicht. Ach, wenn er doch nur wüsste, was er will, aber er weiß nur, was er nicht will.

Auf der S-Bahn ist eine große, sehr teure Werbeanzeige aufgedruckt, sie wirbt für Partnerschaftsvermittlung im Internet. Zu sehen sind sehr junge, sehr schöne, sehr gesunde, rundum glückliche Menschen. Es sind Frauen, bei denen jeder sofort sehen kann, dass sie sich eigentlich nur auf eine mäßig belebte Straße stellen müssten und ein Taschentuch fallen lassen, und schon würden sich Heere von Männern verschiedensten Alters um ein Lächeln von ihr prügeln. Die Männer tragen kaum Make-Up, aber einen Dreitagebart und das romantischste Lächeln der Welt, es tropft geradezu aus ihren Augen, aus ihren Mundwinkeln, aus der leicht geöffneten Hemdenbrust, und jede Frau würde ihnen besinnungslos in die starken Arme fallen. Daneben wirbt ein Restaurant für romantische Candle-Light-Dinner; ein Reiseunternehmer preist das romantische Hide-away-Weekend für Zwei an, dazu gibt es auch passende Unterwäsche, verspielt-romantisch und nicht allzu sexy. Innen in der S-Bahn hängt ein kleines Gedicht, es geht so: „Als sie einander acht Jahre kannten (und man darf sagen, sie kannten sich gut), kam ihre Liebe plötzlich abhanden, wie andern Leuten ein Stock oder Hut“. Daneben steht, aber das ist sicherlich reiner Zufall, der Werbetext einer Detektei: „Wir finden alles! Diskret, seriös, kompetent!“ Darunter liegt ein einsames Zeitschriftenheft, vorn ist ein knallroter Kussmund abgebildet.

Bruno steht an der S-Bahn-Station. Gerade hat er den Zug verpasst, nur noch im Vorbeifahren meint er eine Anzeige für Partnerschaftsvermittlung im Internet zu sehen. Wie albern, denkt er, so hübsche junge Menschen müssen

doch kein dafür Geld bezahlen, dass ihnen ein Computer einen passenden Partner ausspuckt! Noch etwas verschwitzt setzt er sich auf die Bank, legt einen bunten Blumenstrauß neben sich und zieht ein zerlesenes Reclam-Bändchen aus der Tasche. Bruno ist Lehrer, seit langem schon, und gerade wieder hat er versucht, lehrplangemäß seinen gelangweilten Schülern Shakespeares *Romeo und Julia* nahezubringen, die unvergänglichsste, herzerührendste, wahrste und tiefste Liebesgeschichten aller Zeiten, angeblich! Blödsinn, denkt er, während er halbherzig durch die Seiten blättert, das ist doch wirklich der allergrößte, unvergänglichsste, steinerweichendste Blödsinn der Welt! Natürlich war Shakespeare ein großer Autor, und heimlich hat er sich wahrscheinlich totgelacht, als er *Romeo und Julia* geschrieben hat, er wusste ja schon immer, was die Leute sehen und hören wollten! Aber dass sie noch gut vierhundert Jahre später glauben würden, die hormonellen Verirrungen zweier unreifer Kinder aus verfeindeten Familien – natürlich sind sie verfeindet, wo wäre denn sonst der Reiz, wenn Romeo einfach der Cousin wäre, den man sowieso von Kind an heiraten sollte! – seien der Stoff, aus dem das Leben und die große Liebe gemacht sind! Shakespeares Sonette sollten sie lesen, dann wüssten sie, worum es bei der Liebe wirklich geht: „*But if thou live rememb' red not to be, Die single, and thine image dies with thee.*“ Aber nein, *Romeo und Julia*, seit vierhundert Jahren. Er blickt auf eine Zeitung, die neben ihm auf der Bank liegt; dort steht in den Schlagzeilen: „*Barack Obamas Rezept für eine glückliche Ehe!*“ Interessiert nimmt er sich die Zeitung und beginnt zu lesen. Vielleicht kann er seiner Frau heute Abend davon erzählen, sie haben nämlich den 17ten Hochzeitstag, und er hat noch nie vergessen, ihr einen Blumenstrauß mitzubringen.

Birgit guckt noch schnell ins Internet, bevor sie anfängt, die Kartoffeln für die Bratkartoffeln zu schälen. Ihr

Ehemann und sie haben heute den 17ten Hochzeitstag; aber wie immer werden sie das nicht groß feiern. Vielleicht gehen sie am Wochenende noch schick essen, aber heute ist dafür keine Zeit, Bruno hatte noch Konferenz in der Schule und die Kinder kommen auch gleich vom Fußball. Als sie „Hochzeitstag“ bei *google* eingibt, nur aus Neugierde, bekommt sie eine ganze Hitparade der üblichen Beziehungsbinsen: Machen Sie sich extra schön für ihn/sie! Überraschen Sie ihn/sie mit seinem Lieblingsessen! Sagen Sie ihm/ihr, dass Sie ihn lieben und blicken ihr/ihm tief in die Augen! Erst lacht sie, ist ja auch wirklich zu blöd, aber dann beginnt sie sich ein wenig zu ärgern. Offensichtlich ist es ja kein Liebesbeweis, dass man die letzten siebzehn Jahre mehr oder weniger jeden Tag am Herd stand und bemüht war, ein halbwegs gesundes Essen für eine mehrköpfige Familie zu kochen, in dem genug Bestandteile vorkommen, die alle mögen! Nee, nicht romantisch genug. Oder dass man sich zusammenreißt und was Nettes anzieht, auch wenn keiner guckt, einfach aus Respekt, falls doch einer guckt. Und ach, Liebeschwüre, Worte, Worte, Worte! Kann man sich auch nichts kaufen für, noch nicht mal Bratkartoffeln. Aber darunter, guck mal, da steht ja ein Artikel, der sieht wirklich interessant aus: "*Barack Obamas Rezept für eine glückliche Ehe!*" Und sie beginnt zu lesen.

Kurt ist unterwegs, in amtlicher Mission. Er geht durch die stille Vorortsiedlung, aus einem Fenster dringt ihm der Geruch frischgebratener Bratkartoffeln entgegen, das erinnert ihn an seine Oma und macht ihn melancholisch. Es stimmt ihn aber auch auf seine Mission ein, er ist nämlich Bürgermeister und muss, selten genug kommt das vor, einem alten Ehepaar zur diamantenen Hochzeit gratulieren. Den Präsentkorb hat er natürlich dabei und außerdem einen interessanten Artikel, den er gerade gefunden hat. Er hat schon die unterschiedlichsten Ehepaare

gesehen bei solchen Gelegenheiten; einige, die offensichtlich mehr der Hass zusammengeschweißt hat als die Liebe, viele, bei denen es die Gewohnheit war, und wenige, bei denen man, irgendwie, spürte, dass sich da wirklich zwei gefunden und aufgehoben und geschont und behalten hatten. Er ist gespannt, was sie zu dem Artikel sagen werden. Er heißt, etwas reißerisch, „*Barack Obamas Rezept für eine glückliche Ehe*“, und darin steht, dass der ehemalige amerikanische Präsident jedem rate, sich drei Fragen zu stellen, bevor er den Schritt fürs Leben mache: 1) Finden Sie die Person, mit der sie sich verheiraten wollen, interessant? 2) Bringt sie sie zum Lachen? Und wäre sie, 3) eine gute Mutter oder ein guter Vater? Das war schon ziemlich weise. Vielleicht hätte der kluge Ex-Präsident sich auch drei Fragen stellen sollen, bevor er Drohnen auf Leute abschoss, aber den Gedanken wischt Kurt schnell zur Seite, bevor er ihm die sentimentale Stimmung verderben kann.

Erst hatten sie ja nicht genau verstanden, wovon der junge Mann da eigentlich gesprochen hatte; ach so, um Barack Obama war es gegangen, diesen Jungspund, der amerikanischer Präsident geworden war, als er praktisch gerade aus den Windeln war, und der viel zu früh den Friedensnobelpreis bekommen hatte, was sich hinterher auch als voreilig herausgestellt hatte. Aber er hatte ihnen ja den Artikel dagelassen, oben auf dem Präsentkorb liegt er, und Adolf hat inzwischen auch seine Brille gefunden. Jetzt liest er seiner Ada, die vom Besuch noch etwas erschöpft ist, aber sich extra schön gemacht und selbstgebackene Kekse aufgetischt hat, noch einmal vor, was der junge Präsident so meint: Man sollte nur jemand heiraten, den man interessant und witzig fände und von dessen elterlichen Qualitäten man überzeugt sei. Gemeinsam kichern sie ein wenig, und Ada sagt: Ach, was sich die jungen Leute heute so einbilden. Als hätte man eine Wahl

gehabt, damals, kurz vor den Krieg. Aber wenn du mir damals so einen albernem romantischen Hochzeitsantrag gemacht hättest, mit Niederknien und roten Rosen und all dem Unsinn, nie und nimmer hätte ich dich nie genommen! Du hast es völlig vermurkst, aber was haben wir gelacht! Und Adolf sagt: Aber in einem hat er auf jeden Fall Recht. Ich habe immer gewusst, dass du eine gute Mutter werden würdest. Ich hab es einfach gewusst, und fertig. Bekomme ich dafür noch einen Keks? Gemeinsam mümmeln sie einen Keks. Draußen läuft ein Hund vorbei, er hat die Nase ganz dicht am Boden und schnüffelt aufgeregt.

Im Internet hat sich eine Debatte über die Eheratschläge von Ex-Präsident Obama entwickelt, unter dem Hashtag #funny-orwhat? Vor allem die Frauen fühlen sich, irgendwie, provoziert und, irgendwie, empört: "Interessant" sein, was soll denn daran toll sein? Interessant war doch, irgendwie, alles heutzutage, und wahrscheinlich wolle man doch nur ihnen wieder den schwarzen Peter zuschieben, typisch Mann, irgendwie, dass die Frauen jetzt auch noch für die Unterhaltung zuständig sein sollten, neben all dem Hausputz und der Karriere und der Kinderunterbringung? Und zum Lachen bringen, hahaha; man wisse doch, was Männer für Humor halten, das sei ja nun, irgendwie, nicht besonders komisch. Am schlimmsten kommt aber die dritte Frage an: Natürlich solle man dann noch Kinderkriegen, ohne Kinder keine ordentliche Ehe, was sei denn das bitte für ein stereotypes, überholtes, spießbürgerliches Familienbild? Aber auch viele Männer melden sich zu Wort, einige mit Beiträgen, die hier nicht wiedergegeben werden können. Ob es nicht schon reiche, dass Mann sanftmütig, gesprächsbereit, sensibel und einfühlsam geworden sei? Jetzt solle er auch noch „interessant“ werden! Gäbe es dann demnächst so eine Art Fitness-Center, interessant in dreißig Doppelstunden, samt personal coach? Fänden sie jedenfalls nicht witzig, hahaha, nein, das Leben sei eine ernste Angelegenheit, als Neuer Mann sowieso!

Und dann noch Kinder, natürlich, am Ende laufe es dann doch immer wieder darauf hinaus, Mann sei bindungsunfähig und -unwillig, und eigentlich berechne jede schon heimlich beim zweiten Date den zu erwartenden Kindesunterhalt! Aber nun gut, jetzt wisse man wenigstens, was man bei den Partnerschafts-Apps einzugeben habe ins Profil, um besser anzukommen: nicht nur romantisch, nein, interessant, witzig, bestes Vaterschaftsmaterial!

Hunde. Hunde hatten es ja wenigstens einfach. Schiere Biologie. Erwin ist Verhaltensbiologe, und sein Mops Emil hat gerade die Spur einer läufigen Hündin aufgenommen; er bekommt die Nase dann gar nicht mehr vom Boden hoch und zieht so mächtig wie sonst nur, wenn er einen verlassenen Hähnchenschenkel wittert. Andererseits, denkt Emil, ist es bei uns ja gar nicht so viel anders, das bildet man sich ja auch nur ein, weil es sonst alles so peinlich ist. Natürlich muss man den anderen riechen können, hat die Natur schon klug gemacht: Nur, wenn die Immunsysteme sich gut ergänzen, wird man „magisch“ angezogen; von wegen magisch, Instinkte sind das, reine Instinkte. Und damit man schön beieinanderbleibt und den Nachwuchs nicht allzu früh vor die Tür setzt, eine Dosis Oxytocin. Ach, wenn doch alles so einfach wäre! Aber heute Abend würde er doch wieder ein Parfüm auflegen, sicherheitshalber; obwohl der Kerl wirklich scharf aufgesehen hatte auf dem *Dating*-Portal! Derweil hat Emil endlich das Objekt seiner Begierde gesichtet, es ist eine rattenscharfe – Yorkshire-Dame??? Was ist denn das für eine Verirrung, denkt Erwin, und dann ruft er sich zur Ordnung und sagt sich: Ein Riechhirn mit 180 Millionen Riechzellen mehr als ein Mensch irrt nicht.... Aber der Typ am anderen Ende der Leine sieht eigentlich gut aus, so ein bisschen nerdmäßig, sollte er vielleicht doch kurz auf *Grindr*?

Holger zieht seine Yorkshire-Dame Bella schnell in die andere Richtung; da späht doch tatsächlich so ein blöder Mops von der anderen Straßenseite her, wie kann man nur einen Mops haben? Obwohl, der Kerl, den der Mops an der Leine hält, sieht ja eigentlich ganz gut aus; so ein bisschen akademisch unterkühlt, aber er ist sich fast sicher, dass – sollte er vielleicht kurz nachschauen auf *Grindr*? Aber er hat ja heute Abend schon ein *Date*, angeblich auch ein Akademiker. Aber was die Leute so alles angeben in ihren Profilen – Holger kennt sich da aus, er ist Informatiker und programmiert Suchalgorithmen für *Dating Apps*. Er kennt die großen Lieblingslügen: Jeder macht sich gern ein wenig größer. Ein wenig reicher. Ein wenig liberaler und sexuell experimentierfreudiger. Natürlich ist das Foto nie ein aktuelles, ein paar Jährchen weniger sind immer von Vorteil. Und am Ende, worauf kommt es an? Auf das Foto, nur auf das Foto. All das Geschwätz von Interessen und Hobbys und Überzeugungen, mag ja schön sein fürs Selbstbild, aber einen Unterschied macht es nicht, wenn es an die Wäsche gehen soll. Nicht, dass man das nicht schon vorher geahnt hätte, aber wenn man es so in Zahlen vor sich sah, war es schon ein wenig desillusionierend ... Himmel, wenn das, was die Leute in ihre Profile schreiben, auf einmal durch einen Zaubertrick wirklich würde, in was für einer wunderbaren Welt würden wir leben! Aber jetzt müssen wir nach Hause, Bella, sagt Holger und zieht Bella in die andere Richtung; ich muss mich noch duschen und aufbrezeln für heute Abend!

Lea hält ihre Katze auf dem Schoss und tröstet sie, armer Schatz, das Tier zittert noch ganz arg! War doch aus dem Nichts dieser blöde Köter aufgetaucht, ein Mops, ausgerechnet ein Mops! und hatte ihre Lucy auf den

Apfelbaum gejagt! Wie Hund und Katze, murmelt Lea vor sich hin, kichert ein wenig und streichelt weiter sanft das Fell; es ist eine Art Mantra von ihr, wie Hund und Katze. Lea ist nämlich Paartherapeutin, und eine sehr gesuchte und auf Jahre hin ausgebuchte außerdem. Weißt du, murmelt sie ihrem Schatz ins Ohr, du müsstest jetzt sagen: Das hat mich jetzt sehr gekränkt, wie du hechelnd auf mich zugerannt bist, da habe ich mich echt bedrängt gefühlt und, irgendwie, nicht in meiner Persönlichkeit wertgeschätzt! Nein, du sollst nicht sagen: Du blöder Mops, was bildest du dir eigentlich ein, du stinkendes Hundevieh? Ich-Aussagen, bringe deine Bedürfnisse zum Ausdruck! Wir können auch gern, und Lea vergräbt ihre Nase versonnen noch ein Stück weiter in das flauschige Fell, ein kleines Rollenspiel machen, und du spielst jetzt den Hund, ja, genau, den blöden Mops, und er spielt jetzt dich, eine superliebe Kuschelkatze, und ihr werdet sehen, wie das eure Beziehung weiterbringt! Die Katze springt empört vom Schoß herunter und verschwindet. Lea seufzt resigniert; siehst du, sagt sie, so geht das bei meinen Therapie-Gesprächen auch meist aus!

Mia stellt Lucy ein Schälchen Milch hin, und Lucy schnurrt dankbar. Sie sollte das zwar eigentlich nicht tun, schließlich ist es die Katze ihrer Nachbarin, aber die hat ewig Termine und ist furchtbar gestresst, hat wahrscheinlich irgendeinen blöden Karrierejob. Mia hat sie noch nie mit einem Mann gesehen, komisch eigentlich. Obwohl, was soll sie schon sagen, ich sehe mich ja auch ziemlich selten mit einem Mann, oder?, sagt sie zu sich selbst und zu Lucy. Mia weiß, dass die meisten Männer sich vor ihr fürchten; sie ist promovierte Philosophin und leider, leider, viel zu klug für die meisten Männer, selbst für die Akademiker, die am Ende dann doch lieber eine sanfte Krankenschwester oder eine nette Grundschullehrerin heiraten. Mia kennt alle Gründe dafür, die guten und die

schlechten, aber das löst das Problem nicht. Philosophen sind halt, sagt sie zu sich selbst und zu Lucy, nicht so gut im Probleme beheben! Neulich aber hat sie eine sehr, sehr kluge Idee gehabt. Sie schreibt jetzt ein Lebenshilfebuch, anonym natürlich, es wäre ihr Tod, wenn die Kollegen davon erführen: *'Die Liebes-Diät. In nur sechs Wochen zur amourösen Unabhängigkeit!'* Was würde man nicht an Zeit, Geld und Sorgen sparen, wenn man sich einfach – für unabhängig erklärte von dieser ganzen Beziehungsdramatik? Einfach mal sechs Wochen – nicht an das L-Wort denken; immer wenn es sich vordrängelt im Kopf oder im Bauch, gezielt an etwas anderes denken, es musste ja nicht gleich etwas Wichtiges sein oder gar etwas Kluges, aber allein die frei werdenden Gehirnkapazitäten! Aber ihr, sagt sie zu Lucy, wisst das sowieso schon, oder? Man soll einfach nicht über die Liebe nachdenken. Es gibt so viel Wichtigeres auf der Welt. Draußen ist der Wind aufgefrischt.

In Verlagsprospekt steht, groß und seltsamerweise in einer romantisch verschlungenen, rosafarbenen Schrift: „Die Liebes-Diät. In nur sechs Wochen zur amourösen Unabhängigkeit! Bestellen Sie jetzt vor und erproben Sie die neue, sensationelle Diät, die Ohr Leben auf den Kopf stellen wird! Die promovierte Philosophin, Diplom-Psychologin und langjährige Paartherapeutin Hersilie Stumm zeigt Ihnen, wie Sie die Romantikerin in Ihnen ein- für allemal zum Schweigen bringen! In nur sechs Schritten lernen Sie, mit anschaulichen Illustrationen und in einfacher Sprache, ihre antrainierten amourösen Reflexe zu bemerken und zu kontrollieren. Sie werden ungeahnte Ressourcen in sich entdecken, wenn Sie sich vom Zwang zur romantischen Liebe freimachen – geistige, kreative, finanzielle! Auch geeignet für Bindungsverweigerer, Mehrfachgeschiedene und Sexsüchtige! Erhältlich als E-Book und Hörbuch“. Niemand nimmt die Prospekte mit. Als ein Windstoß sie wegweht, läuft

ihnen ein Yorkshire-Terrier hinterher und schnappt nach ihnen.

Emma bückt sich etwas angestrengt nach dem bunten Papier, das ihr gerade vor die Füße geflattert ist. 'Die *Liebes-Diät*', was soll das denn nun wieder sein, sechs Wochen nur Aphrodisiaka, oder was, Sellerie soll ja gut sein, Himmel, woher weiß sie das eigentlich? Die Autorin hätte doch einfach nur sie fragen können. Emma ist das, was weniger politisch korrekte Zeiten eine „alte Jungfer“ genannt hatten, also: eine alleinlebende Frau, kurz vor der Rente und natürlich Lehrerin, wie sich das gehört für eine alte Jungfer. Emma findet das schon seit längerem gar nicht so schlimm; klar, als sie jung war, war sie natürlich verliebt, das gehörte einfach dazu, und beinahe wäre es ja auch so weit gewesen, Himmel, sie kann sich schon gar nicht mehr richtig an sein Gesicht erinnern, aber an seinen Namen natürlich, es war ein schöner altmodischer Name gewesen – Anton, Anton und Emma. Manchmal malt sie sich aus, wie ihr Leben heute wäre, wenn es alles anders gekommen wäre. Aber dann sieht sie sich um in ihrer gemütlichen kleinen Wohnung. Alles ist so, wie es sein soll, keine zerknüllte Männersocke liegt auf dem sorgsam gepflegten Teppich, keine ewig aufgeschraubte Zahnpastatube im Bad, keine leeren Bierflaschen in der Küche. Nur auf dem Couchtisch liegt ein aufgeschlagener Roman, von Jane Austen, einer alten Jungfer natürlich; aber wie konnte sie über die Ehe schreiben und die Männer und die Frauen und die ewigen Missverständnisse! Mit Büchern konnte Emma sich schon immer besser unterhalten als mit Menschen. 'Liebes-Diät', ach was; man konnte sich von der Liebe entwöhnen wie von jedem eingebildeten und anerzogenen Laster, langsam, mit einem eisernen Willen und genug Selbstbewusstsein um zu wissen, dass man auch allein eine vollständige Person war. Und immerhin, sie hat ja ihre Neffen; hat ihr nicht neulich noch

einer gezeigt, wie man einen Papierflieger bastelt? Und Emma beginnt, den Prospekt in scharfe Falten zu knicken.

Was für ein professionell gefalteter Papierflieger! Anerkennend beseht Anton das bunte Gebilde, das er auf der Straße gefunden hat. In seinem früheren Leben war es wohl einmal ein Verlagsprospekt gewesen, er kann gerade noch die Worte „Lieb“ und „Diät“ entziffern. Mit Diäten kennt er sich aus, seitdem er auf der Straße lebt; aber er hatte es nicht anders gewollt. Früher hatte er noch gedacht, sein Leben würde in normalen Bahnen verlaufen, mit einem guten Job und einer guten Frau – dunkel erinnert er sich, Emma hatte sie geheißt, und sie war klug gewesen und hatte gern Bücher gelesen, während er ja eher – ach, er kann sich schon selbst nicht mehr genau erinnern, was er damals eigentlich wollte, er war halt anders. Anton spricht seit langer Zeit mit niemanden mehr, außer es muss unbedingt sein. Worüber sollte man auch sprechen, es war ja doch immer das gleiche: Geld, Geld, Geld, Sex, Sex, Sex, Macht, Macht, Macht! Das brabbelt er auch gelegentlich vor sich hin, die Worte hart aneinanderreihend und in einem sich immer mehr steigenden Tempo, bis die Worte wie Pistolenkugeln aus seinem schmalen ungepflegten Mund fliegen. Dann geben ihm die Leute Geld, damit er schnell wieder ruhig ist. Sorgfältig faltet er den Papierflieger auseinander; er kann ihn gut als Unterlage für sein spartanisches Mittagessen gebrauchen.

Dass die Leute überall ihren Müll rumliegen lassen müssen! Angewidert nimmt Klaus das leicht angefettete Stück Papier von der Bank; komischerweise steht groß das Wort „Lieb“ gerade dort, wo der Fettfleck ist. Klaus ist

eigentlich guter Stimmung; er kommt gerade von seinem Scheidungstermin, und wie schon bei den letzten vier Mal fühlt er sich geradezu physisch befreit: Die Welt liegt vor ihm, voller schöner Frauen und ungeahnter Möglichkeiten! Na gut, man wurde nicht gerade jünger, und die Unterhaltszahlungen waren inzwischen ein echtes Problem; wenigstens hatte er sich nicht dazu hinreißen lassen, auch noch eine Schar Kinder in die Welt zu setzen, die ihm jetzt auf der Tasche lägen! Aber Klaus ist sich sicher, dass seine Wirkung auf Frauen ungebrochen ist; und der Aktienmarkt würde schon das Übrige tun. Und waren es nicht gerade die großen, berühmten Männer, die sich nicht auf die eine bürgerliche Normalehe, "bis dass der Tod uns scheidet", hatten festlegen lassen? Immerhin, er war ja nicht Heinrich VIII., der zwei seiner Ehefrauen köpfen ließ und es immerhin auf sechs Ehen insgesamt gebracht hatte. Hatte er nicht gerade irgendwo gelesen, dass Gerhard Schröder auch wieder geheiratet hatte, die wievielte Ehe war das eigentlich genau? Er sollte sich schnell eine Notiz machen. Heimlich sammelt Klaus nämlich Beispiele der notorischen „Ja-Sager“ in Geschichte und Politik. Er nimmt das angefettete Papier noch einmal in die Hand und zieht einen silbernen Stift mit Monogramm aus der Tasche.

Sollte sie oder sollte sie nicht? Eva kann sich nicht entscheiden. Trotz des Trennungsjahres und obwohl sie wirklich, wirklich froh ist, Klaus endlich los zu sein mit seinem Macho-Gehabe und seinem Heinrich-VIII-Tick, geht ihr das jetzt doch zu schnell. Natürlich hat sie sich gut verstanden mit dem Scheidungsanwalt, ein bisschen sieht er so aus wie in diesen amerikanischen Anwaltsserien, denkt sie, immer im schicken Anzug und so charmant, dass sogar die Richterinnen ihnen gleich verfallen. Aber sie will auf keinen Fall wieder etwas Festes. Es gibt ja heute so viele Möglichkeiten, das hatte sie jedenfalls

gelesen; *friends with benefits*, klingt eigentlich ganz einleuchtend, vielleicht hätte sie sowieso bei ihren bisherigen Männern besser darauf achten sollen, ob sie eigentlich als Freunde getaugt hätten! "Lebensabschnittspartnerschaft", Gott, das klingt so furchtbar nach Behörde und Steuererklärung und Ehe für alle, nee, das will sie nun auch nicht. Oder, ganz neu: "Polyamorie"! Ist wenigstens ein schöneres Wort, auch wenn sie sich nicht sicher ist, ob sie das Ganze verstanden hat. Vielleicht sollte sie mal in eine Buchhandlung geben, es gibt doch Ratgeber für alles heutzutage! Zufällig fällt ihren Blick auf ein angefettetes, scharfkantig gefaltetes Stück Papier, über das groß gedruckte Wort „Liebe“ steht in einer Schrift, die ihr bekannt vorkommt, „Gerhard Schröder“ gekritzelt. Lachend nimmt Eva das Stück Paper in die Hand, faltet es wieder zu einem Flieger und lässt ihn fliegen.

Der Verlag hat die Ankündigung für den neuen Ratgeber 'Die Liebes-Diät' gleich in die Eropedia eingestellt, Stichwort: „Asexualität“. Das noch neue Wiki erfreut sich steigender Beliebtheit bei den NutzernInnen, auch wenn die „Putztruppe“ kaum mit der Arbeit nachkommt. Natürlich würde die Plattform besonders viele Trolle, Perverse und Vandalen anziehen, das war den GründerInnen von Anfang an klar; aber vom Ausmaß des Missbrauchs sind sie doch etwas überrascht. Aber es gibt auch viele enthusiastische neue Autoren und Autorinnen, die gute Arbeit leisten. Der Artikel ‚romantische Liebe‘ war soeben ausgezeichnet worden wegen seiner historisch belegten, sachlich und allgemeinverständlich gehaltenen, reich illustrierten, aber auch kritisch reflektierenden Darstellungsweise. Heute ist der Artikel des Tages „Die Liebe im Rechtssystem“, ein umfassender Überblick über die Rechtsnormen der Beziehungsformen von der Frühzeit der Menschheit bis ins 21. Jahrhundert.

Melinda hat, gegen besseres Wissen, „#MeToo“ in der neuen *Eropedia* angeklickt. Der Artikel ist riesenlang und hat eine noch längere, von der Putztruppe heftig zensierte Diskussionsseite. Natürlich ist sie auch schon begripscht worden, das erste Mal damals in der Seilbahn, sie war so 15 Jahre vielleicht, und der Kerl hat ihr doch tatsächlich in der Enge an den Po gegriffen! Sie war eher, naja, so eine Mischung aus verwirrt und mitleidig gewesen; was für ein erbärmlicher Typ, und sie hatte noch nicht mal einen besonders attraktiven Hintern gehabt! Aber klar, es war ein ernstes Thema; es war nur alles so schwierig, wie immer, wenn es um Sex ging und eigentlich, wenn man ehrlich war, keiner so recht wusste, was er wollte oder sie dachte oder beide irgendwie noch gerade verantworten konnten. Es sollte inzwischen schon Apps oder gar Formulare für einvernehmlichen Sex geben, um all diese Missverständnisse zu vermeiden! Melinda ist froh, dass sie nicht mehr jung ist und in einer festen Beziehung lebt. Sie stellt sich vor, wie es damals gewesen wäre, in der Schulzeit, wenn beim Rumknutschen immer irgendwann einer das Handy gezückt hätte und, äh, könntest du hier vielleicht mal klicken? gesagt hätte. Und in jedem Auto hätte neben Fahrzeugschein und Kondompäckchen ein Vertragsformular gelegen, natürliche volle Amtssprache, sie war Rechtsanwaltsgehilfin und kannte sich aus mit so was; also beispielsweise: "der/die/das Sexualpartner*in" (Name einfüllen), im folgenden genannt SP 1, vereinbart mit der/die/das Sexualpartner*in für die im folgenden benannte Zeitspanne (genaues Datum einfüllen, Form: Stunde-Tag-Monat-Jahr bis Stunde-Tag-Monat-Jahr) den einvernehmlichen Vollzug folgender sexueller Handlungen (Liste, zum Ankreuzen)"; dann Gerichtsstand (sie muss etwas kichern) etc. pp. Gibt es bestimmt auch schon einen Artikel in der *Eropedia*, gleich mal gucken! Der von der Redaktion ausgezeichnete Artikel zur ‚*Romantischen Liebe*‘ ist ihr sowieso zu lang; und wen interessiert das eigentlich noch?

Bastian muss eine Seminararbeit schreiben, und er verflucht sich seit Tagen, dass er sich auf dieses dämliche Thema eingelassen hat, es ist das reine Dynamit, aber die Sozialkunde-Lehrerin findet er ziemlich süß, und es war ihr so wichtig, dass „ein Mann“ dieses sensible Thema übernahm! „Die Kulturgeschichte der Vergewaltigung“, ehrlich, geht’s noch? Aber nun gut, dafür gibt es ja dieses neue Wiki, *Eropedia*, genau, gleich mal gucken. Och nee, der gerade ausgezeichnete Artikel ist ‚*Romantische Liebe*‘, das kann er nun wirklich gerade nicht brauchen! So, ‚*Vergewaltigung*‘ – oops, ist ja auch mächtig lang! Und Bastian beginnt zu lesen. Als er seinen Blick zehn Minuten später wieder hebt, steht Verzweiflung in ihm zu lesen. Er hat gelernt, dass Vergewaltigungen die Geschichte der Menschheit begleiten, von ihren dokumentierten Anfängen an (und also ziemlich sicher auch früher). Dass das kulturell und historisch übergreifende Auftauchen von Vergewaltigungen dazu führt, dass sie einen vorderen Platz in der Liste allgemeiner kultureller Universalien einnimmt (die Liste wird im Übrigen angeführt von Mord). Vergewaltigung war über lange Zeit hinweg weder gesetzlich verboten noch moralisch geächtet; wenn man Frauen kaufen konnte, konnte Mann offensichtlich ja auch über seinen Besitz verfügen. Vergewaltigung spielte nicht direkt eine Nebenrolle in den großen Mythen, und schon der Trojanische Krieg war im Endeffekt der Kollateralschaden einer gewaltsamen Entführung einer Frau. Und natürlich waren, da waren die Zahlen statistisch eindeutig genug, die Rollen klar verteilt: Männer waren und sind die Vergewaltiger, Frauen waren und sind die Opfer. Bastian schämt sich, fremd und selbst. Er erwägt kurz die Möglichkeit, das Geschlecht zu wechseln, entscheidet sich aber dagegen. Morgen wird er zur Sozialkunde-Lehrerin gehen und um ein neues Thema bitten; romantische Liebe, denkt er, die Kulturgeschichte der romantischen Liebe, genau!

Martin bereitet sich auf sein Examen in Familienrecht vor. Im Moment sitzt er in der Bibliothek und starrt auf den immergleichen Satz. Er steht in dem Artikel „Ehe für alle“ auf *Eropedia* und lautet: „Die Ehe wird von zwei Personen verschiedenen oder gleichen Geschlechts auf Lebenszeit geschlossen“. Vor der neuen Gesetzgebung war es der gleiche Satz, aber einfach nur „zwei Personen“. Wenn nun also, so überlegt Martin, zwei Personen beliebigen Geschlechts eine Partnerschaft schließen wollen, so können sie heiraten. Also, gute Freunde beispielsweise. Oder Geschwister. Oder – naja, irgendwelche Leute, die gern Steuern sparen wollen. Denn, so hat sich Martin gerade informiert: Der „eheliche Beischlaf“ (eigener Artikel auf *Eropedia*, früher auch genannt: Konkumbenz) gehört zwar irgendwie zu den Ehepflichten, man kann ihn aber nicht direkt einklagen; jedenfalls ist die Rechtsprechung da ziemlich uneindeutig. Und wie sollte man sich das auch vorstellen? Da kommt also der Standesbeamte einmal im Jahr zu Besuch und sagt: Haben Sie auch schön gemeinsam Ihre ehelichen Pflichten vollzogen oder mal wieder nur Steuern gespart? Was aber macht denn nun die Ehe aus, die vom Staat doch geschützt werden soll, stand das nicht irgendwo in der Verfassung? Ach gut, dazu gibt es auch einen Artikel auf *Eropedia*, und Martin liest: Die Verfassung schützt tatsächlich nur die „Lebensgemeinschaft von Mann und Frau“; weil sie nämlich als notwendige Vorstufe zum Schutz der Familie gesehen wird, die erst dann gegeben ist, wenn ein Kind aus ihr hervorgeht. Macht ja auch irgendwie Sinn, denkt Martin; Kinder sind wichtig für den Staat, wegen der Renten und überhaupt. Aber Ehen? Und überhaupt: „auf Lebenszeit?“ Manchmal ist das BGB ja wirklich nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit. Aber was soll man sich wundern, sogar bei *Eropedia* ist es ja nicht anders: Der Artikel des Tages war

gestern doch tatsächlich „*Romantische Liebe*“! Soooo 20. Jahrhundert!

LGBT. Oder doch GLBT? Besser jedenfalls als LSBTTIQ! Lisa könnte verzweifeln. Sie ist freischaffende Architektin und plant gerade ein kommunales Zentrum für Integration (aus nachvollziehbaren Gründen haben die Auftraggeber davon abgesehen, dafür ein Akronym zu bilden). Und wie jedes Gebäude braucht auch dieses Orte – für das natürlichste aller Bedürfnisse; oder ist es gar nicht das Natürlichste? Der Gedanke schießt Lisa nur kurz durch den Kopf, sie zwingt sich schnell, wieder auf *ArchiCad* zu schauen; die Frage muss jetzt ein für- allemal gelöst werden! Also, wieviel verschiedene Toiletten für wie viele verschiedene Geschlechter? Als sie auf diese neue Plattform, *Eropedia*, schaut, trifft sie beinahe der Schlag: Sechzig verschiedene Geschlechtstypen bei *facebook*! Das wären dann sechzig Klos in einem Gebäude mit fünf Zimmern. Wenigstens scheinen die Buchstaben in allen größeren europäischen Sprachen die gleichen zu sein, auch wenn gelegentlich in anderer Reihenfolge. Andererseits, so überlegt Lisa, wird ein größerer Teil der Kundschaft eher aus dem arabischen Raum stammen. Eine etwas komplexere Recherche – *Eropedia* hat noch keinen arabischen Artikel – erbringt, dass es im Arabischen zwar eine sehr große Zahl von Bezeichnungen für Homosexuelle gibt, die meisten sind aber sehr, sehr beleidigend und kaum übersetzbar. Afrika? Sie mag schon gar nicht mehr nachsehen; gab es nicht mehrere tausend afrikanische Sprachen? Verzweifelt schlägt sie ihr Laptop zu. Soll der Auftraggeber das doch bestimmen! Das sind schließlich die Integrationsspezialisten! Früher war doch alles einfacher, denkt Lisa etwas melancholisch; auf der Schule zum Beispiel waren eh die Jungenklos ständig kaputt, und auf die Mädchenklos ist auch keine freiwillig gegangen. Da fällt ihr ein, sie hat doch gerade auf *Eropedia* gesehen, dass

der Artikel ‚Romantische Liebe‘ ausgezeichnet wurde; vielleicht hat der ja ein paar gute Hinweise auf altmodische, strikt zweigeschlechtliche Liebesromane? Zum Arbeiten hat sie heute eh keine Lust mehr.

Im Sommernachts-Programm des lokalen Kinos steht auch dieses Jahr wieder die Reihe „Klassische Liebesfilme“ an. Sie richtet sich eher an das ältere Publikum, die Kids gehen ja sowieso nicht mehr ins Kino. Deshalb gibt es an den Premium-Terminen für die Bestagers ‚Casablanca‘ und ‚Vom Winde verweht‘; und für die Mittelalten ‚Harry und Sally‘ und ‚Schlaflos in Seattle‘. Dazu haben die Veranstalter ganz wagemutig eine Mitternachtsvorstellung angesetzt: ‚Shades of Grey‘, mit gedämpftem Rotlicht, obwohl einige der Sponsoren da doch Bedenken hatten. Auch bei anderen Klassikern wurden ganz neue Einwände vorgetragen: ‚Out of Africa‘ – sei das nicht eine Spur rassistisch? Früher wurde auch gern ‚Sissi‘ gezeigt, alle drei Filme in einer Nacht; aber das ist heutzutage einfach nicht mehr möglich: eine magersüchtige 16jährige, die den Kaiser anhimelt, was ist denn das für ein Frauenbild? Stattdessen haben die Veranstalter ein paar Disney-Filme mit eingeschmuggelt: Aber zu ‚Shrek‘ kommen Jung und Alt genauso gern wie zu ‚Cinderella‘ und ‚Die Schöne und das Biest‘. Und außerdem gibt es noch ‚Harry Potter und der Feuerkelch‘ – einfach, weil es Harry Potter ist.

Natürlich hat sie den Film schon mindestens siebenmal gesehen, sie ist ja auch nicht mehr die Jüngste. Trotzdem überlegt Luise, als sie den Prospekt für das Sommernachts-Kino aus der Post holt, ob sie nicht dieses Jahr wieder zu ‚Vom Winde verweht‘ geht und ein achttes Mal zusieht, wie sich Scarlett O’Hara selbst betrügt und dem todlangweiligen und moralisch ach so überlegenen Ashley hinterherläuft, der ja nun wirklich, das sieht man nach

einer Minute, ausschließlich zu der genauso blassen und beinahe schon heiligenmäßigen Melanie gehört. Es ist schon erstaunlich, denkt sie, wie man sich über seine wahren Gefühle täuschen kann, wenn der Kopf dazwischenredet! Aber dann lacht sie, weil sie sich erinnert, dass sie früher – ungefähr die ersten drei Male vielleicht, als sie den Film gesehen hat, mit wechselnden Partner, meist eher blassen und sehr idealistischen Jungmännern – genau den gleichen Fehler gemacht hat; Rhett war ihr irgendwie unheimlich, Ashley hingegen – naja, er wirkte so harmlos. Danach kam die Phase, wo sie zwischen Rhett und Ashley hin- und hergerissen war; inzwischen hatte sie auch andere Begleiter, wenn auch, leider, leider, niemals ein echter Rhett Butler darunter war. Dieses Jahr nun würde sie – allein dorthin gehen, und Luise gesteht sich ein, dass sie das eigentlich für einen Fortschritt hält, schon deswegen sollte sie zum achten Mal hingehen! Vielleicht würde sie dieses Mal sogar den Schluss verstehen, ohne einen nervig vor sich hin zappelnden Mann an ihrer Seite; die Szene also, wo Scarlett über das zerstörte Tara schaut und feststellt, dass sie eigentlich – gar nichts anderes braucht als Tara. Ob Rhett Butler zurückkommt oder nicht, was spielt das für eine Rolle? Soll er zum braven Farmer werden und sie zur hingebungsvollen kuchenbackenden und marmeladeproduzierenden Landfrau? Ach was. Tara. Darauf kommt es an. Auf die Erde, das Land, das, was bleibt.

Meistens hatte ihn eine Frau gezwungen, den Film anzuschauen, wenn er wie jedes Jahr im Sommernachtskino auf dem Programm stand: 'Casablanca', ich schau dir in die Augen, Kleines, und nie hatte er gewusst, wo er hinsollte mit seinen Augen in dieser Szene. Leo ist sich nicht sicher, wie oft er den Film schon gesehen hat; er kennt Rick's Café jedenfalls wie seine Lieblingskneipe und würde sich in den nächtlichen Straßen der Filmstadt

zurechtfinden, während die Suchscheinwerfer der deutschen Besitzer irrlichternd darüber hinweg streifen. Wenn er es ganz furchtbar langweilig fand, hat er sich früher damit beschäftigt, andere Enden für den Film auszuenden: Rick und Ilsa eröffnen eine neue Bar in Casablanca und werben Sam ab; es wird aber ein Reinfluss, weil die Drinks nicht gut genug sind. Oder: Rick tötet Laszlo und steigt stattdessen mit Ilsa in das bereitstehende Flugzeug; sie zerstreiten sich aber schon während des Flugs darüber, wer am Fenster sitzen darf. *As time goes by* – passieren bekanntlich die seltsamsten Dinge. Heute ist keine Frau mehr da, die ihn zwingt, sich 'Casablanca' zum sieben oder achten Mal anzuschauen; und Leo beschließt, dass das ein hinreichender Grund ist, sich den Film das erste Mal allein anzuschauen. Er freut sich schon jetzt auf die Schlusszene, die ihm als einzige an dem ganzen Film immer eingeleuchtet hat: „*Ich denke, das ist der Beginn einer wunderbaren Freundschaft*“. Auf die Freundschaft kommt es an, unter Männern sowieso, denkt er. Der Rest ist nur Vorspiel.

Natürlich ist sie mit Harry Potter groß geworden, sie kann jede Station ihrer Kindheit mit einem der herbeigelebten Erscheinungstermine der sieben Bände verbinden, vom Lesenlernen bis zum Abi-Ball, an dem sie ein ähnliches Kleid trug wie Hermine beim Ball nach dem Quidditch-Turnier. Natürlich hat sie auch alle Filme gesehen, im Kino und zuhause auf DVD. Aber vielleicht sollte sie doch noch einmal hingehen zum Sommerkinos, jetzt, wo sie beinahe erwachsen ist und eigentlich über so etwas heraus? Lilli dreht den Kinoprospekt unentschlossen in den Fingern mit den langen künstlichen Nägeln. Ist ja komisch, der Film ist doch eigentlich gar kein Liebesfilm; und was sie sowieso immer ein wenig gestört hat an der ganzen Geschichte ist, dass Harry und Hermine nicht zusammengekommen sind. Ich

meine, denkt sie, Hermine und Ron – schon ganz lustig, aber wie soll er es bloß aushalten mit einer Frau, die ihm intellektuell ungefähr hundertfach überlegen ist? Und wie lange wird sie seine kindischen Scherze und Streiche noch komisch finden? Ach, Harry und Hermine, es wäre so schön gewesen. Beinahe ohne nachzudenken nimmt sie ihr Handy zur Hand und googelt „Harry Hermine Paar“. Schon der erste Treffer ist ein Interview mit der Autorin, und Lilli traut ihren Augen kaum: Klar, sagt Frau Rowling, natürlich sind Harry und Hermine das eigentliche Paar und Hermine und Ron ein potentieller Fall für die Eheberatung; sie habe aber persönliche Gründe gehabt, genau diese Konstellation zu wählen, über die sie jetzt nicht sprechen wolle. Ok, denkt Lilli erleichtert, man kann einen Welterfolg schreiben und dabei das falsche Liebespaar in den Mittelpunkt stellen! Die Leute merken es einfach nicht; wahrscheinlich, weil sie sowieso gewohnt sind, dass immer die Falschen zusammenkommen!

Luis schaut auf seine *Star-Wars*-DVD-Sammlung. Eigentlich möchte er zusammen mit seiner neuen Freundin Lilli einen *Star-Wars*-Filmeabend machen, sie hat sie nämlich alle noch nicht gesehen, totale Bildungslücke! Doch jetzt, wo er darüber nachdenkt, was sie denn an all den Raumschiffen und Gefechten und Männern in komischen Uniformen interessant finden sollte, fällt ihm etwas auf, was er vorher noch nie bemerkt hat: Es gibt gar keine richtige Liebesgeschichte! Ich meine, denkt er, natürlich gibt es Liebesgeschichten, aber sie sind doch irgendwie – nebensächlich und auch reichlich seltsam! Dass aus Han Solo und Leia nichts werden konnte, dafür brauchte man wirklich nicht erst ihren verkorksten Sohn zu sehen, und mit Anakin und Padme war es ja nun genauso. Vater-Sohn-Konflikte, natürlich; und echte, tiefe Freundschaft, wie zwischen Luke und Chewbacca, ganz klar, das war

wichtig! Und wenn man sich unbedingt verlieben wollte, hatte sich doch noch jeder in Meister Yoda verliebt! Genau, fällt ihm jetzt ein, wie beim ‚Herrn der Ringe‘ – wo es mit Liebesgeschichten insgesamt noch schlechter aussah, schon, dass Frodo solo war und nur Sam eine tapsige Hobbit-Liebesgeschichte abbekommen hat! Aber dafür gab es ja Gandalf. Genau, so würde er es Lilli verkaufen, sie war schließlich eine intelligente Frau und wusste, was sie wollte: Die Jedis und Zauberer dieser Welt waren die eigentlichen Traumänner! Was waren schon ein Clark Gable oder Humphrey Bogart – Luis war einen Moment stolz auf sich selbst, dass ihm diese geradezu historischen Beispiele für Traumänner einfielen – gegen Gandalf oder Yoda? Bubis!

Der Autor des Artikels ‚Romantische Liebe‘ kratzt sich am Kopf. Klar, die Auszeichnung war klasse gewesen, aber so hatte er sich das nicht vorgestellt! Er hatte gedacht, das sei ein schönes altmodisches Thema, das man ein- für allemal abhandeln könnte; schließlich glaubte doch sowieso keiner mehr dran außer der Werbe- und Hochzeitsindustrie! Aber ständig muss er nun die Seite aktualisieren. Jetzt war gerade wieder eine philosophische Zeitschrift erschienen, die ein ganzes Heft der „Liebe“ gewidmet hatte; ein roter Kussmund strahlt ihm vom Cover entgegen und Romeo murmelt vor sich hin: Lippenstift, künstliche Farbe, angeblich kussecht, aber sonst nichts! Da hielt er es doch lieber mit Barack Obama und seinen drei Ratschlägen für eine gute Ehe, die er gestern gelesen hatte; da war weder von Lippenstift noch von romantischer Kuschemusik, Liebesfilmen (angewidert schiebt er einen Kino-Prospekt beiseite, nein, nicht zum achten Mal ‚Casablanca‘!) oder *Dating Apps* die Rede. Aber natürlich hatte das gleich wieder eine Schlammschlacht im Internet ausgelöst, #funnyorwhat, Geschlechterkrieg 4.0 hätten sie es nennen sollen; vielleicht waren ja irgendwann

wenigstens Küchengeräte smart genug, um diese ewige Kabbelelei zu vermeiden! Oder dieses neue Buch, das er tückischerweise und an den Moderatoren vorbei in die Literaturliste zum Artikel *'Romantische Liebe'* geschmuggelt hatte: *'Die Liebes-Diät. In nur sechs Wochen zur amourösen Unabhängigkeit'*. Ach, wenn Diäten doch nur helfen würden! Romeo klappt den Laptop zu. Morgen will er noch an seine Ex-Frau Julia schreiben und sie bitten, den Artikel aus weiblicher Sicht zu lesen. Sie ist eine vernünftige Frau und vielleicht hätte ja sogar aus ihnen beiden etwas werden können, sogar Bratkartoffeln konnte sie machen, denkt Romeo melancholisch. Aber viel zu jung waren sie gewesen, und viel zu viele dumme Filme hatten sie gesehen, in denen immer die Falschen zusammenkommen. Was eigentlich wichtig wäre, denkt Romeo, während er sich die Zähne putzt, wäre eine Art – Liebeserziehung. Beziehungsunterricht. Partnerschaftstraining. Aber eine vernünftige, keine romantische! Aber auch daraus würden sie wieder nur ein Geschäft machen, wie aus allem. Geld, Liebe, Macht, nur darum ging es; und eigentlich waren die ersten beiden auch nur eine Variante des dritten. Seufzend schlägt Romeo seine Bettdecke zurück und verjagt die Katze. Vielleicht, wenn er großes Glück hätte, würde er etwas Schönes träumen. Im Traum, ganz selten, hatte man ein Gefühl von wahrer Liebe; aber man konnte es nicht festhalten.

FAUSTINA. EIN FRAGMENT

»Da sitz' ich nun, ich armer Tor« – oder bin ich eine Törin? Gibt es das, eine Törin? Sollte es geben, manchmal denke ich, Frauen sind die größten Toren von allen. Was haben sie mir nicht alles versprochen, die Eltern, die Lehrer, die Kollegen, ach, und am schlimmsten waren die Medien und die Politik mit ihrer penetranten Du-kannst-alles-haben-Propaganda! Karriere, Kind und glückliche Ehefrau, das muss doch vereinbar sein, ist doch nur eine Frage von *gender*-Politik, richtigen Rahmenbedingungen, finanzieller Unterstützung! Ach, Pustekuchen. Wenn ich schon jemand sagen hören: »Das muss doch!«, dann schalte ich gleich ab. Fordern können sie alle, ohne Ende. Am Ende aber muss die Rechnung bezahlt werden. Seit ich diesen Spruch gehört habe, ist schon lange her, aber er ist gleich bei mir geblieben: »Man kann den Kuchen nicht haben und essen!« Doch, schreien dann alle, na klar, haben und essen! Endlos konsumieren und die Welt retten! Das muss doch möglich sein! Pustekuchen, Pustekuchen, Pustekuchen (kann man auch nicht haben und pusten, so!).

Wem erzähle ich das eigentlich alles? Da sitz ich nun, ich arme Törin, es ist mitten in der Nacht, gar nicht meine Zeit eigentlich; ich bin die klassische Nachtigall, was ich morgens nicht tue, wird niemals fertig, und was habe ich gearbeitet, Morgen für Morgen, Frühstück für die Kinder gemacht, die es dann nicht essen wollten, immer die erste in der Redaktion, nur nichts verpassen! Und jetzt sind alle weg. Hallo, ist da draußen jemand? Es muss doch – nein, natürlich nicht. Natürlich muss keiner da sein für mich. Ich war ja nur immer für alle anderen da. Und jetzt stehe ich da, nein, ich sitze, Mitternacht, voll die falsche Zeit für mich, und ich muss immer an den ollen Faust denken. Wie er da sitzt, der arme Mann, mitten in der Nacht, und an allem zweifelt, hat studiert, hat einen Doktor gar – na klar, hab ich auch, war echt kein Ding –, und dann hat er auf einmal endlich kapiert, dass er nichts wissen kann. Glückwünsch, das wusste ich schneller, aber der Arme ist ja ein Mann und hat es schwer. Ich Törin hingegen – ich

dachte, darauf kommt es ja gar nicht ein. Alles Wissen, ach was, dazu gibt es doch das Internet! Aber alles haben, die süßen Kinder, den Super-Mann, die Kometen-Karriere, das Häuslein im Grünen – damit haben sie mich gekriegt. Und jetzt sitze ich da, hallo, hört mich jemand da draußen im großen weiten Internet? Also, außer den immerwachen Abhörern und den nimmermüden Trollen und den Werbeagenturen, die mich so viel besser kennen als ich mich selbst – die haben wahrscheinlich schon lange gewusst, worauf das hinausläuft mit mir, wahrscheinlich hätte man das an der Werbung ablesen können, immer weitere Reisen, immer teurere Klamotten, Wellness hier und Apotheke dort, aber innen, innen, innen – Hallo, ist da wirklich keiner?

Ist ja auch egal. Ich erzähl jetzt meine Geschichte, egal ob eine zuhört oder nicht. Muss ja nicht gleich ein *hashtag* werden, *#dukannstdochnichtalleshaben*, na, besser englisch: *#youcanthaveitall*, oder vielleicht besser *#kuchenhabenundessen*? Aufschreiben, einfach aufschreiben, soll ja helfen. Also, die Kurzfassung, die nicht im *Wikipedia*-Artikel steht, das war immer einer meiner Träume, mal einen *Wikipedia*-Artikel über mich zu haben, irgendwie war das wie – Unsterblichkeit, so ein Blödsinn! Kindheit: mäßig unglücklich, was will man mehr. Einige Krisen, gut verdrängt dorthin, wo es ganz dunkel ist. Auf Fotos sehe ich aus wie ein glückliches Kind, aber ich war nur besonders gut darin, Glückliches vorzutäuschen. Das machte die anderen immer so glücklich, und das war, wenn man schon selbst kein besonderes Talent dafür hatte, immerhin etwas. Wie ein Honigkuchenpferd grinse ich auf einigen dieser alten Schwarz-Weiß-Fotos, dabei weiß ich bis heute nicht, was ein Honigkuchenpferd ist, vielleicht wäre ja alles besser gekommen, wenn ich eines gehabt hätte? Ich hatte aber nur eine gutbürgerliche mäßig unglückliche Kindheit, ein weder bildungsfernes noch bildungsnahes Elternhaus, mit immerhin genug Geld und Verstand für eine gewisse Förderung, Musik, Turnverein, Haustiere, das Übliche. Ich beklage mich nicht. Von

meinen Eltern – rede ich nicht gern, muss ja auch nicht sein, sie sind auch gar nicht an allem Schuld. Jedenfalls war ich eine gute Schülerin, eine sehr gute sogar, ohne jemals eine Streberin zu sein. Ich konnte das meiste einfach irgendwie, weiß der Himmel warum, und ich war weder besonders stolz darauf noch war es mir besonders peinlich. Ach, Schulzeit, man hat das Gefühl, manche Leute kommen niemals darüber hinweg. Deshalb schnell weiter, ungeduldiger Zuhörer, drängelnder Troll, lauschende Leidensgenossin, wo auch immer und wer immer ihr seid: Natürlich hab ich studiert, jaja, den »Doktor gar«, war jetzt auch nicht direkt ein Kunststück. Und dann ging es ja auch erstmal immer weiter aufwärts. Ein guter Job bei einer renommierten Zeitung, sogenannter ›Qualitätsjournalismus‹, da könnte ich auch was von erzählen, aber noch nicht jetzt, jedenfalls hat es gereicht für eine kleine Karriere – ich weiß noch nicht einmal, ob man als Frau immer besser sein muss als die Männer, das ist so ein Feministinnengeschwätz – hallo, seid ihr jetzt beleidigt, ihr da draußen? ach, lasst mich doch einmal wenigstens reden so wie mir der Sinn steht, schöne altmodische Formulierung eigentlich: wie mir der Sinn steht! Also, ich war gut im Job, aber es wurde alles immer mehr; ich hab mich halt immer für alles verantwortlich gefühlt, ich wollte, dass die Dinge gut gemacht wurden, und am Ende – muss man sie dann selbst machen, Teamgeist ist schön und gut, aber kriegt Termine nicht eingehalten. *Getting things done*, das war mein *middle name*. Nicht fragen, tun. Am Ende dann auch schuld sein, logisch. ›Verantwortung‹, ich weiß noch als naseweise Jugendliche hatte ich einen Kieker auf das Wort, wenn man damals sagte; Verantwortung, tönte ich gern, was soll denn das sein, hier tritt mal einer zurück und dort erklärt sich mal jemand ein wenig für verantwortlich, aber passieren tut doch rein gar nix! Ach, von wegen. Verantwortung ist innen. Wenn auch innen sonst nicht viel ist, wie bei mir: Verantwortung ist innen, und sie kann ganz schön wehtun. Ist es ok,

wenn ich mir noch einen Wein hole, ihr da draußen, Trolle, Mädels, Weghörer?

Wo war ich? Ach so, Karriere. Nebenbei – nebenbei! – dann natürlich Kinder, ist ja alles vereinbar, konnte man ja überall lesen. Eines allein ist irgendwie auch blöd, also dann eben zwei. Drei – nun ja, das war ein Versehen, kann jedem passieren, und dann ist es halt da und es ist gut so. Mein Mann war ja auch eine Hilfe, ich beschwere mich nicht. Wir hatten uns im Studium kennengelernt, es war vielleicht nicht die ganz große Liebe - keine Ahnung, ob es die überhaupt gibt, darf man das sagen? Wenn man so viel gelesen hat wie ich – denn Lesen, das war meine Lebensrettung seit meiner mäßig unglücklichen Kindheit, aber andere Geschichte, später vielleicht – weiß man irgendwann, dass man nicht alles glauben darf, was man liest. Man darf sogar das meiste nicht glauben. Außer Goethe, Goethe darf man alles glauben, aber nun gut – trotzdem gelegentlich ein Männerautor. Also, für mich war es gut genug; ich musste auch nicht ganz doll geliebt werden, ehrlich nicht, ich war schon ganz zufrieden, wenn ich einigermaßen gut behandelt und vor allem: gut unterhalten werde, da bin ich echt heikel, und nette Langweiler – nee, das hatte ich ausprobiert, nicht gut. Eines aber, da bin ich komisch, musste sein: Ehrlichkeit. Hört sich so komisch altmodisch an, na gut, ich bin ja auch altmodisch, aber Lügen – macht mich krank. Lügen ist, wie wenn die Welt falsch geht. Hört ihr, da draußen, das war jetzt ein ziemlich kluger Spruch oder? Na gut, vielleicht auch nur Blödsinn, ist nicht immer zu unterscheiden. Aber LÜGEN GEHT GAR NICHT!

Also Mann war da, drei Kinder waren da, Job war immer noch da, irgendwann war dann das Haus da, mit Garten natürlich, ich bin mit einem Garten groß geworden und nie hätte ich mir vorstellen können, nicht aus dem Haus in den Garten gehen zu können, *call me privileged, whatever*. Wer immer weniger da war, war ich. Wenn ich nicht unterwegs war, dienstlich auf Reisen, Familienurlaub, nicht immer die reine Erholung, Besuch bei den

Großeltern, die auch immer älter wurden und man mochte gar nicht daran denken – jedenfalls, ich war immer unterwegs, und was daran eigentlich das Schlimmste ist: Niemals kommt man an. Kaum ist die Wäsche vom letzten Trip gewaschen, muss man schon wieder die Koffer vorholen, und die Katze guckt böse. Kaum ist eine *Things-to-do*-Liste so geschrumpft, dass man nicht weinen möchte, wenn man sie anschaut, brechen die nächsten Pflichten über einen herein. Ja, ich bin ein Listen-*Freak*, ich gebe es zu, es gehört zu meiner *gettings-things-done*-Persönlichkeit; aber irgendwann dämmert einem, dumm wie man ist, dass man niemals fertig wird. Niemals wird die Liste leer sein, das Haus fertig geputzt, das Unkraut fertig gezupft, die Kinder fertig gefüttert und geliebt, der Ehemann fertig – nee, das schreibe ich jetzt nicht, alle Projekte abgeschlossen, und man könnte sich hinlegen wie eine müde Katze, sich so strecken, dass man auf einmal doppelt so lang wird, und dann die Welt die Welt sein lassen. NIEMALS. WIRD. MAN. FERTIG. Vor allem im Kopf. Da kann frau Yoga machen ohne Ende, im Kopf dreht es sich weiter, das einzige *asana*, das man wirklich beherrscht, ist das Hamsterrad.

Na gut, ihr da draußen, Mithamster und hoffentlich auch entspannte Mitkatzen, das konnte nicht gut gehen, ihr habt ganz recht. Und dann waren die Kinder weg, sie mussten nicht mehr gefüttert, aber natürlich immer noch geliebt werden, und eigentlich war man auch im Job da wo man hinwollte – nein, ich war ein ganzes Stück weiter als ich eigentlich kommen wollte – und wie es dann so ist: Wenn der Stress wirklich vorbei ist, bricht man zusammen. Ach, das klingt jetzt so pathetisch, ich hatte halt den obligatorischen *burn-out*, gehört ja geradezu dazu heutzutage. Nee, ist nicht lustig, ist gar nicht lustig, ich geb's zu. Ich mache nur einen Scherz darüber, damit wenigstens ihr euch besser fühlt, ich kann nicht anders, steckt so in mir. Und ich kann es meinem Mann auch nicht übelnehmen, dass er dann gegangen ist (ich denk nicht gern ›verlassen‹, das ist so ein trauriges Wort, er ist halt einfach

gegangen), er kann nicht so gut mit Krankheiten und die Kinder waren ja aus dem Haus, im Ausland, man sagt das heute so leicht, meine Kinder sind im Ausland, Gott, was sind wir globalisiert und zivilisiert, ›weltläufig‹ würde Goethe vielleicht sagen – sorry, Goethe muss sein, das ist so eine Macke von mir – aber manchmal denk ich, so eine gute altmodische Mehr-Generationen-Großfamilie, alle in einem Haus oder wenigstens im gleichen Dorf, das war doch gar nicht so dumm? Warum soll man eigentlich gerade die Menschen, an die man so ein bisschen angewachsen ist, sogar wenn man innen so leer ist wie ich, nicht in der Nähe haben? Man muss ja nicht gleich eine ›große glückliche Familie‹ sein, ich hab es schon immer komisch gefunden, wenn in diesen Serien (hab ich schon verraten, dass ich Serien-*Freak* bin? na gut, hattet ihr euch schon gedacht, ihr Klugen) in den *specials* alle behaupten, nach zehn Jahren am *set* eine große glückliche Familie geworden zu sein, nachdem es in den Serienhandlungen niemals so etwas gibt, jedenfalls nicht mit Geburtsverwandten. Aber das Leben – nun ja.

Da sitz ich also nun, ich arme Törrin, das Haus ist leer und äußerst mangelhaft geputzt (guckt ja kein Schwein), im Garten blüht nur noch das Unkraut (aber schön, manche Unkräuter!) und ich weiß nicht. Ich weiß nichts. Ich weiß nicht mehr. Der Job ist auch weg, hab ich das schon gesagt? Ich klag ja nicht. Ist wahrscheinlich sogar besser so. Meine Nachfolgerin macht den Job viel besser, ist ja auch jünger und – naja, so ehrgeizig, wie die jungen Frauen heute halt alle sind. Wahrscheinlich denkt sie auch noch, dass sie alles haben kann, aber vielleicht ist sie ja schon klüger, wäre ja schön. Schöner, das ist sie natürlich, logisch. Zum Glück könnt ihr mich nicht sehen, ich war noch nie eine besondere Zierde meines Geschlechts – na gut, auch nicht besonders hässlich, sondern irgendwas dazwischen, aber das Alter ist gnadenlos zu uns allen. Habe auch keine Lust mehr, dagegen zu kämpfen, auch wenn der Blick in den Spiegel inzwischen beinahe wehtut (kennt ihr das, ihr Alten da draußen? Man denkt

geradezu entsetzt: Das bin doch nicht ich, der in dieser Baracke wohnt!). Zum Glück kann man irgendwann gar nicht mehr gut genug sehen, worüber man sich nicht alles freuen kann! Wisst ihr, manchmal, nein: eigentlich immer häufiger denke ich: Wäre alles besser gewesen, wenn ich ein Mann gewesen wäre? Ich meine, ich wollte früher nie ein Mann sein, wirklich nicht; ich hatte keinerlei Probleme mit meiner ›Geschlechtsidentität‹, wie man das so nennt wenn man auf Identität und all den akademischen *gender*-Kram steht, mir haben Männer eher leidgetan, es schien mir so anstrengend ein Mann zu sein, so leicht verführbar, so getrieben, so – ach, keine Ahnung, wahrscheinlich hab ich überhaupt nie verstanden, wie es ist, ein Mann zu sein. Aber jetzt, wenn ich darüber nachdenke, vielleicht wäre ja doch vieles einfacher gewesen? Ich hätte die Kinder nicht kriegen müssen, war ja auch nicht direkt ein Vergnügen, zusammen mit den Schwangerschaften, und immer habe ich gearbeitet, so lange es ging, ganz kurzer Erziehungsurlaub, konnte man sich ja nicht anders leisten. Ich hätte mich vielleicht nicht – verantwortlich gefühlt, ja verantwortlich, genau! für den Staub im Haus und das Unkraut im Garten und die *deadlines* im Job, und dass die Kinder was ordentliches zum Essen bekommen und die Kindergeburtstage ein Erfolg werden und der Mann sich zwischendurch mal ausruhen kann von seiner Arbeit – vielleicht hätte es ja doch einmal, nur für ganz kurze Zeit, zwischendurch aufgehört? Ein Etappenziel, vielleicht? Vielleicht sehen ja auch Männer die Welt überhaupt ganz anders, ich hatte schon immer den Verdacht, dass es ihnen gar nicht auffällt, wenn die Waschbecken verkalkt sind oder die Wäschekörbe überlaufen, ihnen fällt ja auch nicht auf, dass sich das Werkzeug, wenn sie denn endlich mal den Handwerks-Job gemacht haben, der schon so lange auf (meiner!!!) *to-do*-Liste steht, niemals von selbst wieder weggeräumt, langjährige Beobachtungen haben diesen Verdacht praktisch zur Gewissheit erhärtet! Nein, wahrscheinlich sehen Männer ganz andere Dinge. Andere Frauen zum Beispiel, keine

Ahnung, wie sich das anfühlen mag. Oder im Job, vielleicht freuen sie sich ja mehr, wenn das Projekt mal fertig ist und man was erreicht hat, man klopf sich auf die Schultern und geht einen trinken und freut sich? Wahrscheinlich Klischee, keine Ahnung. Ich jedenfalls – ach, wenn überhaupt, war die Freude kurz. Ein Job mehr von der Liste. Ordentlich gemacht, irgendwie. Am Ende sogar das Werkzeug weggeräumt.

Vielleicht wäre es ja das, hört ihr zu, ihr da draußen, ihr Mephistos und Erdgeister?, vielleicht wäre es ja das, was ich mir wünschen würde, wenn ich der große Faust wäre: Nicht alles zu wissen, ach nee, das wäre schon wirklich eher ein Grund zu beschleunigtem Selbstmord; was die Welt im Innersten zusammenhält, naja: wahrscheinlich Sekundenkleber und Frauen, die glauben, sie könnten alles haben. Pustekuchen, Pustekuchen, Pustekuchen; schönes Wort, wirklich, kann man gleichzeitig sagen und haben! Also, nicht ein Mann zu sein, nein, das wäre wahrscheinlich das gleiche Elend nur umgepolt, sozusagen. Nein, gar kein Geschlecht. Mal Mann, mal Frau, mal was dazwischen – und damit meine ich nicht irgendwelche *transgender*-Identitäten, die mich dann wundersam zu einem glücklichen Menschen machen würden! Nee, kann jeder halten, wie sie will, aber klar doch. Ich aber hätte gern – naja: Geschlechtsfreiheit? *Orlando*, Virginia Woolf hat diesen großartigen Roman geschrieben, Gott, was eine Frau, sie war klug genug zu wissen, dass sie nicht alles haben konnte, aber sie hat diesen Roman geschrieben, Orlando, ich habe ihn zweimal gelesen, und Orlando ist mal Mann, mal Frau und mal – geschlechtsfrei. Ich glaube, das sind ihre/seine/und jetzt fehlt mir ein Personalpronomen! besten Momente. Aber wie – nee, was ist denn das, wer schreibt denn da, hört da etwa wirklich – «

»Du willst doch nicht wirklich, dass ich dir als Pudel erscheine, verehrte Dame, oder? Wie ich gehört habe, ist dieses mir seltsam fremde und doch vertraute Medium eher

katzennärrisch, aber sei's drum. Du hast deinen Goethe gelesen. Du hast geklagt. Du hast noch nicht zur Phiolen gegriffen, aber ich sehe ein Weinglas neben einer halbleeren Flasche, oder ist sie halbvoll? Kleiner Scherz. Alsdenn, weil es so sein muss: Ich bin der Geist, der stets verneint, und so weiter, du kennst den Text, millionenfach steht er geschrieben in diesem Medium, das mich so seltsam gefangen hält, ich bin das Böse, die Zerstörung, das Ende dieser absolut zerstörens-würdigen Welt, die ihr, ihr Menschlein, so vollständig zugrunde gerichtet habt, und doch haltet ihr euch immer noch für die ›Krone der Schöpfung! Ein Witz der Schöpfung, nicht mehr, ein Treppenwitz der Naturgeschichte, mit Verlaub. Aber wir helfen gern; nicht, dass ihr es nicht auch ohne uns hinbekämet, euch gegenseitig und vollständig auszurotten, aber wozu schließlich sind wir da, ewig, zerstörerisch, schmeichlerisch, verführerisch? Und ich höre, man kann der Dame zu Diensten sein? Sie wäre es zufrieden, sich von ihrem lästigen Geschlecht befreit zu sehen, diesen allzu überflüssigen Anhängseln der Menschheit, die einen Keil zwischen Männlein und Weiblein treiben und mit aller akademischen Philosophie sich nicht austreiben lassen? Wir stehen zu Diensten, gnädige Dame, ein Wort nur, und ihr seid befreit von den Grenzen eures Körpers!«

»Ich glaub's nicht. He, Troll, was soll das? Ich schütte hier mein Herz aus, und du –«

»Und ich, zu Recht so misstrauische Dame, bin the real thing. Kein fake, nirgends. Satanus magst du mich nennen, wenn es dir Recht ist, das ist der Name, den diese seltsame Welt von mir als Zugangsbedingung verlangte, und das Passwort ist – siehst du, wie ich dir vertrauen, siehst du es? – es ist: du-kannstesalleshaben999! Aber ich kann verstehen, wenn du dich erst ein wenig an den Gedanken gewöhnen musst. Ihr meintet, das Böse bannen zu können, indem man ihm seine Namen nimmt; wer nichts Böses mehr sagt, so glaubtet ihr tatsächlich, könne auch nichts Böses denken! Wie wenig kennt ihr euch selbst, wie wenig kennt ihr unsere Macht. Wir denken in euch schon lange ohne Namen. Wir überraschen euch dort, wo ihr

euch am sichersten fühlt, bei all euren lächerlichen Versuchen, Gott zu spielen, ohne seine Macht zu glauben! Zerstören, ah, zerstören!«

»Zur Sache, Teufel. Ich hab's kapiert, ich bin ja nicht so blöd wie dein komischer Faust, der erst noch Zauberformeln ausprobieren musste und mir immer schon ein wenig wie ein Jammerlappen vorkam. Ich bin eine Frau. *Getting things done* ist mein *middle name*. Was bietest du mir also wirklich?«

»Wohlgesprochen, beste und kluge Dame. Du willst von deinem Geschlecht befreit werden, damit du endlich alles haben kannst. Unbeschwert von höllischen Hormonen und sexuellen Verirrungen, befreit von ›sozialen Normen und Geschlechterrollen‹ – eure Sprache, nicht meine! –, geschlechtsfrei und damit in bestem Sinne ein ganzer Mensch geworden, mache ich dir alles zugänglich, was immer du dir vorstellen kannst: Reichtum, Macht, Schönheit, Wissen – sage nur ein Wort, und es ist dein! Sei Faust, sei Orlando, sei Gretchen, sei Homunculus in seiner Flasche – mir ist alles eins, und es kostet mich nur ein Wort (na gut, ein Passwort), dir alle deine Wünsche zu erfüllen!«

»Der Teufel ist ein Egoist, sagte ein guter Bekannter von dir, Freund Satanas, und manchmal war er ja doch ganz klug für einen Mann. Du willst einen *deal*, ihr wollt immer einen *deal*, und wahrscheinlich hast du sogar recht, dass in jedem unserer irdischen *deals* eine gute Portion eurer teuflischen Gifte steckt. *whatever*, mir ist es recht. Ich bin so leer, was kannst du mir noch nehmen? Lass deine Künste spielen. Lass uns ein Spiel spielen. Dieses komische Medium, wie du es nennst, ist gemacht für kühne Spiele. Was willst du von mir?«

»Nun, werte Dame, es ist mir ein wenig unangenehm davon zu sprechen, aber – wie soll ich es sagen, mir fehlt – genau das, was du loswerden möchtest, nämlich: ein winziges Anhängsel,

oder eher: das Gegenteil davon? – also, gerade heraus damit: Ich wünsche ein Geschlecht zu haben. Der Teufel wäre gern einmal – ein Mann. Oder eine Frau, darauf kommt es nicht an. Ein Geschlecht. Eine Bestimmung. Du musst verstehen, Gott – dessen Name ich nicht gern nenne, das ist bei uns nicht Sitte – er nahm uns auch das, bei unserem Fall. Seitdem sind wir, um es ein wenig poetisch-menschlich zu sagen, ins Paradies eingesperrt und dürfen nicht vom Baum der Erkenntnis essen; wir sind die Schlange, aber was weiß die Schlange schon? Nein, unsere Bestimmung, unsere Kräfte, unsere zerstörerische Macht – all das würde ins Unendliche wachsen, wenn wir endlich, endlich einmal – ein Geschlecht haben könnte, dieses oder jenes, wie gesagt, darauf kommt es uns nicht an. Eine lästige Kleinigkeit für dich, werte Dame; eine neue Welt für mich!«

»Der Teufel will ein Geschlecht! Ich pack's nicht. Menschlich werden gar? Ich kann dir sagen, das ist kein Vergnügen. Immer wenn jemand sagt, er sei doch nur ein Mensch, hat er ganz große Scheiße gebaut, weißt du. ›Nur menschlich‹ sind wir immer dann, wenn wir vollständig versagt haben. ›Irren ist menschlich‹, weißt du, Teufelchen, *Satana* oder *Satanas*, das fand ich schon immer total komisch, als sei man umso menschlicher je mehr man irre. Sobald man aber mal was richtig macht, ist man ein Streber oder ein Angeber. Bist du dir sicher, dass deinesgleichen da nicht ihre Hand im Spiel haben?«

»Das habt ihr schon ganz allein fertiggebracht, verehrte Dame! Wir sind doch alle keine Engel, nicht wahr? Nein, noch nicht einmal geschenkt würdet ihr Engel sein wollen; ewig lächelnde Gestalten in himmlischen Chören, eine wie die andere, niemals ein Solo, und immer nur erhaben über den Dingen stehen! Nein, ihr Menschlein, ihr suhlt euch gern im Dreck, und hinterher beklagt ihr euch, dass ihr schmutzig geworden seid! Immer nur klagen, immer nur jammern, nie ist es genug und wenn es euch schon aus dem Hals oben naus läuft, wollt ihr immer noch mehr, mehr, mehr! Und dann glaubt ihr noch, es könnte geradezu komisch sein, an euren heiligen ›freien

Willen! Einen freien Willen, ich frage dich, kluge und gebildete Dame, warum hätte der Herr, der nicht genannt sein darf, warum hätte er seine Geschöpfe, bei all seinen Fehlern, so dumm konstruieren sollen? Noch nicht einmal wir sind frei, wie du sehen kannst, verehrte Damen, denn uns fehlt – nun beispielsweise die Kleinigkeit eines Geschlechts, und wir können es uns selbst nicht verschaffen, bei all unserer Macht, es steht uns eben nicht frei!«

»Der Teufel ist ein Philosoph, ich hab es immer geahnt. Nein echt, ich sag das nicht nur so! Philosophie, das war auch so eine heimliche Leidenschaft von mir, einem Gedanken einfach mal ein bisschen folgen und sehen, wohin er einen führen könnte, wenn man nicht immer die Abkürzung nehmen müsste; oder einen ganz neuen Gedanken denken, oder wenigstens einen ganz verbotenen, da gibt es inzwischen ja eine täglich wachsende Auswahl von vorgeburtlich abgetriebenen Gedanken, und in meiner Branche – du weißt, dass ich eine Journalistin bin, nein, war, nein, natürlich weißt du das, und wahrscheinlich steckt in den meisten Journalisten sogar noch mehr ein Teufelchen als in den Philosophen, schon dieses pseudo-Aufklärerische, was wir so haben, vor allem meinen männlichen Kollegen, glaub mir, da muss man schon von einigen oder mehreren Teufeln geritten sein, um immer noch zu meinen, am aufgeklärten, informierten, reine Fakten präsentierenden Qualitätsjournalismus – ich hatte am Schluss richtig ein Gefühl von Übelkeit – werde die Welt genesen! *Fake*, alles *Fake*, und das höchste aller Gefühle ist eine Art Qualitäts-*Fake* sozusagen, wir haben alles geprüft, und wir haben definitiv gesehen, dass wir nichts wissen können, da hat der alte Faust ja mal recht gehabt, nein, gerade Journalisten wissen meistens gar nicht, nein, sie wissen weniger als gar nichts, vielleicht sollten wir nach den negativen Zinsen mal das negative Wissen einführen, ein Wissen, das vermeint ein Wissen zu sein, es aber nicht ist und gerade in dieser Vorspiegelung ein echtes Wissen – sorry, ich schwätze, das kommt

davon, wenn einen einmal keiner unterbricht und man einem Gedanken folgen kann, egal wohin er denn führt. Der Teufel ist kein Schwätzer, oder? Der Teufel ist eigentlich, aber du magst mich korrigieren, geradezu das Gegenteil von *bullshit*, oder?«

»Ich bedanke mich, sehr zynische und doch so wortreich belehrende Dame, und nein, tatsächlich mussten wir auch den *bullshit*, wie ihr so deutlich und richtig sagt, nicht erfinden, das haben deine Gattungsgenossen schon ganz allein hinbekommen, und ich höre gelegentlich, selbst die Engel minderer Gehaltsstufe können es nicht mehr ertragen, euer elendes Wohlgefühlgeschwätz und das Immer-Nur-Konstruktive und das *doing-the-right-thing-Gelaber!* Neulich traf ich einen – aber nein, du siehst, du bringst sogar den Teufel ins Schwätzen! Zur Sache also, erbarmungswürdig verzweifelte Dame, zurück zur so vielfach unterschätzten und verleugneten Sache: Ich bin, tatsächlich, hier für einen *deal*. Ich biete dir – und ich sage das jetzt wirklich ganz ohne *bullshit* – eine neue Chance, ein neues Leben, ach was, so viele neue Leben, wie du willst, in denen du endlich alles haben kannst, als Mann, als Frau, als beides! Der Teufel ist der Handelsvertreter der unbegrenzten Möglichkeiten – ja, unser Geschäft lief lange Zeit blendend in gewissen Gegenden eures komischen kleinen Planeten! Du wirst so viel Kuchen haben, wie du willst, und du wirst ihn haben und essen und noch nicht einmal hässlich dick und rund werden davon, um dich deines komischen Bildes zu bedienen! Um ein Kleines, ich sagte es bereits, um ein ganz Kleines erfülle ich dir alle Wünsche! Und habt ihr genau dazu nicht dieses seltsame Medium erfunden, dieses Netz, das sich kein Teufel besser hätte ausdenken können? Gefangen hat es euch, immer mehr Wirklichkeit reißt es an sich, und bald werdet ihr seine willigen Sklaven sein! Vorher aber, einzige und erwählte Dame, wollen wir einen *deal* machen. Wie deinem Urahn, dem »ollen Faust«, wie du so respektlos von meinem alten Bekannten sagst, mache ich alles möglich für dich! Um einen kleinen Beding natürlich, aber er ist wirklich lächerlich klein, kaum erwähnenswert und eigentlich nur aus Anhänglichkeit an die guten alten faustischen

Zeiten, ja, sogar der Satan kann nostalgisch sein: Sobald du sagst, dass du jetzt wirklich alles hast – alles, ohne jede Einschränkung, kein quid pro quo, kein Kuchenverlust, keine Preisschild –, ist dein Geschlecht mein. Aber vorher reisen wir auf den Flügeln des weltweiten Netzes, wohin du willst, und deine Wünsche sind mir mehr als Befehl. Ist das ein Angebot? Denk nicht so viel nach, verehrte Philosophin, du kannst hinterher so viel nachdenken, wie du willst – aber jetzt winkt das volle Leben!

Ich höre dich schweigen. Na gut, denk nach, Dame meiner Wahl, wenn du es denn so willst; denk gründlich nach. Denk an alles, was du hattest und was man dir genommen hat; denk an alles, was man dir versprochen hatte und was daraus geworden ist; denk, ja, denk ganz tief an die Leere in dir, an die schreckliche Leere, die gefüllt werden will, und sie ist so endlos tief, dass nur der Teufel sie füllen kann, ganz und bis zum Rand. Denk an deine Philosophen, an ihre freiesten Gedanken, für die sie heute gekreuzigt, gesteinigt und gehasst würden; denk an deine Bücher, an ihre Schönheiten und ihre Schicksale. Denk, ja denk noch ein wenig weiter; denk an deine Kinder, die du in die Welt geschickt hast mit Versprechen, die weder du noch die Welt halten können; denk an –«

»Hör auf, Satanas, ich hab schon lange genug gedacht! Ich musste nur vorher noch etwas trinken, das war alles, *in vino veritas*, Trauben lügen nicht. Denken hingegen bringt uns nicht weiter, sagte ich das nicht schon? Muss man denn selbst dem Teufel alles erklären? *Getting things done*. Machen wir's. Immerhin hab ich mit deinem alten Kumpel Faust schon gesehen, wie man es echt nicht machen soll, und ich hab auch keine Lust junge Mädchen zu verführen, in welcher Gestalt auch immer, da bin ich mir ziemlich sicher. Und packen muss ich auch nicht, wenn ich dich recht verstanden habe, und vielleicht könntest du so lange die Katze füttern und die Blumen gießen, wenn das nicht unter deiner Würde wäre? Du nickst geduldig, so ist es recht. Und vielleicht beginnen wir erstmal mit was ganz Leichtem: Ich wäre gern – nun, unendlich reich.

Geld ist nicht alles, das plappern wir so dahin, ich weiß schon, aber tatsächlich kann man mit Geld ziemlich viel machen. Sogar glücklich, soll vorgekommen sein, jedenfalls für kurze Zeit, und länger hält man es ja auch nicht aus im Glück. Und du musst das Papiergeld ja auch nicht mehr extra erfinden, wie man immer mehr Geld aus immer weniger Wert macht, das haben wir selbst schon ziemlich gut herausbekommen. Geld, genau, als erstes will ich einen Haufen Geld. Dann sehen wir weiter«.

»Aber nichts leichter als das, weise Dame, nichts leichter als eben dieses! Geld, nun gut, das war wohl wirklich unsere Erfindung, wir sind auch, wenn ich das sagen darf, bis heute ziemlich stolz darauf, was wir da angerichtet haben mit so einer Winzigkeit, einem fake, wie man heute sagen würde, einem sich ständig vervielfältigenden kleinem Betrug, nämlich: etwas sei etwa anderes wert, etwas ließe sich in etwas anderen magisch umrechnen, es gebe ihn, den gerechten Tausch! Ha! Entschuldige, so außerordentlich kluge wählende Dame, es ist wirklich ein teuflisches Gelächter wert, dieser Gedanke! Mit Papiergeld haben wir die Welt besiegt, nicht mit dem Schwert! Eure so hoch gelobte Zivilisation, all euer ›moralischer Fortschritt‹ – mich schauert, verzeih –, der Sieg von ›Demokratie und Menschenrechten‹ – gekauft, alles gekauft! Wohlstand wollen die Menschen, nicht Freiheit! Bananen und Fernreisen, nicht Solidarität und Brüder- nein, natürlich Schwesterlichkeit, verehrte Schwester! Natürlich, wenn man sie gefragt, und das hast du ja bereits vorbildlich analysiert, kluge Dame, wollen sie immer beides, Demokratie und sichere Grenzen, Menschenwürde und freie Bananen für alle, den Kuchen – du weißt, was ich meine. Nein, Geld, das ist es. Das sollst du haben, mehr als du dir vorstellen kannst. Du kennst aber, ich muss doch ein wenig fragen, du kennst die Geschichte des König Midas?«

»Beleidige mich nicht, du elender Schmeichler. Humanistische Bildung, was denkst denn du? Manchmal, weißt du – entschuldige, lass mich noch ein wenig schwätzen, tue weiter so, als ob du zuhörst, es fühlt sich fast echt an

-, manchmal habe ich versucht, in meine Artikel so etwas hineinzumogeln. Nicht wegen der ›humanistischen Bildung‹, ach was, Bildungsbullshit hasse ich noch mehr als alles andere, und immer wenn man nachfragt, was das denn nun genau – genau, hörst du? Genau, nicht irgendwie gefühlt, nicht als ›Wert an sich selbst‹ – also, was das denn nun genau bedeute: Schweigen im Walde. Manchmal denke ich, die einzige Möglichkeit in dieser Welt des Permanent-Aufschreis noch Schweigen zu erzeugen ist, eine Frage zu stellen, die wirklich weh tut. Klappt aber auch nicht, ich weiß. Kommt doch wieder ein Aufschrei, ist halt ein Reflex geworden. Reflexe, davon lebt ihr auch, oder? Egal. Also, ich habe versucht, in manchen Artikeln so eine kleine mythologische Figur unterzuschieben, Sisyphos beispielsweise, aber das ist schon ziemlich *mainstream* und irgendwie auch von den Existentialisten vereinnahmt, die dafür, dass das Sein vor dem Wesen kommt, auch ganz schön viele Worte gemacht haben, aber – egal. Was wollte ich sagen? Genau, Mythologie. Mein Schatz ist natürlich, aber das wirst du wissen, Cassandra. Jede Frau von Verstand liebt Cassandra. Sie war die Einzige. Und was hat es ihr gebracht? Weder Kuchen haben noch essen, sozusagen. Von allem das Schlechteste. Alle Welt schreit auf, und keiner hört auf sie, die Einzige, die wenigstens etwas weiß.«

»Kassandra, meine beste humanistisch gebildete Kontrahentin, was haben wir versucht, sie abzuwerfen! So ein Potential, um mich eures komischen business-Sprechs zu bedienen. Solche Klarheit, solche Willensstärke, solche, ach, geradezu Verbohrtheit ins Unglück! Nein, es ist uns nicht gelungen. Venus natürlich, samt alle ihren Lust-Untergöttinnen, steht schon lange bei uns in Lohn und Brot. Sisyphos, ja, ein guter Bekannter, gelegentlich schieben wir zusammen eine Kugel. Aber Midas, verzweifelte Dame, Midas –«

(to be continued)

UNTERWEGS-GESCHICHTEN.
AUS DEM WAHREN LEBEN

LEIDENSGESCHICHTEN

Die beiden Männer im morgendlichen Pendlerzug nach Stuttgart hätte man auf den ersten Blick für Schwaben halten können. Sie wirken wohlgepflegt und bodenständig, der eine ist etwas jünger, der andere schon über das mittlere Alter heraus. Aber beim zweiten Blick sind ihre Gesten zu lebhaft; und natürlich sprechen sie, wenn man genau hinhört, kein vernuscheltes Schwäbisch, sondern ein guttural rollendes Arabisch. Aber nur zwischendurch, denn die meiste Zeit hören sie sich gegenseitig Floskeln in kaum akzentuiertem Deutsch ab: "Wie geht es Ihnen heute?" "Was fehlt Ihnen?" "Wie kann ich Ihnen helfen?" "Was hat Ihr Hausarzt gesagt?" Ich schaue derweil in mein Smartphone und las auf *Al Jazeera* die neuesten Katastrophennachrichten aus der arabischen Welt. Plötzlich wendet sich der jüngere von beiden sehr freundlich an mich, "Entschuldigung", sagt er, "ich habe eine Frage, vielleicht können Sie uns helfen?" Ich hoffe inständig, dass es nicht um eine medizinische Fachfrage handelt; aber nein, es geht um eine grammatische Frage, und woher soll er wissen, dass er sie sogar einer Fachfrau vorlegte, einer Germanistin nämlich, auch wenn sie es eher mit der deutschen Literatur als der Sprache zu tun hat, aber diese Feinheiten verstehen schließlich auch die wenigsten Deutschen. Die Frage ist, wie er nun sehr kompakt erläutert: Sage man richtig, man leide "unter" oder man leide "an" Kopfschmerzen? Bekanntlich führen gerade die einfachsten grammatischen Fragen dazu, dass sich im Gehirn ein großes Loch statt einer Antwort bildet, sobald man anfängt darüber nachzudenken. "Gute Frage", sage ich also, auf Zeit spielend, und gebe dann die wenig hilfreiche Antwort: "Ich glaube, es geht beides!" Beide gucken unglücklich und murmeln, Deutsch sei aber wirklich schwierig. Der Jüngere jedoch lässt nicht nach, sondern sucht und findet sehr schnell ein zweites Beispiel: Ob man auch "an" oder "unter" Diabetes leiden könnte? "Nee", sage ich, "eher nicht; man leidet eher an Diabetes". Und dann, nach einer bemerkenswert kurzen

Denkpause, sagen wir beide das Gleiche, wenn auch in etwas unterschiedlicher Formulierung: "Also leidet man an einer Krankheit, aber unter Schmerzen!" "Ja!", sage ich, und wir freuen uns beide spontan: Wir haben zusammen nachgedacht und sind zu einem übereinstimmenden Ergebnis gekommen, das nicht wenig Sprachgefühl und Verständnis demonstriert, und wann passiert das schon, selbst unter Sprach- und Bundesgenossen. Er sah auch nicht so aus, als ob er an einem Flüchtlingschicksal leide, auf den ersten Blick jedenfalls; aber wahrscheinlich leidet er, wenn keiner schaut, unter ihm.

DIE STIMME DER VERNUNFT

Der Regionalexpress war wieder einmal viel zu voll, und nur wenige Gespräche stachen aus dem grimmig schweigenden Pendler-Unmut hervor. In einer Vierer-Sitzgruppe am Fenster saß ein junger Mann, man war sich nicht ganz sicher, ob er noch Gymnasiast oder schon Student war. Er trug ein kariertes Hemd und Jeans, seine Haltung war etwas ungelent, und er zappelte ganz leicht mit einem Bein – kein Tick, nur eine Spur zu viel Anspannung und Ungeduld, und bevor er noch den Mund öffnete, hätte man wetten können, dass er ein wenig zu klug war, als für ihn gut sein konnte. Als er dann unvermittelt in eine Tirade über die Fehler beim Bau des Hauptstadtflughafens ausbrach, zu der sein Zuhörer schräg gegenüber nur dann und wann zustimmend nicken konnte, fielen oft Formulierungen wie: *Man hätte! Man sollte wirklich! Die einzig vernünftige Lösung wäre gewesen! Ja, das wäre wirklich das einzig Vernünftige gewesen*, echote sein Zuhörer etwas hilflos. In Cannstatt stiegen die beiden aus, und bevor sich die grimmige Stille wieder über das Großraumabteil senken konnte, platzte es aus einer lebenslustig aussehenden Rothaarigen mittleren Alters mit gelbem Reisekoffer heraus: *Das glaube sie einfach nicht! Das könne doch nicht wahr sein! Offenbar wisse der junge Mann ja alles besser. Na, da könne man dem späteren Arbeitgeber ja nur viel Spaß wünschen mit so einem! Könne man denn nicht einfach über*

ganz normale Themen reden, so im Zug, wenn alle zuhören, ob sie wollen oder nicht? Alle hörten zu, der Nachbar nickte verständnisvoll. Sie war ja nicht böse dabei, sondern eben eine lustige Person, die sicher gern über ganz normale Themen mit ihren gelegentlichen Mitreisenden sprach, wenn die Stimmung besser war als heute. Sie konnte nur offensichtlich diesen altklugen Typ nicht ab, der sich einfach so zur Stimme der Vernunft gemacht hatte und mit der ganzen Weisheit seiner achtzehneinhalb Jahre die Architekten, Bauherren und Politiker der Hauptstadt abkanzelte. Allerdings war das, was er gesagt hatte, bei näherem Nachdenken ganz vernünftig gewesen; sicherlich, ein wenig jugendlicher Größenwahn klang mit, aber er hatte die verfahrenere Situation selbst analysiert und sich ein Urteil gebildet, das nach gesundem *common sense* klang. Eigentlich war sogar ein origineller Gedanke dabei gewesen: Man solle doch, so hatte er vorgeschlagen, diejenigen, die es beim ersten Mal verbockt hätten, durchaus noch ein zweites Mal zum Zuge kommen lassen; die wüssten wenigstens schon, welche Fehler man wirklich vermeiden sollte! Das war viel Weisheit für achtzehneinhalb Jahre – aber dann doch nicht genug, um zu wissen, dass man die Stimme der Vernunft nicht ungestraft in einem überfüllten Regionalexpress erheben soll, ohne gefragt worden zu sein.

DIE FAHRT NACH HIMMELSLEITER

Es war am nicht mehr ganz frühen Morgen, die Pendlerwelle war schon durch, und der Fahrkartenautomat verlangte wieder einmal, man solle passend bezahlen. Während ich noch das Kleingeld für das Ticket nach Stuttgart zusammensuche, kriecht mir von links hinten ein dezentere Alkoholgeruch über die Schulter. Er gehört zu einem nicht unsympathisch wirkenden älteren Mann mit einem lustigen Vollbart, er sieht etwas obdachlos aus, und er fragt mich freundlich, wie der Automat funktioniere. Wo er denn hinwolle, frage ich zurück, und er antwortet: Nach Himmelsleiter. Es ist nur ein ganz schwacher

Alkoholgeruch, also gebe ich folgsam auf der Tastatur ein: H - I - M -, und schon erscheint "Himmelsleiter". Wo ist das denn?, frage ich belustigt und werde belehrt, es sei bei Zuffenhausen. Und er habe nur 2,80 Euro, aber das würde doch sicherlich reichen? Sicherlich nicht, sage ich, drücke auf die Taste und als Fahrpreis erscheinen 5,80 Euro. Oh, sagt er betreten. Wie weit käme er denn wohl mit 2,80 Euro? Bis Esslingen vielleicht, schätze ich; auch ganz schön, aber natürlich nicht Himmelsleiter. Da könne er ja von hier aus hinlaufen, sagt er empört. Ich kratze weiter mein Kleingeld zusammen, wundersamer Weise sind es gerade drei Euro, die ich ihm in die Hand drücke und sage: Für eine Fahrkarte. Nach Himmelsleiter. Gute Fahrt! Er schaut gerührt, faltet sanft die Hände vor der Brust, verbeugt sich leicht und sagt ganz leise: Danke, Schwester! Ich habe nicht zurückgeschaut, ob er die Fahrkarte gekauft hat, der verspätete Regionalexpress fuhr auch gerade ein. Aber jeder sollte sich eine Fahrkarte nach Himmelsleiter kaufen können. Nach Esslingen kann man immer noch zu Fuß gehen.

ZIVILISATION IST NICHT IMMER NETT

Der ICE war ziemlich voll, obwohl es Mittwoch war. Schulklassen nach Berlin, wagenweise durchnummeriert. In einem Abteil waren noch zwei freie Plätze; vier Frauen saßen dort, mittleren Alters, gut gepflegt, zurückhaltend gekleidet, zwei waren Ärztinnen auf einem Weg zu einer großen Fachtagung in Berlin, eine Lehrerin, noch eine Wissenschaftlerin. Sie lasen, unterhielten sich leise und schoben rücksichtsvoll ihre Sachen zusammen und ihre Beine unter die Sessel, als die ältere Frau, leicht schnaufend unter ihrer Korpulenz, mit ihrer abgeschabten Reisetasche sich hineindrängte: Sie habe den Platz reserviert, den freien dort am Fenster, es klang berlinerisch gefärbt. Sie stand ein wenig zu lange im Weg, während eine der anderen Frauen einen Platz für die alte Reisetasche auf der Gepäckablage freimachte und sie hinauf bugsierte. Als sie dann endlich auf ihrem reservierten Platz saß,

sagte sie in die Runde: "Sie wissen ja nicht, was ich erlebt habe, auf der Herfahrt, fragen sie bloß nicht!" Die vier jüngeren Frauen guckten flüchtig hoch, um sich dann umso tiefer in ihre Bücher und Unterlagen zu verkriechen, in der sehr richtigen Befürchtung, auch ohne Frage würden sie wohl eine Antwort bekommen. Tatsächlich, nach einer etwas zu langen Pause, kam die Geschichte: Sie sei ja nicht der Typ, der sich aufregte und beschwerte, nee, sie ganz gewiss nicht! (in immer energischerem Berlinerisch). Aber da sei doch eine Mutter gewesen, mit drei Kindern, die habe das ganze Abteil für sich haben wollen! Und dabei habe sie selbst doch schon Monate, Mo-na-te! vorher reserviert gehabt. Niemand sah hoch. Natürlich hörten alle zu, was sollte man denn tun? Aber sie habe einen Schaffner geholt, der habe die Frau mit den Kindern dann weggeschickt, noch nicht einmal einen richtigen Fahrschein habe die gehabt! Nach einer weiteren viel zu langen Pause murmelte die Lehrerin, die es als erste nicht mehr aushielt: Ja, so etwas kommt vor. Die anderen hielten sich an ihren Büchern und Tagungsprogrammen fest, sehr zivilisiert, und schwiegen hochdeutsch. Sie waren kluge Frauen und wussten, dass jede Antwort mit Sicherheit einen weiteren berlinerischen Redeschwall ausgelöst hätte, und für einige von ihnen war die Fahrt noch lang. Natürlich hatte die Frau Recht, was sollte man schon sagen; und natürlich sind Bahnfahrten mit drei Kindern, ob mit oder ohne Fahrkarte, für keinen ein Vergnügen. Aber auch nicht mit korpulenten Berlinerinnen, die sich ja nicht beschweren wollen. Das Schweigen wurde schwer und lastete auf dem Abteil bis zur nächsten Station, als die ersten erleichtert ausstiegen. Zivilisation ist nicht immer nett.

PAUSENLOS

Erst dachte ich mir nichts dabei. Vor mir in der etwas länglichen Schlange bei *Coffee Friends* im Karlsruher Hauptbahnhof stand ein Mann, ziemlich robuster Typ, groß und breitschultrig, nicht direkt die geschneigte Business-Variante, eher ehemaliger Boxer und nun

Promoter, und er sprach in sein Handy (also, nicht in sein Handy, sondern ins Nichts vor seinem Mund, was ich immer noch, nach all den Jahren, verwirrend finde, dass man einfach vor sich hinblabbernd über die Straße läuft, vorzugsweise aber durch Bahnhöfe, und Selbstgespräche führt). Nach einer Minute fiel mir auf, dass er relativ laut und sehr schnell sprach, auch ohne jedes Zögern oder „Äh“ und „Mmh“; es war, als würde er einen inneren Monolog ablesen, der vorformuliert in seiner Kehle lag und sich nun in einer nicht enden wollenden Schlange aus seinem Mund hinaus abwickelte. Nach zwei Minuten fiel mir auf, dass der Monolog keinerlei Pausen hatte; er sprach und sprach, immer im gleichen, äußerst selbstgewissen, geradezu geglätteten Tonfall, der überhaupt keinen Raum ließ für eine Pause oder einen winzigen Einspruch; die Worte plätscherten ganz dicht hinaus, eines am anderen, und manchmal ließ eines aufhorchen, KI kam vor – bitte? dieser Typ sprach über künstliche Intelligenz, ein Thema, an dem sich schon ganz Andere verhöhnen hatten? –, dann seltsame Zahlen, die jemand investieren sollten, es waren, ich schwankte ein wenig angesichts der Größenordnung gegen das Kuchenbüfett, in dem sehr still und verlockend kleine wohlgeformte Törtchen saßen und warteten, neben wohlgerundeten Cookies und fettig-gekrümmten Croissants, aber alle ganz still und in sich gekehrt – also es waren Milliarden. Keine Ahnung, um was es ging. Die Kaffeeschlange bewegte sich nur langsam, und der Wortausbruch nahm kein Ende. Ich hatte genug Zeit zum Nachdenken. Erst dachte ich, bösertige Krypto-Feministin, die ich bin: Das machen echt nur Männer. Empathiegeschädigt, konstitutionell; die einfache Überlegung, dass die ganze Welt im Pseudo-Geplapper versinken würde, wenn jeder seine Umgebung derart ungefiltert und lautstark verpestete, geht einfach völlig über ihren Horizont, der genau so weit reicht wie ein gewisser Körperteil – aber an dieser Stelle rief ich mich, mildherzige Überzeugungs-Aufklärerin, die ich auch bin, zur Ordnung: Bleiben wir mal sachlich.

Entweder also, dachte ich, sagt er etwas Wichtiges, immerhin benutzt er große Wörter und Zahlen, und sie fallen gar nicht auf im Strom; aber dann, so dachte ich, wie sollte denn der arme Gesprächspartner damit umgehen, wenn lauter wichtige Dinge so ungebremst und ungefiltert auf ihn einströmten, kein einziges „Äh“ oder „Mmh“, nicht einmal ein: „Verstehst du?“ Oder gar: „Meinst du nicht auch?“ Nein, es war gar nicht vorstellbar, dass am anderen Ende der viel zu geduldigen Leitung ein armer Mensch saß (eine Frau gar?) und diese Informationsmasse verarbeiten konnte. Oder, dachte ich weiter, er plappert einfach nur Blödsinn, nicht gedacht, ungefiltert, einen endlosen Platitüdenstrom, der sich nur um sich selbst dreht und gelegentlich kleine *eddies* bildet, vielleicht aber auch am Ende einen riesigen Mahlstrom, in dem der Redende selbst samt all dem abgesonderten *bullshit* – aber jetzt war er immerhin an der Reihe zu bestellen, und ich war schon ganz gespannt. Er holte er einen Moment Luft – und ich dachte, jetzt bestellt er bestimmt irgendetwas ganz Tolles, nicht einen kleinen Cappuccino wie all wir Normal-Kaffeetrinker hier, vielleicht mit einem Croissant dazu, wenn es hoch kam, und natürlich hatte ich recht, klischeehörig und vorurteilsbeladen wie ich bin: Es wurde ein Karamell-Latte mit irgendwas, ein kleines Kunstwerk, das die arme Barista beinahe zwei Minuten kostete. Während er sich nun wieder ungebremst in seinen Redestrom stürzte, malte sie beinahe langsam Schoko-Kringel auf das süße Kunstwerk, das war schön anzusehen, geradezu besinnlich. Dann wanderte der Redestrom auf seinen zwei robusten Beinen samt Karamell-Latte zu seinen Koffern am anderen Ende des *Coffee-Shops*, und nun hörte man es ein wenig aus der Ferne weiter strömen, aber in völlig ungebremstem Tempo und mit der gleichen Intonationsintensität. Als er endlich sein Zeug zusammenpackte und ging (das Tablett aber natürlich auf dem Tisch stehen ließ), immer noch sprechend, hatte ich eine Vision: Uprötzlich würde ein gerechter und strafender Gott (es täte auch einer der

unteren in der Götterhierarchie, eigentlich wäre mir das sogar lieber gewesen) einen Blitzschlag auf ihn abfeuern; und er würde, endlich, verstummen und dann, ganz langsam, zerbröseln. Aus seinem plötzlich stillstehenden Mund würde nur noch Staub herauskommen, und dann würde der Staub sein Gesicht überziehen und von da aus dann nach unten wandern, und am Ende würde ein einsames Häuflein Asche auf dem recht sauberen Bahnhofsboden in Karlsruhe liegen, ein dunkelhäutiger Arbeiter würde in seiner orangen Leuchtweste auftauchen und die Asche sehr langsam auffegen, und er würde ein Liedchen dabei pfeifen, vielleicht: „Wenn ich einmal reich wär“? Aber die Welt ist nicht gerecht, und wenn sie es jemals war, hat irgendjemand so lange dahergeplappert, bis es alle vergessen hatten und eigentlich nur noch einen kleinen Cappuccino wollten und himmlische Ruhe (bis auf ein gelegentlich knisterndes Croissant).

WIR SEHEN UNS BEIM FUSSBALL!

Ganz anders und doch ein wenig ähnlich war es heute Morgen im ICE. Im Speisewagen rotierte ein sehr zuvorkommender Kellner, der sich immer mit „bis gleich“ verabschiedete und tatsächlich auch gleich wieder mit dem bestellten Cappuccino dastand und dann gleich wieder mit dem dazu geordneten Croissant, er hatte es sogar in Rekordzeit warm gemacht. Am Nebentisch saßen schräg einander gegenüber zwei junge Männer, Anfang 30, smarte Typen, jeder so schlank wie das Notebook auf dem Tisch vor ihm, und sie gerieten irgendwie in ein Gespräch. Es begann ganz unverbindlich damit, dass der eine fragte, wohin der andere dann fahre, und man fand heraus, dass beide in Frankfurt wohnten, aber hier und dort und in Zürich und in Freiburg arbeiteten. Denn eigentlich waren sie beide völlig weltläufig und kamen sehr schnell auf das Thema, wie man am besten sein Geld für sich arbeiten ließe – am Aktienmarkt sowieso, aber nicht in altertümlichen Fonds, sondern in den neuesten Finanzprodukten, die Namen habe ich vergessen, ich war noch

ein wenig verblüfft, wie schnell man von einer Standardfrage über das Reiseziel zu Feinheiten der modernen Finanzwelten und ihren ausgetüftelteren Spekulationsobjekten kommen konnte; oh ja, über Geld spricht man offensichtlich in bestimmten Kreisen! Das Gespräch profitierte im Folgenden sehr davon, dass man sich überhaupt in den meisten Dingen einig war, sogar was Frauen anging oder Autos. Man duzte sich inzwischen, der Schwarzwald zog draußen vorbei, reine Spätherbst-Idylle, gelegentlich pickten Störche auf den Feldern. Der eine kam sogar aus dem Schwarzwald, aber natürlich konnte man dorthin nicht zurück, wenn man einmal in Frankfurt lebte und die Welt kannte. Und man geriet, der Cappuccino war kaum angetrunken und der Finanzmarkt durchbewertet, schon auf noch tiefere Lebensfragen: wie man sich sein Leben so einrichte, dass man flexibel bleibe, schließlich könne man ja heute nicht sagen, worauf man in fünf Jahren so Lust habe – was ja alles völlig richtig war, nur etwas atemberaubend beim Zuhören. Der Kellner schwebte vorbei, nahm den krümeligen Croissant-Teller mit, erkundigte sich besorgt, ob man noch etwas brauchte, und sagte nett „bis gleich“. Gleich war aber schon fast in Freiburg, und während ich noch verstohlen überlegte, wie dieses Traumpaar es nun anstellen würden in Kontakt zu bleiben, hörte ich den einen sagen, während er seinen schlanken Koffer hervorholte: Wir bleiben dann in Kontakt über *Whatsapp*, und, Fußballgucken, gell? Offensichtlich hatte man noch ein gemeinsames Interesse entdeckt, und zum gemeinsamen Fußballgucken ist niemand zu *hip*, noch nicht mal junge Börsianer-cum-akademischer-Seitenlaufbahn. Ich hätte gern nett „bis gleich“ zu dem Kellner gesagt, aber er war schon wieder unterwegs, abräumen. Wahrscheinlich hatte er auch kein Aktien-Portfolio und lebte nicht in Frankfurt-City in einem Loft, sondern – anderswo, es gibt ja viele Orte, an denen man nicht leben möchte, aber aus irgendeinem Grund muss, und ich möchte jetzt nicht Wanne-Ei-ckel sagen. Aber bestimmt schaut er auch Fußball.

NATÜRLICH IST HEUTE GAR NICHTS MEHR

Der alte Mann steigt am Nachmittag in Gotha ein. Sein schütteres graues Haar ist zu lang und er wirkt unsicher beim Gehen durch den Speisewagen. Als er sich an einen Fensterplatz setzt, scheint es, als habe er sich verirrt oder könne nicht mehr weiter. Die kleine Kellnerin, die heute allein den ICE bewirtschaften muss, kommt erst spät. Ob es die Sauerkrautsuppe noch gebe, will er wissen; sie sagt in ihrem freundlichen ostdeutschen Tonfall: ja, natürlich. Natürlich, so antwortet er darauf, spontan, aber ohne jede Eile, sei heute gar nichts mehr. Draußen zieht das Thüringer Becken vorbei, im Spätherbst noch ein wenig trister als sonst. Einzelne Windräder überragen die Dörfer, höher als die alten Dorfkirchen. Einen Tisch weiter diktiert ein anderer, nicht ganz so alter Herr seiner Sekretärin übers Handy ein Anschreiben: "der guten Ordnung halber teilen wir mit, dass die Türen, wie vereinbart, am nächsten Freitag ausgetauscht werden, mit freundlichen Grüßen undsoweiter, Sie wissen schon". Der Zug ist zehn Minuten zu spät, wie immer. Die Sonne geht unter. Natürlich ist heute gar nichts mehr.

DAS GULASCH IST WIRKLICH VORZÜGLICH DIESMAL

Im Speisesaal am Nebentisch saß dann dieser Junge, vielleicht war er zwölf oder dreizehn Jahre alt, und er unterhielt sich mit einer Frau mittleren Alters, zu der er offensichtlich nicht gehörte. Nein, er unterhielt sich nicht, er betrieb vielmehr Konversation, das konnte man deutlich sehen, und er machte das geradezu souverän. Er erzählte, dass er zu seinem Vater fahre, nach Wien, und er erwarte sich viel von diesem Besuch; er stelle es sich schön vor dort in Wien. Dann tauchte seine Mutter auf, sie hatte wohl telefoniert, und sie bekamen ein Essen serviert. Der Junge lobt es, sehr wohlwollend: Besonders das Fleisch

sei außerordentlich wohlgeraten, besonders das Fleisch; es sei auf jeden Fall viel besser als früher, da habe man ja überhaupt nicht im Speisewagen essen können (man fragte sich unwillkürlich, wann genau "früher" gewesen sein sollte, direkt nach der Einschulung?), ja er würde geradezu sagen, es sei vorzüglich. Er sagte das alles gar nicht altklug oder prahlerisch, das war das Besondere daran; zwar sprach er offensichtlich gern und war die Konversation mit Erwachsenen gewöhnt, aber es hatte etwas Verzweifeltes, was man anfangs eher spürte als verstand. Ich weiß auch nicht mehr genau, wie es geschah, aber man kann darauf zu sprechen am Nachbartisch, dass vor einiger Zeit ein Freund von ihm – nein, ein Bekannter, korrigierte er sich nach einer kurzen Pause – gestorben sei. Die andere Dame schwieg einen Moment pietätvoll, wagte dann aber doch zu fragen, was denn passiert sei? (und man hörte mit: er muss doch jung gewesen sein, ein Kind wie du, wie konnte das passieren?) Er kaute einen Moment länger an seinem Gulaschstück herum, und dann sagte er, sehr sachlich: Man denkt wohl, dass es ein Suizid war. Alle, die zufällig zuhörten, also ich auf jeden Fall, verschluckten sich an ihrem Kaffee. Die Mutter kam zur Hilfe, nachdem das Thema nun einmal auf dem Tisch war, gleich neben dem vorzüglichen Gulasch, und berichtete von der Krebserkrankung des Freundes, nein: Bekannten, und seinem längeren Leiden und der Hoffnung auf Besserung und der kurzen Erholung und der Vergeblichkeit. Der Junge kaute weiter an seinem Gulasch und machte kleine sachliche Bemerkungen, dann kam man zum Glück wieder auf Wien zurück und auf die Frage, was man dort machen wollte. Er lobte das Gulasch, als der Kellner den Teller abräumte und beklagte, es seien vielleicht zu wenig Nudeln gewesen. Und aus irgendeinem Grund nahm ihn niemand in den Arm, und man dachte, welch hoher Preis für so viel Sachlichkeit und Vernunft, und hoffentlich findest du in Wien alles, was du dir versprichst. Aber es besteht eine gewisse Gefahr, dass du weiterhin mit Erwachsenen Konversation

machen musst, aus schierer Verzweiflung, weil sonst überhaupt niemandinhört oder gar versteht, und es ist wenigstens ein kleiner Trost, dass du das so gut kannst.

MANCHE LEUTE MÖGEN HALT KEINE KINDER

Der kleine Junge im Regionalexpress will nicht stillsitzen. Er turnt auf seinem Sitz herum, guckt über die Rückenlehne und schmettert den dort Sitzenden ein lautes "Hallo" ins Gesicht. Keine Reaktion. Die Mutter sagt, nicht gerade leise: "Manche Leute mögen halt keine Kinder". Zwei Minuten später – der Junge will immer noch nicht stillsitzen und turnt auf ihr herum – schnauzt sie ihn an: "Sei endlich still und lass mich in Ruhe!" Er wird still und holt seinen Gameboy heraus. Manche Leute mögen halt keine Kinder. Vor allem die eigenen.

LEZTENS SAH ICH EINEN FISCHREIHER

Das Kind, es war ein Junge von ungefähr sieben oder acht Jahren, sagte "Wie bitte?" Kurz zuvor hatte es schon einen Satz gesagt, der mich aufhorchen ließ, nämlich: "Letztens habe ich einen Fischreiher gesehen!" Seine Mutter ermahnte ihn, nicht so laut zu sprechen, es war aber gar nicht besonders laut gewesen, sondern eben der etwas aufgeregte Tonfall eines sieben- oder achtjährigen Jungen, der immerhin weiß, was ein Fischreiher ist und wie er aussieht und dass es ihn tatsächlich gibt. Sonst sagte die Mutter nichts zu dem Fischreiher. Sie sagte auch nichts, als der Junge später, weil er durchaus interessiert zum Zugfenster hinausschaute, sechs Störche sah, einen ganzen Schwarm, oder waren es sogar sieben gewesen? Nicht so laut, mahnte sie wieder. Dass die Mutter reden konnte, und durchaus schnell und viel und nicht besonders leise, zeigte sich, als sie wenig später telefonierte, die Geschichte war im etwas aufgeregten Tonfall einer zu jungen Mutter vorgetragen, die irgendwie nicht Recht bekommen hatte, und sie war ziemlich lang. Danach verfiel sie wieder in tiefes Schweigen und schaute auf ihr Handy,

sie schaute sozusagen laut auf ihr Handy, wenn man das sagen kann. Draußen hätten Löwen vorbeiziehen können oder Giraffen, und ihr offensichtlich neugieriger und, wer weiß von wem, wohlzogener Sohn wäre vor Begeisterung übergelaufen, aber sie hätte ihn wahrscheinlich nur ermahnt, nicht so laut zu sein.

Und ich weiß, dass ich diese Geschichte schon mehrmals erzählt habe, aber sie passiert immer weiter, und es ist ein Wunder, dass Kinder überhaupt noch sprechen lernen, da ihre Eltern offenbar niemals mit ihnen sprechen. Sie haben ja schon alles, was sie zu sagen haben, ihrem Handy gesagt.

PERSONALISIERTES VERBITTERUNGSSYNDROM

Es war der Abend des zweiten WM-Auftritts der deutschen Nationalmannschaft, aber irgendwie lag gar nicht so viel Dramatik in der Luft, wie man es hätte erwarten können angesichts des drohenden Ausscheidens des Sommermärchen-Weltmeisters in der Vorrunde. Im Gegenteil, die aufgekratzten *Hen Parties* in Tüll-Tütüs mischten sich fröhlich mit den Trägern diverser Nationaltrikots, den tütenbeladenen Samstagsshoppern und all dem bunten Volk, das eine S-Bahn-Fahrt im Großraum Stuttgart immer wieder zu einem multikulturellen Erlebnis macht. Das ältere Ehepaar stach etwas heraus; sie sahen so aus, als wären sie gerade von einem hochkulturellen Ereignis auf der Rückfahrt, nicht einer schnöden Shopping-Tour durch Milaneo und Co., und sie bildeten einen kleinen Ruhepunkt im aufgekratzten Fahrrad-Abteil. Auffällig war nun, dass auf einmal, es waren einige Sitze in der Umgebung frei geworden, die ältere Dame um einen Klappsitz aufrückte, so dass nun ein freier Sitz zwischen ihr und dem Mann war. Natürlich verstand man das gut, es ging ein wenig eng zu auf den Klappsitzen, und man konnte die Beine besser ausstrecken, wenn man rechts und links einen freien Platz hatte. Doch offensichtlich trieb der Spalt eine Art Spalt in die Paarkommuni-

kation, oder machte einen sichtbar, der schon länger dagewesen war. Denn der ältere Herr, wirklich sehr distinguiert und gut gekleidet, machte eine etwas resignierte Bemerkung darüber, dass er ja eigentlich zwei wichtige Geschichten zu erzählen haben, aber vielleicht sei es ja doch nicht der rechte Zeitpunkt – und quer durch das Abteil kommunizierte sich zu mir herüber, klar und deutlich: Frag doch endlich, jetzt frag doch endlich! Nun gut, mit einiger Verspätung schien diese unausgesprochene Aufforderung auch die ältere Dame zu erreichen, von der man schon irgendwie geahnt hatte, dass es nicht die Ehefrau war, irgendwas in der Körpersprache war nicht die eines alten Ehepaares, jedes Pferd konnte das merken – sie nahm sich also zusammen, rückte wieder zurück und sagte, ja, wenn er vielleicht etwas stärker zur Seite rücken könnte, und sie ihre Beine – ja, so sei es schon viel besser, und er solle doch bitte erzählen! Und der ältere Herr begann seine Geschichte. Es war eine gute Geschichte, und er erzählte sie gut, und ich ertappte mich dabei, dass ich dachte, erzähl doch ein bisschen schneller, ich will den Schluss noch mitkriegen, bevor ich aussteige. Die Geschichte hatte aber einige Umwege, und das erst machte sie zu einer guten Geschichte, denn man sah das Ende gar nicht von weitem schon kommen, sondern sie schlug einige unerwartete Haken. Es begann also damit, dass er, aus welchen Gründen auch immer, ich konnte auch nicht alles verstehen über das S-Bahn-Vorspiel-Handy-Gebrabbel hinweg, bei einer Gerichtsverhandlung gewesen war. Verhandelt wurde irgendein tragisches Schicksal, jemand hatte ungerechtfertigterweise einige Jahre im Gefängnis verbringen müssen für etwas, was er nicht getan hatte, aufgrund einer Aussage von einer Frau, die sich als nicht ganz richtig herausgestellt hatte, wie auch immer: Darum ging es gar nicht. Die ältere Frau neben ihm schaute ihn nicht an, während er erzählte, sie schaute hierhin und dorthin, wie jemand halt schaut, wenn man eine Geschichte wirklich nicht interessant findet und hofft, es möge bald vorbeigehen. Ihr Nicht-Ehemann war jetzt

gerade bei dem Teil, wo der beauftragte psychiatrische Gutachter auftrat, der nun dem zu Unrecht Verurteilten ein – und das erst ließ mich endgültig aufhorchen, vorher hatte ich auch nur etwas konfus gelauscht – „personalisiertes Verbitterungssyndrom“ bescheinigte. Verstehst du, sagte der Mann, das ist eine – Art Krankheit, das hat der Psychiater gesagt, eine ganz natürliche Reaktion eigentlich, man fixiert all das Unrecht, das man erlebt hat, auf diese eine Person, die ganz allein und für immer und in alle Ewigkeit daran Schuld ist! Ich fand das spannend, neue Wörter finde ich sowieso spannend, und wenn sie noch so lang und kompliziert sind, umso mehr! Personalisiertes Verbitterungssyndrom, ich ließ es mir im Geiste auf der Zunge zergehen; seine Nicht-Ehefrau aber blickte auf den träge dahinfließenden Neckar, die satt grünenden Esslinger Weinberge vor dem Hengstenberg-Neubau, die Türme des Altbacher Kraftwerks im klaren Abendhimmel; gelegentlich nickte sie etwas mit dem Kopfe, wie ein gutes Pferd. Nun habe er aber, und hier nahm die Geschichte in geradezu eleganter Parallele zur Altbacher Kurve die unerwartete Wende, beschlossen, sich sein Leben nicht von einem personalisierten Verbitterungssyndrom vermiesen zu lassen. Und er sagte, das erst machte die Geschichte gut, das völlig ohne empörtes Ausrufungszeichen, er sagte es ganz sachlich, als würde er gutachterlich vor einem Gericht sprechen; das Gericht schaute aber hierhin und dorthin und auf die Plochinger Vororte in ihrer ganzen bürgerlichen Langweiligkeit. Er sei deshalb weiterhin nicht einverstanden mit dem, was ihm passiert sei (und ich liebte ihn in diesem Moment geradezu dafür, dass er nicht sagte, welch schreckliches Unrecht ihm, ihm ganz allein widerfahren war; denn wer kann dieser Versuchung schon widerstehen, die Geschichte seines Unrechts immer und immer wieder zu erzählen, das Unrecht ist schon lange begraben und vermoert, aber wird erzählerisch einbalsamiert wie eine ägyptische Mumie, für alle Ewigkeit). Aber er habe beschlossen, kein personalisiertes Verbitterungssyndrom zu

entwickeln; er wolle nämlich frei sein für sein Leben, sein eigenes Leben, mit – und nun schaute er zu seiner Nicht-Ehefrau hinüber, die jedoch immer noch geistig abwesend schien, mit ihr, natürlich, worauf er immerhin ein schwaches Kopfnicken erntete, – aber in diesem Moment fuhr die S-Bahn endgültig in Plochingen ein, und ich konnte nur noch darüber spekulieren, ob er sich nicht sein ganz persönliches personifiziertes Verbitterungssyndrom schon eingehandelt hatte, es saß nämlich neben ihm in der S-Bahn und hörte nicht zu, wie er ihm sein Leben und seine Liebe erklärte, auf eine rührend sachliche, ziemlich kluge und gar nicht verbitterte Art und Weise.

MÜNCHEN, MONACO UND WIESBADEN

Der Himmel über München war so blau-weiß wie sonst nur auf CSU-Wahlplakaten. Auf dem Viktualienmarkt aber dominierten an diesem Samstag in der Vorosterzeit zwei Farben in den Biergärten: schwarz-gelb und rot-weiß. Es stand ein sog. „Spitzenspiel“ an, der lokale Endlos-Meister gegen die aufstrebenden Borussen (es endete tragisch, für die Borussen nämlich, sie verloren 0:5, und wer das jetzt für einen Spoiler hält, muss den Rest sowieso nicht lesen). Wir hatten etwas mühsam noch einen Sitzplatz bei der *Suppenküche* gefunden; als wir mühsam unsere Karotten-Kokos-Suppe samt Holunderschorle dorthin balanciert hatten, grüßten wir freundlich (was in München gar nicht so selbstverständlich ist, wie man meinen sollte) die beiden schon am Tisch sitzenden Gäste. Beide trugen schwarz-gelb, der Sohn einen Schal und einen Kopfputz, der Vater ein Trikot. Während wir versuchten, hinter die Geheimnisse des neu eingeführten Suppe-Punkte-Systems samt Stempelkarte zu kommen, machte ich einen matten Scherz darüber, dass das ja beinahe schwieriger sei als das Punktesystem in der Bundesliga, haha, es war mir selbst hinterher peinlich. Der Papa aber stieg großzügig ein, mit gar nicht arg borussischem Akzent sagte er, so schwer sei das doch nun auch nicht, was ich denn für Probleme hätte, und es entwickelte sich

tatsächlich eine Art Gespräch. Es stellte sich dabei unter anderem heraus, dass die Fußballtouristen gar nicht aus Dortmund angereist waren, sondern aus Wiesbaden, wo sie schon des längeren lebten; eine schöne Stadt, legte uns der Ex-Borusse ans Herz, genauso wie Mainz, besonders zu den Weinfesten – was schon fast wagemutig zu nennen war angesichts der Bierseidel-Dichte und Hopfen-Geruchskonzentration des weiteren Umfelds. Und ob wir überhaupt wüssten, dass Monaco Wiesbaden seinen Reichtum verdanke? Nein, wüssten wir nicht, sagten wir einigermäßen perplex und löffelten inzwischen durchaus interessiert weiter Karotten-Kokos-Suppe. Es sei nämlich so, holte unser Gesprächspartner aus – er trug übrigens eine Sonnenbrille und einen Stoppelhaarschnitt zum Trikot –, dass im 19. Jahrhundert das Glücksspiel in Wiesbaden, wo es eine florierende Spielbank gab, staatlich verboten worden sei. Da sei der damalige Eigentümer eben nach Monaco gezogen und habe dort ein Casino gegründet, und so habe der heutige Zwergstation wesentliche Teile seines Weltrufs und seines heutigen Reichtums – einem ehemaligen Wiesbadener zu verdanken! Wir waren ein wenig sprachlos, ich arbeitete kurz an einem weiteren matten Scherz daran, ob man nicht auch noch den deutschen Spitzenfußball nach Monaco exportieren könnte, nur falls weitere Manager von Bayern München noch mehr Probleme mit dem Recht bekämen – aber ich ließ es dann sein und zeigte mich dankbar belehrt. Derweil stand unser sonnenbebrillter Gesprächspartner auf und kündigte an, sich nebenan noch einen Kaffee holen zu wollen, Sohni blieb brav bei uns sitzen. Ich fragte, wann denn das Spiel so losginge und was man noch vorhabe; er sagte, stocktrocken und weitgehend hochdeutsch, naja, erst einmal offensichtlich Kaffeetrinken, und dann werde man ein wenig randalieren, und um 18.30 sei dann schon Anpfiff. Äh, fein, sagten wir und kratzten schmunzelnd die letzten Reste unserer Suppe auf, dann kam Papa zurück, die Schlange war ihm zu lang gewesen. Die beiden ließen sich ersatzeshalber eine Eisdiele ans Herz legen,

verabschiedeten sich unmünchnerisch freundlich, und der stoppelhaarige Ex-Borusse sagte, nun seinerseits schmunzelnd: Und so hätten wir wohl gesehen, dass man sogar von Fußballfans etwas lernen könne! Wir werden demnächst nach Wiesbaden fahren, es scheint eine interessante Stadt zu sein, vor allem bei Weinfesten.

DAS GROSSARTIGSTE FOTO DER WELT

Abends saß ich beim Inder, wie so oft. Das Restaurant heißt „Mahatma Gandhi“, es ist meist angenehm ruhig, und es hängen viele Gandhi-Fotos an den Wänden, neben den unvermeidlichen, aber im Großen und Ganzen ja auch recht friedlichen Ganeshas (es gibt aber nicht nur vegetarisches Essen, so weit geht die Identifikation dann doch nicht). Etwas nach mir kam ein Mann, Typ Geschäftsreisender, er sprach nur Englisch und begann gleich eine Unterhaltung mit dem Kellner: wie sehr er Indien liebe und bewundere, und das indische Essen vor allem, und er habe einmal einen Zimmergenossen im College gehabt, der sei aus Südindien gewesen, wie hieße die Provinz noch mal? Egal, er selbst sei leider noch nie in Indien gewesen, aber er wolle unbedingt dorthin, und es klang tatsächlich echte Sehnsucht aus seiner Stimme. Das Hähnchen Vindaloo, das ihm bald serviert wurde, lobte er überschwänglich und im Ton des echten Kenners. Am meisten aber begeisterte ihn das Gandhi-Foto, das neben seinem Tisch hing: Es sei *really wonderful, really great, one of the greatest photos ever!* Er wiederholte das mehrfach, weil der Kellner eher schwach reagierte; vielleicht war er ja kein ganz so großer Anhänger des großen Meisters, der immerhin einiges von seinen Anhängern erwartet hatte, wozu nicht jeder fähig war. Und natürlich hätte man nun ein Gespräch anfangen müssen, nachdem so verzweifelt ein großer Haken ausgeworfen worden war; aber man ist nicht immer in der Stimmung, ein Mitmensch zu sein, und der Kellner musste ja noch seine anderen Gäste versorgen.

Aber meine ebenso unsterbliche wie gelegentlich frivole Neugier konnte ich dann doch nicht besiegen, und so warf ich beim Zusammenpacken einen verstohlenen Blick auf das so bepriesene Gandhi-Foto am Nachbarstisch. Nun gibt es vom großen Meister eine ganze Reihe berühmter, ikonisch gewordener Fotos, aber das war definitiv keines davon. Denn es zeigte den jungen Gandhi, ganz in Weiß gewandet, nur die nackten Füße, die später durch ganz Indien wandern sollten, schauten unten unschuldig hervor, und auf dem Jungengesicht mit dem etwas stutzerhaften Schnurbart saß ein weißer Turban, der entfernte Ähnlichkeit mit einer deformierten Teehaube hatte. Neben ihm jedoch stand, ihm gerade bis zur Schulter reichend, seine junge Ehefrau. Auch sie war ganz in Weiß gewandet, aber auf dem Weiß durften ein paar kleine Blumen tanzen; sie hielt die Hände sittsam vor dem Körper verschränkt, die Augen waren ernst und etwas wissender als der junge Mann neben ihr. Das Ganze wirkte wie eine Inszenierung aus *Tausendundeiner Nacht*: Im Hintergrund zeichnete sich noch undeutlich ein geschmückter Vorhang ab, und vor ihm standen diese beiden jungen, lilienhaften Gestalten, weiße Silhouetten mehr als Menschen, aufrecht, beherrscht, dem Fotografen ohne jede Spur eines Lächelns ins Auge blickend. Vielleicht, wenn man genauer hinsah, konnte man eine gewisse Entschlossenheit auch bei dem jungen Mann sehen, ein gelindes Bohren des Blickes; doch dann war es doch nur wieder ein junges Ehepaar, unsicher, einer ungewissen Zukunft gegenüber und einem fremdartigen technischen Gerät. Hätte man ihnen in diesem Moment ihre Zukunft geweissagt – es hätte nichts geändert an ihrem Blick, an dem ernsten Selbstbewusstsein und dem Blütenweiß der drapierten Kleider. Noch das Hochzeitsfoto meiner Schwiegereltern ist so, ich hätte es gern danebengehängt: zwei ernste junge unverkennbar norddeutsche Menschen, gepackt in Kleider, die ihnen ein wenig zu groß und ein wenig zu fremd sind; und ein klarer Blick, direkt in die Kamera, ohne auch nur die geringste Spur

eines Lächelns. War es das gewesen, was den amerikanischen Geschäftsreisenden so fasziniert hatte? Unamerikanischer konnte ein Foto nicht sein; vor ihm zerbröselte die gesamte Selfie-Manie samt der bizarren Kunst des *posing*, und man hätte das eine oder andere durchaus existentielle Gespräch daran anknüpfen können. Aber vielleicht suchte er auch nur nach einem Zuhörer in einer schweren Stunde, wer weiß das schon, und das Foto war ein Vorwand. Gandhi hätte sicher Verständnis gehabt. Er wollte nie eine Ikone werden, vielleicht hätte er gern einmal Indien besucht, als Tourist, und mit einem Fremden gesprochen, ohne dass einem gleich ein Mikrofon hingehalten wird.

DIE WEISSE STRASSENBAHN

Ich habe heute eine weiße Straßenbahn gesehen. Sie war nur weiß, ohne jeden Aufdruck, keine schreienden Aufschriften, keine grellbunten Bilder. Sie war so schön, mir blieb der Atem einen Moment stehen. Beinahe elegant bewegte sie sich durch den um sie herum wuselnden Verkehr und erzeugte eine Art Lücke in der Wahrnehmung, so als habe man einen schwarzen Schwan gesehen oder ein weißes Reh: Und auf einmal sieht man viel besser, was das eigentlich ist, ein Schwan, ein Reh, oder eben: eine Straßenbahn. Und dann hatte ich eine Vision: Auf einmal verschwindet alle Werbung, überall. Zuerst lösen sich die großen Werbetafeln an den Straßen auf, zurück bleiben nur Rahmen, durch die man beim Vorbeifahren in die Landschaft schauen kann; lauter kleine Gemälde ziehen nun vorbei, und sie sehen anders aus je nach Wetter und Stimmung und Licht. Dann verschwinden die Schilder auf den Läden und von den Kaufhäusern, und ihre Schaufenster leeren sich von Geisterhand. Sie werden jetzt für Ausstellungen benutzt, für kleine oder große Kunstwerke von jedermann; Kindergartengruppen gestalten sie abwechselnd mit Seniorenkränzchen, manchmal wird auch spontan ein Theaterstück aufgeführt. Im gleichen Moment sind auch alle Markenlogos auf

Pullovern, Schuhen und Handtaschen weg, und man fragt sich verwundert, wie es eigentlich passieren konnte, dass man sich selbst zu einer wandelnden Plakatsäule gemacht hat und das auch noch schön fand? Die großen Shopping Malls werden zu Tauschbörsen, jeder bringt das mit, was er nicht mehr brauchen kann oder woran er sich satt gesehen hat, und jeder kann mitnehmen, was er mag oder braucht oder einfach haben möchte. Es gibt dort auch gemütliche Ecken, wo man lesen oder Musik hören oder einfach nur ausruhen kann, unbelästigt vom ständigen Terror des Kaufmich-Kaufmich-Kaufmich! Im Fernsehen werden in den Werbepausen wieder die Mainzelmännchen gesendet, abwechselnd mit dem Sandmännchen und der Sendung mit der Maus. Im Radio gibt es vor den Nachrichten eine Besinnungspause, in der einfache Geräusche zu hören sind – ein Windesrauschen, ein Regengetröpfel, ein Glockenklang, sie reinigen das Ohr vom universalen Geplapper des Größer-Billiger-Mehr, damit es wieder hören kann, ohne ständig weghören zu müssen. Ja, sogar das große weite Internet ist von einer Minute auf die andere zu einer werbefreien Zone geworden; niemand bombardiert einen mehr mit Spam, niemand macht einem unaufgefordert Vorschläge, was man noch alles kaufen könnte, weil andere Leute es auch gekauft haben und damit achso glücklich sind, Autos, Fernreisen, Frauen, Nachthemden, Hundefutter – da fährt die nächste Straßenbahn vorbei. Sie wirbt für den Europapark Rust, mit kreischenden Menschen in seltsamen Schleudermaschinen vor einem viel zu blauen Himmel über künstlichen Landschaften und mit Sonderpreisen und Sensationen in reißerischen Wortblasen. Der Traum ist aus.

DER HEILIGE JOSEF UND DIE AKKU-AUFLADESTATION

Wir hatten vielleicht ein wenig zu laut gelacht. Wir kamen von einem reichlichen Abendessen, natürlich auch mit alkoholischen Getränken, und nun liefen wir durch den stillen Tiroler Abend; es war kurz vor Mittsommer, und die Berge glänzten noch ein wenig im späten Abendlicht. Unser Ziel war die Josefskapelle, wir hatten sie gesucht und gefunden; der Heilige Josef war in einem schlichten Fresko über dem Eingang abgebildet, unscheinbar wie immer, die ewige undankbare Nebenrolle in dem großen christlichen Mysterienspiel. Auch seine Kapelle war ein unscheinbares Mini-Kirchlein mit kleinem Schiefer-Turm und einem schmalen Innenraum. Seltsamerweise war die Tür vergittert, ebenso wie das Fenster, durch das man den geschmückten Altar mit der Marienstatue im Halbdunkel erkennen konnte, Holzbänke, einfache Blumen und Kerzen. An der Holztür war ein Plakat in etwas zu auffälligen Farben angebracht; von weitem sah es so aus, als würde es für die nächste Wochenend-Disco werben, mit Alpen-DJ Lederhois'n und seinen wilden Wolpertingern oder einer ähnlichen Attraktion. Aber nein, bei näherer Betrachtung war es eine Ankündigung der nächsten Veranstaltungen in dem Kirchlein; darunter eine »Bauverhandlung«, was uns schon stützen ließ, und eine anderthalbstündige Abendveranstaltung mit dem Titel »Akku aufladen«, was uns in völlige Ratlosigkeit stürzte und dann das ein wenig zu laute Gelächter veranlasste – war das Kirchlein eine Art Aufladestation mit freien Steckdosen und WLAN an den Holzbänken? Etwas verspätet kam die himmlische Erleuchtung, für die unsere alkoholumnebelten Hirne etwas länger gebraucht hatten: Es wohl eine bildliche Ausdrucksweise, man sollte seinen inneren Akku aufladen, in der Stille des Kirchleins, unter dem sanften Blick von Josef, dem Schutz der Madonna und beim Flackern ewiger Lichter.

Wir mochten den einen oder anderen respektlosen Scherz darüber gemacht haben, im Übermut, als plötzlich dieser alte Mann vor uns stand, wir hatten ihn nicht einmal kommen sehen. Seine Kleidung war etwas abgerissen, die Jeans zerfranst, ein schäbiges Sakko über einem weißen Hemd, er trug eine abgenutzte Plastiktüte in der Hand, und als er uns ansprach, sah man, dass nur noch ein Zahn im Mund übrig war. Zuerst vermuteten wir alle wohl, obwohl keiner es aussprach, dass er uns anbetteln wollte. Aber dann sahen wir seine schlohweißen Haare, die mit einem kleinen Bart das faltige, wettergebräunte Gesicht umrahmten, und die blitzend hellblauen Augen; und seine Stimme klang leise und angenehm und nur ein wenig dialektal gefärbt, als er uns ansprach: Ob er uns bitte kurz etwas fragen dürfte? Wir wurden stocknüchtern und sehr höflich, ja, natürlich, sehr gern. Ihn würde nämlich interessieren, warum wir eben gelacht hätten; und wenn es wegen der Kapelle gewesen sei, er wies auf den Heiligen Josef, so sehe er nun gar nicht, was daran zu lachen sei? Um Gottes willen, hätten wir wohl am liebsten spontan gesagt, aber das wäre auch irgendwie falsch gewesen, und so versicherten wir schnell, eifrig und hochdeutsch, dass uns das keinesfalls in den Sinn gekommen wäre. Ich suchte fieberhaft nach einer Erklärung für das doch ein wenig zu laute Lachen, mir fiel aber nur ein, nach der ›Bauverhandlung‹ zu fragen; das hätten wir nicht so recht verstanden, ob er uns weiterhelfen könnte? Natürlich, sehr gerne. Es sei nämlich so, erläuterte er bedächtig und seine hellblauen Augen blitzten dazu, dass hier ein neues Bebauungsgebiet entstehen sollte – die Kapelle war von ein wenig grüner Wiese umgeben, am Tag wären im Hintergrund lautlos die Gondeln der Zugspitzbahn über Felsenklüfte geschwebt, und man konnte sehen, dass der eine oder andere Investor an dieser Stelle sicherlich gern noch ein weiteres Vier-Sterne-Wellness-Hotel namens ›Zugspitzblick‹ oder ›Alpenglügen‹ hingestellt hätte, oder wenigstens einen kleinen Ferienwohnungsblock, obwohl an beidem in dem gar nicht so

großen Dorf wahrlich kein Mangel war. Aber man wisse nicht wohin mit der Kapelle. Wir nickten verständnisvoll. Es sei auch leider so, fuhr er fort, ermutigt, dass man leider die Kapelle absperren müsse, genauso wie die große Kirche unten im Dorf, und das sei wirklich sehr bedauerlich, dass man Kirchen absperren müsse. Es würden aber viele Menschen hierherkommen, die, nun ja, keinerlei Verständnis für die Religion hätten oder ein ganz anderes jedenfalls als die Menschen hier; und sie würden alles kaputtmachen, zerstören, ja sogar stehlen! Wir versuchten uns vorzustellen, was man in dieser Kapelle hätte stehlen können, die Kunstblumen oder die halb herab gebrannten ewigen Lichter, aber darauf kam es wohl nicht an; es ging ums Prinzip, und wir fragten lieber nicht nach, ob der freundliche Josef mit den blitzblauen Augen und dem einen verbliebenen Zahn respektlos kichernde Touristen wie unsereinen meinte oder Flüchtling aus fernen Ländern mit anderen Göttern. Denn die Religion, so fuhr er fort, sei doch nötig; das würden die Leute eben nicht verstehen; das Volk brauche sie, auch heute, ihre Ordnung, das würde sie ruhig halten.

Das waren nun Sätze, die man besser nicht in einem Internet-Chat schreiben sollte, außer in der richtig gefärbten und gut abgeschlossenen Echokammer; aber irgendwie war ich mir sicher, dass der gute Josef kein brauner Wolf war, dem das Leben die Zähne gezogen hatte. Es war einfach seine Erfahrung, die Erfahrung eines schon um so vieles längeren Lebens als des unseren, die ihn gelehrt hatte, dass die Leute (und vielleicht sogar nicht nur die »einfachen«) genau das brauchen in unsicheren Zeiten: die Religion, einen Halt, Ruhe und Ordnung. Eine kleine Kapelle am Wegesrand, unter dem Patronat des unscheinbarsten Helden der christlichen Mysterienspiele: Josef, der immer am Rande steht, zuschaut, die Ruhe in Person. Vielleicht hat er auch damals ein wenig für Ordnung gesorgt, als es Maria alles zu viel wurde mit den Engeln und den verwirrten Hirten und den blöde glotzenden Kühen, und dann kamen auch noch diese Magier aus

dem Morgenlande und brachten unnütze Geschenke! Was war er Maria, wenn nicht ein Halt. Und wir wissen noch nicht einmal, ob und wie er alt geworden ist; sein angetrautes Weib ist unter dem Kreuz gestanden, als ihr Sohn daran starb, für viele ist sie danach in den Himmel aufgefahren, aber Josef war nur ein zimmernder Ersatzvater mit wenig Besuchsrecht. Gern hätte ich dem alten Mann noch etwas Ermutigendes gesagt, die Welt ist gar nicht so schlecht, wissen Sie, aber leider ist sie es doch. So konnten wir uns nur etwas zu überschwänglich und hochdeutsch bedanken, und er nickte bedächtig mit dem schlohweißen Kopf und schlurfte die Straße wieder hinter, mit seiner Plastiktüte in der Hand.

Es bleibt zu hoffen, dass der Heilige Josef ihn schützt und das Kapellchen. Aber wahrscheinlich wird man es unter eine Glasglocke stellen, inmitten einer All-inclusive-Alpenresidenz mit Wasserrutschen und Alpencocktails, und wenn man ein Eurostück einwirft, dreht sich der Heilige Josef im Kreis und spuckt eine Gedenkmünze aus. Für den Halt wird gibt es seniorengerechte Badewannen geben und für die innere Ruhe einen großen Wellness-Bereich mit Meditationsmusik und Weihraucharoma und blinkenden LED-Leuchten. Akku-Ladestationen sind natürlich frei, für alle.

KUFSTEINER KURIOSITÄTEN, ODER: GESCHICHTE AUS GESCHICHTEN

Ich wusste noch nicht, dass ich Corona hatte, als wir am trägen grünen Inn entlangstapften an einem etwas müden Samstagmorgen, aber es macht nur eine nachträgliche Färbung, keinen wesentlichen Unterschied; natürlich hatte ich etwas mehr als üblich geschnauft am Berg, aber der morgendliche Schnelltest war negativ gewesen, und ich hatte mein „Keine-Corona-Panik“-Mantra ja gerade erst gestern bei der Gruppentherapie-Krisensitzung energisch verteidigt. So war also einfach der Inn grün und träge, die Festung lag uns im Rücken, ein Brocken über einer Mini-Märklin-Stadt, und wir amüsierten uns über den Bart-Simpson-Hydranten am Ufer, der einen gewissen ironischen Kontrapunkt zu dem jugendlichen Trachtenträger bildete, der uns auf der Innbrücke entgegen gekommen war – eine Verkörperung des Kufsteinliedes sozusagen, dessen Geschichte mein Sohn nun referierte: Es handele sich nämlich keineswegs um ein traditionelles Volkslied, noch nicht einmal um eine geschichtsträchtige Regionallied, wie man ja vermuten könnte, sondern um eine Komposition aus dem Jahr 1947, die genauso gut vom Stadtmarketing inspiriert hätte sein können: In drei ziemlich simplen Strophen lernen wir, dass es in Kufstein den grünen Inn gibt, ein gutes Weinderl und – wir nehmen an: ebenso gute – Maderl; aber die dritte Strophe macht dann den Rahmen zu, es handelt sich nämlich um eine Urlaubserfahrung aus dem Rückblick, und ewig fließen der grüne Inn und der Wein, ewig dräut die Festung, aber der Urlaub ist vorbei und ist das nicht eine Metapher für das Leben? Bart Simpson grinst, vielleicht trägt er ja auch heimlich ab und zu Lederhosen und einen Trachtenhut?

Wir haben derweil die Straßen und Eisenbahnlinien unterquert, die das hier noch einigermaßen enge Inntal zerschneiden, und sind bergan gestiegen; auf einer Bank (Corona schnaufte unerkannt in mir) kam ein älterer Wanderer vorbei, bergmässig ausgerüstet, aber

offensichtlich gesundheitlich eingeschränkt, an seinem Kopf hatte er ein seltsames Stützgerät, es sah ein wenig selbstgebastelt aus, aber er ging wacker und grüßte uns österreichisch-innig und freute sich offensichtlich, dass es an diesem müden Samstagmorgen wenigstens einen jugendlichen Wanderer auf den Thierberg trieb, hinan zur Burg und zur Kapelle, deren besondere Geschichte wir noch gar nicht ahnten. Von fern kündigte ziemlich schweres Glockengebimmel die Alb an, die aber mehr Gasthaus war, was immerhin eine reizvolle Perspektive auf ein Mittagsmahl neben bimmelnden Kühen eröffnete; gerade verließ eine ebenfalls ziemlich rüstige Rentnerschar den Gasthausgarten, um sich auf die benachbarte Boule-Fläche zu begeben und eine vermutlich ruhige Kugel zu schieben. Wir schmunzelten ein wenig über diese gelungene interkulturelle Mischung, Boule einmal nicht unter Platanen, sondern neben Fichten; auf der Rückkehr sahen wir dann, dass sogar Weingläser im Spiel waren, beinahe französisch nun doch anmutend.

Aber erst einmal ging es weiter bergauf, ziemlich steil sogar, den neu gestalteten Kreuzweg entlang, Corona-Geschnaufe inklusive, doch nach relativ kurzer Zeit standen wir unterhalb des mächtigen Bergfrieds mit der kleinen Kapelle daneben, punktgenau auf die Felsspitzen gesetzt, mit einer kleinen Brücke dazwischen; und da wir sowieso außer Atem waren, erstiegen wir gleich auf den Bergfried. Beim Treppen-Aufstieg wurde uns ein wenig die Heldengeschichte Tirols erklärt, Andreas Hofer natürlich und die tapferen Kufsteiner Schützen; was vor dem Hintergrund des neuen Krieges unserer Zeit, den wir gerade alle mühsam zu verarbeiten suchte, durchaus ein gewisses Interesse erweckte. Oben schauten wir auf den – ja, immer noch grün und träge fließenden Inn; man konnte jetzt die große Arena neben der Festung sehen, das Zeltdach überspannte beinahe die gleiche Fläche, wir wussten noch nicht, dass es kein Fußballstadion (was schon ziemlich bizarr angemutet hätte an dieser Stelle...) war, sondern eine *Event Location*, aber nachträglich

versteckt sich darin natürlich auch eine Metapher oder vielleicht sogar eine Allegorie über das Verhältnis von Mittelalter/Neuzeit und Moderne? Die Berge muteten noch etwas bescheiden und verschlafen an und verlockten nicht einmal wirklich zu einem Panoramafoto, das wir dann aber doch pflichtschuldig machten, bevor wir wieder abstiegen und die Brücke zur Kapelle überquerten. Von hier an nahm der Besuch endlich etwas Fahrt an, und das liegt an den Eremiten.

Zuerst aber war Marien-Kult. Die kleine Kapelle prahlte innen mit einer vollständigen Rokoko-Ausstattung samt reichlich Gold; man konnte aber nur durch das Gitter schauen, und neben uns wurde ein kleiner Junge, der sich nicht einmal besonders wehrte, von einer Tante (irgendwie sah sie nicht aus wie die Mutter) in die Geheimnisse des Katholizismus eingeweiht. Wir interessierten uns mehr für ein großformatiges Ölgemälde, das in einem etwas unglücklichen Blickwinkel ganz rechts an der Seite hing; irgendwie wollte es nicht ganz in die putten-beflügelt und marien-selige Umgebung passen, es war eine Art *afterthought*, aber was zeigte es eigentlich genau? Irgendwie konnte man zwischen den Sonnenreflexen auf dem ziemlich nachgedunkelten Öl eine vage vertraute Szene entdecken: Frau mit abgeschlagenem Kopf, den sie triumphierend vorzeigt; umgeben von Männern in prächtigen, orientalisches anmutenden Gewändern, einer etwas surrealen Palast-Szenerie mit Begleiterszenen, darunter einem Festmahl rechts im Hintergrund und einem kleinen pudelartigen Tier im Vordergrund. Also wohl eher nicht Judith mit dem Haupt des Holofernes, sondern Salome beim Festmahl des Herodes, aber der Kontrast zur braven, wie üblich etwas bieder blickenden Madonna, umgeben von leuchtenden Kerzen und Blumenspenden, war schon befremdlich. Der konsultierte Kirchenführer konnte auch nicht viel mehr Auskunft bieten, als dass es sich um das Werk eines Kufsteiner Malers von einigem Ansehen handelte (wahrscheinlich jedenfalls), und hier und dort seien Einflüsse von diesem oder

jenen zu sehen; genau wie bei der Madonna, die wohl von der berühmten schwarzen Madonna in Montserrat inspiriert worden sei – vor meinem inneren Auge huschten geschwind die Boulespieler neben Fichten vorbei, aber die Madonna hier war doch gar nicht schwarz? Und nur weil sie in der Hand einen Granatapfel hielt, der zwar fremd anmutet in den Tiroler Bergen, aber doch ikonographisch nicht gar zu selten vorkommt, und in der anderen eine Lilie – bei genauerem Nachschauen: die schwarze Madonna hält auch keine Lilie in der anderen Hand dafür hält der Jesusknabe in Montserrat einen Pinienzapfen, was ikonographisch eher selten ist, aber recht schön auf den Thierberg passen würde, da hält das Jesuskind aber gar keinen – genug, die Verbindung erschien uns zwar ziemlich herbeigewünscht, aber sie hat der Marienverehrung in Thierberg keinen Abbruch getan, wie die Votivsammlung im Nebengebäude demonstriert. Sie wird allerdings optisch übertrumpft von einem weiteren interkulturellen Versatzstück, nämlich einer großen Krippenanlage, die man sich leicht in Neapel vorstellen könnte, auch von der Szenerie her: Zeigt sie doch eine romantisierte Wüstenlandschaft, im Hintergrund thronen Alhambra-artig Paläste und Minarette – ok, Minarette? Bei Christi Geburt? Na gut, der Stall ist auch eher eine Palastruine, der in der Salome-Szenerie nicht unähnlich, und die Heiligen Drei Könige erscheinen etwas vervielfacht und nicht ganz politisch korrekt abgebildet, aber wie sollte man sonst genug Kamele unterbringen und einen Elefanten? Auf der rechten Seite hingegen mutet eine Figurengruppe eher *star-wars*-artig an, man denkt an den Wüstenplaneten, auf dem sich seltsame Indigene versammelt haben, eine Frauengestalt trägt ihren roten runden Hut vor dem Gesicht statt auf dem Kopfe, und daneben der alte weise Mann hat einen pink-glitzernden Ganzkörperanzug, der meinen Sohn spontan an die Teletubbies erinnerte. Zudem konnte man, ganz wie in der Märklin-Wunderwelt, in einen altmodischen Automaten ein 50 Cent Stück einwerfen, dann fuhr auf der linken Seite auf

einer Bodenschiene ein offensichtlich schon etwas älterer Jesus aus dem Tempel heraus und – belehrte die Priester? Las seine eigene Geburtsgeschichte vor, die exotische Version mit Teletubbies und Minaretten und vervielfachten heiligen Königen? Ach, wir wollten uns gar nicht lustig machen, es war einfach objektiv lustig. Der Kirchenführer erwähnte die Krippe übrigens nur in einem Nebensatz, sie war ihm offensichtlich etwas peinlich; hingegen wies er auf die sehr versteckt hängenden Zyklus der sieben Zufluchten hin, die immerhin nach den üblichen Verdächtigen auf Rang 7 anführte: die armen Seelen im Fegefeuer. Corona-mäßig machte das einen gewissen Sinn.

Was uns jetzt aber endlich auf das richtige Gleis setzte, war das vergilbte Foto, das eher unauffällig an einer Seitenwand hing: Laut Beschriftung zeigt es das Dienstjubiläum des Eremiten vom Thierberg im Jahre 191. Das Dienstjubiläum des Eremiten? Eremiten haben Dienstjubiläen in Österreich, bekommen sie dann zum 50jährigen eine kleine goldene Säule? Etwas verwirrt, aber phantasiemäßig beflügelt durch Weihnachtskrippen, Christuskinder auf Schienen und staatlich angestellt Eremiten ließen wir uns in den kleinen, unbemannten Souvenir-Shop treiben, wo es neben den üblichen Billig-Devotionalien einen Teller mit Hefekranz gab (wir bedienten uns und spendeten brav) sowie Bildungsmaterial; mein Blick fiel auf ein Heft, das im pädagogisch-sparsamen 70er-Jahre Design Schulmaterial zur Geschichte des Eremitentums versprach. Ich nahm es zur Hand, schlug es nach der bewährten Bibelstechen-Methode auf einer zufälligen Seite auf und las den Satz: „*Die geistliche Tagung der Eremiten fand....*“ – ich war spontan noch vor Satzende überwältigt. Die staatlichen angestellten Eremiten hielten auch noch Tagungen ab? Saßen sie dann alle in kleinen Kabinen, tragbaren Eremiten-Behältnissen sozusagen, und kommunizierten sparsam aneinander vorbei? (na gut, wissenschaftliche Tagungen funktionieren gar nicht so anders, bei genauerer Betrachtung) Und da wussten wir noch gar

nicht, was die kurze google-Recherche nach „Eremiten+Tagung“ beim Mittagessen auf der Boule-Alb (die Gruppe stand immer noch kugelnd da, Weingläser inklusive, es fehlten nur die Kufsteiner Maderl) ergeben sollte: Es gab nämlich eine Erzählung, *Der Eremitenkongress* von Hermann Burger, satirisch natürlich, und ich zitiere etwas länger, weil es so schön ist (und ich hätte genau das gleiche geschrieben):

„Die Planung des vierten Eremitenkongresses hat Jahrzehnte in Anspruch genommen, weil die Zustimmung der Einsiedler zu den Vorschlägen des vorbereitenden Ausschusses durch einen Läufer von Klause zu Klause eingeholt werden mußte. Bekanntlich dürfen sich die Waldbrüder und somit auch ihre Gedanken nur auf Schusters Rappen fortbewegen. Nicht wenige starben während der Vorbereitungsphase, so daß es Komplikationen mit den Nachfolgern gab. Auch wurde es immer schwieriger, Läufer zu finden, welche der Anstrengung, zu den entlegenen Hütten hinaufzusteigen, gewachsen waren. Das schwierigste aber sei gewesen, teilte uns der erste Sekretär des Eremitenbundes für weltliche Angelegenheiten mit, ein Kommunikationssystem für die Tagung zu finden, da sich die Klausner geweigert hätten, die gesprochene Sprache als ein solches zu anerkennen, und man sei im vorbereitenden Ausschluß beinahe geneigt gewesen, die Suche nach einem der Waldeinsamkeit im Zeitalter der Technik unter besonderer Berücksichtigung der Bedrohung unseres Forstbestandes angemessenen Kommunikationssystem als Thema für den Kongreß vorzuschlagen und die Diskussion über die Waldeinsamkeit selbst auf das einundzwanzigste Jahrhundert zu verschieben, in der Befürchtung, daß ohnehin jede Debatte von Eremiten früher oder später bei Sprachproblemen enden werde, bis dann aber Bruder Serafin auf den erlösenden Gedanken gekommen sei, man könnte zum Morsesystem Zuflucht nehmen.“

War es nicht wunderbar? Wir saßen in wärmende Decken gehüllt vor dem Gasthaus, die Glocke bimmelten unermüdlich, die Wanderer brachen nun auf und wir bekamen Spinatknödel serviert; und wir lernten Dinge über Eremiten und den Thierberg und die kuriose Geschichte

einer Lebensform jenseits der großen Erzählungen von Säulenheiligen und Reclusen. Die Geschichte des Eremitentums auf dem Thierberg nämlich, so belehrte uns der stark heimatkundliche Führer, war nur skizzenhaft überliefert, in entlegenen Quellen und Kirchenbüchern. So wusste man halbwegs sicher, dass im Jahre 1701 die Kapelle durch eine Feuersbrunst zerstört wurde, die ein sorgloser Umgang des Eremiten mit dem Ofenfeuer wohl ausgelöst hatte; andere Eremiten waren aber zuverlässiger, hüteten die Madonna und vollzogen regelmäßig die „Weihe des ewigen Lichtschmalzes“ (zu „Lichtschmalz“: kein wirklich erhellendes *google*-Ergebnis, auch nicht in den einschlägigen Wörterbüchern; wahrscheinlich handelt es sich um ein Brennmaterial für die ewigen Lichter, hier in einer verbreiteten grammatischen Fehlkonstruktion, das die Bewohner der umliegenden Dörfer pflichtmäßig beim bestellten Eremiten abgeben musste, auf das er es weihte?). Besonders freute uns jedoch der Brief eines Herrn K. Schwarz über den Zustand der Madonna, der wiederum wörtlich zitiert werden muss:

„Die geschnitzte Marienstatue mit dem Jesuskind, Granatapfel und einer Lilie wird der Geschmacklosigkeit der heutigen Zeit entsprechend, bombastisch mit verschiedenen kostbaren Gewändern angetan; als ich auf dem Thierberg war, trug das Wunderbild eben das Brautkleid von Frau Sedlmayer aus München, dessen bräutliche Weiße im Laufe der Zeit schon etwas gelitten hatte“.

Ein geradezu klassischer Satz, Kafka selbst hätte ihn nicht besser meißeln können in seiner Leserschreiber-Lakonik und Goethe nicht in seiner öffentlich-geheimen Symbolik! Welche Perlen barg doch der Thierberg! Na gut, der Eremit zur NS-Zeit war wohl ein wenig würdiger Vertreter seiner Zunft; er hatte sich „Beatus“ getauft (sein bürgerlicher Name „Bretschneider“ das macht aber erst die Namensgebung vollkommen), was seine Vorgesetzten vielleicht schon verdächtig hätte stimmen können; sein Glück zeigte sich darin, dass man in der Klausur, nachdem er sich abgesetzt hatte, gehortete Vorräte *en*

masse fand sowie ein Sparbuch über 2.000 S (warum er es dagelassen hatte, erschließt sich nicht recht, ebenso wenig wie das „S.“). Andere Eremiten hingegen waren ehrenhaft in Ausübung ihres Amtes verstorben, zwei hintereinander an einem Schlaganfall, einer davon beim, und hier wird der Humor wieder etwas dunkel, beim Läuten des Glockenschlages; man fand ihn, den Glockenstrang noch in der Hand. Aber immerhin war, nach einigen vergeblichen eher kurzfristigen Engagements, auf Bruder Beatus Bruder Sola gefolgt, der beinahe vierzig Jahre das Amt vorbildlich versah, die Kapelle immer mit den schönsten Blumen schmückte und allgemein beliebt war; das Foto zeigt einen würdigen Greis mit weißem Rauschebart über der Kutte, wohlbeleibt und doch irgendwie: nicht ganz von dieser Welt. Nein, Bruder Sola wäre wohl nicht zu einer Eremitentagung gereist, um sich mit Morsezeichen zu verständigen; wer hätte denn die Blumen gießen sollen vor der Madonna und das ewige Lichtschmalz weihen, jeden Tag?

Dass wir dann nachmittags noch auf der Festung waren, versteht sich von selbst. Das Städtlein war inzwischen samstäglich belebt, wenn auch nicht überlaufen; einige Touristen trieben durch das „Auracher Löchl“, eine Rüdesheim-artig anmutende schmale Gasse am Fuß der Festung mit Wolpertinger-geschmückten Weinlokalen und Wandmalereien, die die Heldentaten des Festungskommandanten bei einem Angriff des Kaisers Maximilian (wir werden auf ihn noch kurz zu sprechen kommen) verewigten: Der hatte nämlich, als der Kaiser mit der markanten Nase die Festung mit Weckauf und Purlepauss beschoß –so hießen die Kanonen –, einfach die Mauerreste mit einem Besen auffegen lassen, schönste schwäbische Kehrwochen-Tradition, und zwar hinab auf die Belagerer. Mit einem Besen, man stelle sich vor! Wir stellten uns vor, waren aber erst einmal vorstellungsmäßig überfordert, sozusagen; aber es war wohl irgendwie *disrespectful*, man kehrt nicht auf den Kaiser hinab, punktum und purlepauss, es ist ein Stinkefinger, ein Götzsches

„Er möge mich“, ein Hashtag #fuckoffmaximilian! Ach, Helden kommen in allen Größen und Farben, und der Festungskommandant bezahlte seine unsterbliche Frechheit mit seinem Kopf. Tiroler sind eben Rebellen, tief im Grunde und jenseits des Kufsteinliedes und der Trägheit des fließenden Inns! Und ihr Heldentum verewigt kein Lichtschmalz, sondern die Heldenorgel. Das ist, des Lernens war kein Ende an diesem Tag, eine der größten Freiluftorgeln der Welt; achteckförmig überdacht steht sie auf der Festung, und mittags um zwölf tönt sie weit ins Inntal den Ruhm der Tiroler Helden! Wir erinnerten uns auf einmal, dass wir oben auf dem Bergfried, gerade beim Panoramafoto, etwas gehört hatten, was wir für eine Sirene hielten, zumal es genau zwölf Uhr Mittag war; nein, es war die Heldenorgel, und wir hätten innerlich den Tirolerhut abnehmen müssen! So aber fuhren wir, nachdem wir ein Hochtechnik-Eingangsportale samt geräumigen *gift shop* durchquert hatten, mit der Panoramabahn ziemlich bequem das kurze Stück den Berg empor zur Festung; auch hier eher ruhiger Betrieb im Burghof, die ein oder andere Führung erklärte beflissen lauschenden Besuchern in sehr österreichisch gefärbtem Tiroler-Englisch die Geschichte, die alle, wie auch wir auf jeder Burg dieser Welt, anschließend sofort vergaßen. Im Gedächtnis geblieben ist uns jedoch Kaiser Maximilian, ein attraktiver junger Mann mit blonden exakt geschnittenen schulterlangen Haaren und einer sehr scharf beeindruckenden Nase (Albrecht Dürer stand Pate bei der Darstellerwahl, und der Darsteller war gut gecastet), der uns mit leicht melancholischem Unterton seine Geschichte vom Videobildschirm erzählte; von seiner Vorliebe für das mittelalterliche Rittertum und seinem Interesse für Geschütze – ja genau, Weckauf und Purlepauss. Die Habsburger Unterlippe, ein Erbstück dynastischer Beharrungskräfte, war jedoch nur schwach ausgeprägt, der Sprachfehler nur angedeutet – den „letzten Ritter“ hatten sie ihn genannt, und als Mann mit der markanten Nase sah er selbst seinen Ewigkeitswert. Besser noch, andererseits, als die

ebenfalls präsenre Margarete Maultasch, eigentlich Margarete von Tirol, die im wesentlichen Tirol erheiratet hatte; die ganze Geschichte der „Tiroler Medusa“ mit dem rufschädigenden Namen wäre wiederum ein ganzes Alb-Mittagesen mit Kuhgebimmel wert gewesen, aber wir musren zurück, Corona dräute schon auf dem Telefon, nur der Inn floss ungerührt und träge und immergleich, kein Vogel weit und breit zu sehen, und auf dem Thierberg schien jetzt ein wenig die Sonne in der Ferne. Und so würden wir alle Einsiedler werden für die nächste Woche; und von Kufstein bleiben würden uns kuriose Geschichten zwischen Boulekugeln und Kuhglocken, ewigem Schmalz und Purlepauss, Kaisern und Einsiedlern, Heldenorgel und Kufsteinlied, *holadile!*

*Und ist der Urlaub, dann wieder aus,
dann nimmt man Abschied, und fährt nach Haus.*

*Man denkt an Kufstein,
man denkt an Tirol.*

*Mein liebes Städtchen lebewohl, lebewohl
Mein liebes Städtchen lebewohl, lebewohl.*

WIEDER IN FREIBURG, ODER: RADIKALE ALTERNATIVEN

Wie immer freute ich mich, zurück in Freiburg zu sein. Ich hatte die Begrüßungsrunde gedreht, ein Abendessen bei meinem Lieblingstürken, wo mich alle immer noch erkannten; ein Blick auf das abendliche Münster, nun ganz ohne Gerüste filigran erleuchtet vor dem tiefblauen Abendhimmel, von drinnen drang leise Orgelmusik heraus und die Jungfrauen warteten, geduldig, wie eh und je; ein Streifzug über die Bächlein und durch die Gässlein, doch im Läderach-Laden waren leider schon die Putzfrauen am Werke, ich wäre durchaus bereit gewesen, aus reiner Wiedersehensfreude eine unvernünftige Summe Geldes in Schweizer Schokolade zu investieren. Und gerade wollte ich vor dem Abbiegen zum Hotel noch einen Blick auf die Stupa beim Tibet-Haus werfen, wo man im Sommer immer so friedlich Tee trinken kann, da hielt das Fahrrad neben mir und der ältere Herr sprach mich von der Seite an. Er hatte eine außerordentlich wohlklingende, ja geradezu geschulte Stimme, das feinste Hochdeutsch, ein tiefes Timbre, vielleicht war er ein Prediger am Münster; oder vielleicht doch eher ein Alt-Akademiker mit linker Vergangenheit, wie sie so treu die Vorträge des Studium Generale, der Katholischen Akademie oder des Goethe-Vereins bevölkerten? Denn bei näherem Hinsehen trug er eine Art Hoodie, und ich konnte seinen Worten auch zunächst keinerlei Sinn entnehmen; er hatte nämlich auf die Straßenmitte gezeigt und in etwa gesagt, das stünde nun noch immer da und das könne doch eigentlich wirklich nicht sein!

Das, was da stand, war, soweit ich das im tiefblauen Abenddunkel unter dem Sichelmond erkennen konnte, eine Kameraanlage. Sie stand mitten auf der Straße, dort, wo ein kleiner Platz für die Fußgänger ist; es handelt sich um eine nicht sehr viel von Autos befahrene, sondern eher von wilden Radfahrern frequentierte Straße am Rande der Altstadt, wo sie gemütlich in die Professorenviertel der Wiehre jenseits der Dreisam ausfließt, und ein

Zebrastreifen wäre einfach eine Übertreibung für diese kleine Straßenkreuzung gewesen. Deshalb gibt es nur diesen kleinen Raum in der Fahrbahnmitte, wohin man sich flüchten kann vor den wildgewordenen Fahrradfahrern, die häufig auch schwere Kleinkindanhänger im Schlepptau haben, eine wohletablierte Kindertagesstätte ist gleich ums Eck, mit einem imponierenden Fahrradparkplatz. Dort, auf der kleinen Fußgänger-Oase in Fahrbahnmitte, stand jedoch nun die schwarze Kamera, nein: Sie machte sich geradezu breit, ein schwarzes, technisches Ungetüm! Und der altehrwürdige Hoodie-Träger mit dem sanften Timbre in der Stimme erläuterte mir, nachdem er mich offensichtlich als Genossin im Geiste erkannt hatte, woran auch immer (immerhin trug ich einen *Duffle Coat* mit Kapuze), dass diese doch offensichtlich sehr teure Kameraausrüstung schon seit heute Morgen hier stünde. Gestern jedoch sei ein Kamerateam dagewesen, nebenan in der Marienstraße, sie hätten irgendwas gedreht, der Himmel weiß was (ein ›Tatort‹ gar, das wahre Erkennungszeichen dafür, dass man eine ordentliche deutsche Stadt mit Milieu ist, lag mir auf der Zunge zu fragen, aber ich hielt mich gerade noch zurück), und heute stünde nun diese Kamera da. Er habe schon die Polizei informiert, das könne doch nicht sein, wahrscheinlich sei ein armer (es schwang mit: unterbezahlter, prekär beschäftigter, von den Mehrheitsmedien versklavter) Kameramann dagewesen und der habe nun seine Ausrüstung vergessen, wofür er sicherlich werde finanziell einstehen müssen!

Das wollte mir nun nicht unmittelbar einleuchten. Denn, so formulierte ich noch zögernd, den Gesprächspartner aus den Augenwinkeln abschätzend, es sei doch sicherlich noch – nun, der Film, das Material irgendwo in der Kamera (natürlich war ich technisch unsicher, wie das bei digitalen Geräten heutzutage ist, aber trotzdem, irgendwie musste das Material ja übertragen werden!), und es hätte einem doch auffallen können, dass man mit leeren Händen nach Hause kommt? Aber mein

Gesprächspartner hielt sich nicht mit technischen Banalitäten auf. Er habe die Polizei ja schon verständigt, heute Morgen gleich, aber er habe nun gerade jetzt kein Telefon, ob ich denn vielleicht eines hätte, es könne doch nicht sein, dass hier eine teure Kameraausrüstung mitten auf der Straße stünde? Mir lag es auf der Zunge zu sagen, dass es doch schön und recht freiburgerisch sei, dass sie immer noch hier stünde, wo er doch schon heute Morgen die Polizei angerufen habe; was ich sagte, war aber, halb wahrheitsgemäß und halb ausweichend, dass ich nun leider auch nicht von hier sei und deshalb höchstes mein Handy benutzen könnte. Aber irgendwas kam mir immer noch komisch vor, und während ich mich dem Gerät nun etwas annäherte und ihm ins Gesicht schaute, räumte auch mein Gesprächspartner ein, es habe ja irgendwie Ähnlichkeit mit einer, nun ja, Radaranlage. Ich schaute in das große Blitzauge und dachte, ja, genau, so stehen sie auch bei uns im Dorf, es ist dieses große Auge, und es blitzt – und mein Gesprächspartner sagte währenddessen, das würde natürlich alles ändern und man könnte dann ja auch einfach das Problem lösen, indem man das Gerät in die Dreisam werfe!

Das war eine ziemlich unerwartete Wendung der Ereignisse, und die Alternative, entweder vertrauensvoll die Polizei zu verständigen, damit sie sich um herrenloses Gut kümmere, oder ein amtlich zertifiziertes Gerät zur Kontrolle von Verkehrssündern – wild gewordenen Radfahrern eher als verschüchterten Autofahrern – mal eben in der mal idyllisch, mal auch bedrohlich daher strömenden Dreisam zu entsorgen, schien mir etwas radikal. Hilfesuchend schaute ich mich um, in der durchaus rationalen und in schwäbischen Dörfern vielfach empirisch verifizierten Annahme, wo ein Radargerät sei, müsse auch derjenige, der es auslöse und bediene, in der Nähe sein. An der Ecke stand tatsächlich ein Mann, mittelalt, Durchschnittsgesicht, kein Hoodie. Er hatte eine Pizza-Pappe in der Hand, kaute auf einem Pizza-Achtel und erklärte auf Nachfrage, wir könnten ja gern weiter in das Gerät

schauen, aber wenn es auslösen würde, würden wir leider spontan erblinden! Ob das Infrarot sei, wollte der Hoodie-Senior wissen, auf einmal technisch interessiert? Aber eigentlich, so im Nachsatz, ließ er den Pizza-Mann wissen, sei das auch egal, denn wenn es sich tatsächlich um eine Radaranlage handele, so werde er das Ding doch besser in der Dreisam entsorgen.

An dieser Stelle gewann, ich gebe es zu, meine Feigheit die Oberhand. Es war durchaus möglich, dass sich noch ein interessantes Gespräch zwischen Hoodie-Senior und Pizza-Mann entwickeln würde, über obrigkeitliche Rechte und Bürgerpflichten oder das geeignete technische Verfahren zur Feststellung von Temposündern, entweder motorisierten oder nicht-motorisierten; aber ich wollte weder zum Komplizen noch zur Schiedsrichterin werden. Ich murmelte also etwas der Art, dass damit ja wohl das Problem gelöst sei und ein Anruf bei der Polizei sich erübrigen würde (welche Ironie, schrie es in mir!) und wandte mich zum Gehen. Aber weil es Freiburg war, rief der Senioren-Hoodie in seinem allerschönsten Vorlesungs-Predigt-Hochdeutsch mir hinterher, ich möge doch noch recht nett Freiburg genießen! Natürlich, war ich geneigt zu sagen, genau das tue ich, hier und jetzt! Und am liebsten wäre ich noch zum Tibet-Haus gegangen und hätte den Vorfall etwas in mir nachschwingen lassen, wie meine Yoga-Lehrerin immer sagt: Spürt in euch hinein, und wenn ihr nichts spürt, dann bildet euch halt ein, dass ihr was spürt, es macht sowieso keinen Unterschied. Aber das Tibet-Haus hatte schon zu, die Stupa schlief friedlich unter dem Sichelmond, und man soll nicht zu viel verlangen. Noch nicht einmal von Freiburg.

TOT IN VENEDIG

Immerhin, es war Venedig. Man muss dazu sagen, dass diese Geschichte weit vor den Zeiten spielt, in denen das Internet, die *social media* und das Billigfliegen die Welt zu einem globalen Dorf gemacht haben, in dem die ersten internationalen Austauschprogramme wahrscheinlich demnächst im Kindergarten starten und die Weltjugend – zumindest ihr polyglotter, überprivilegierter Teil – Thailand besser kennt als die Ostseeküste. Nein, wir, irgendwo zwischen 20 und 25 Jahren, wenig begütert und noch weniger polyglott, konnten immerhin als Bahnkinder umsonst bis Italien fahren und hatten sehr mühevoll ein kleines, vor allem von langbeinigen Schnaken bewohntes Zimmer jenseits von Mestre gefunden, auf dem schmutzig-prosaischen Festland also, wo Raffinerie-Türme statt gotischer Palazzi die Silhouette prägten. Man fuhr dann morgens mit der Regionalbahn über den Damm nach Venedig, das sich mit Parkhäusern ankündigte; aber sobald man dem Hauptbahnhof entstieg, begrüßte einen der *Canale Grande* mit all seiner Pracht, wenn auch mit einem etwas gewöhnungsbedürftigen Geruch. Da wir keinen Stadtplan hatten (zu teuer), verliefen wir uns ständig auf dem Weg zum Markusplatz; immer wieder lockten kleine Gassen, aber wenn man der Verlockung folgte, endete man immer in einer Sackgasse, vor einem minderen Kanal, und nur die Gondeln trieben melancholisch und ein wenig höhnisch vorbei. Aber dann ging man eben zurück, es war ja auch eigentlich egal; irgendwo in der Mitte schlängelte sich der *Canale Grande* wieder, mit Touristenströmen und der Herrlichkeit der Palazzi und dem inzwischen schon gewohnten Geruch. Die Gondeln, von denen wir natürlich nur träumen konnten, drängten sich mit den Vaporettos, und dafür, dass das die schönsten Busse vor der schönsten Kulisse der Welt waren, waren sie sogar ziemlich billig, und man konnte mit ihnen zum Lido fahren und wieder zurück.

Teuer hingegen war auch sonst alles. Noch nicht einmal eine Pizza hätten wir uns leisten können; und als wir, wegen des völligen Fehlens öffentlicher Toiletten, in einer abgelegenen Bar eine Coca Cola für fünf Deutsche Mark (so lang ist die Geschichte schon her!) bestellen mussten, um dann hastig die schmutzigen Toiletten aufzusuchen, tat das schon ziemlich weh – wir mochten noch nicht einmal Cola, sie war nur am billigsten. Aber der Tag war lang, und der Mensch hat Bedürfnisse, auch wenn er kein Geld hat. Immerhin, es gab auch Märkte mit wunderlichem Getier und reifen Früchten; und wir gönnten uns Kirschen, *Ciliegie*, prallrot, vielleicht fünfhundert Gramm, vielleicht auch nur zweihundert, so weit reichte unser Italienisch gerade: »*duecento grammi per favore!*« Die Kerne spuckten wir in den *Canale Grande*, ein kleiner Akt des Übermuts. Aber von Kirschen allein kann man auch nicht leben, und irgendetwas hätten wir schon gern auf unser trockenes Weißbrot gelegt. Und da kam dieser kleine Laden gerade recht, ebenfalls an einem die minderen Kanäle gelegen, er verkaufte Käse. Wahrscheinlich haben wir uns nicht gleich hineingetraut, ihn etwas aus der Ferne umkreist, dann immer näher – und irgendwann war der Hunger groß genug, und wir öffneten zaghaft die Ladentür, vielleicht doch es verlockend, vielleicht auch nicht, wir merkten es jedenfalls ganz sicher nicht, weil wir viel zu nervös waren. Wir konzentrierten uns auf die kleinen Preisschilder, suchten gezielt das billigste Produkt und kramten dann hastig unser Brocken-Italienisch wieder aus: »*Duecento grammi de*« – und dann zeigten wir mit der weltweit verständlichen Geste des »das da!« auf das Preisschild. Der Patrone schaut ungläubig. Aus seiner wortreichen Antwort und Mimik war deutlich zu entnehmen, dass er nachfragte, ob das wirklich unser Ernst sei, *duecento grammi*? Wir nickten, zunehmend verzweifelt. »*Bene*«, sagte er achselzuckend und packte eine gräulich aussehende Masse in eine Papiertüte, der Vorgang war nicht ganz einfach. Touristen, dachte er wahrscheinlich. Was soll man schon sagen, Barbaren alle.

Wir verließen den Laden sehr schnell und suchten uns ein stilles Plätzchen zum Auspacken. Das Päckchen enthielt eine bröckelige Substanz mit einem eigenartig vertrauten Geruch, der uns im Moment jedoch entfallen war. Wir waren ratlos. Wir hatten nicht einmal ein Messer, wie sollten wir das Zeug auf unser Weißbrot kriegen? Barbaren, die Italiener. Doch langsam arbeitete sich der Geruch aus dem Hinterstübchen unseres Bewusstseins immer weiter nach vorn, bis wir endlich die Sackgasse erkannten, in die wir dieses Mal geraten waren: Hefe. Es war Hefe, was auch immer das auf Italienisch heißen mochte. Lose verkaufte Hefe. Zweifellos unessbar in rohem Zustand. Wir begannen hysterisch zu kichern. Wir rechneten aus, wie viele Brote man damit backen könnte, hätte man denn einen Ofen; oder Kuchen, Hefekuchen, so wie ihn unsere Oma immer am Freitagnachmittag fürs Wochenende gebacken hatte, und man musste nur ans Küchenfenster im Erdgeschoss klopfen und bekam ein ganz frisches Stück, das natürlich unendlich viel besser roch als unsere rohe Hefe, die sich krümelig in der Papiertüte breit machte. Und wie sollten wir das Zeug bloß loswerden? Öffentliche Mülleimer gab es damals ebenso wenig in Venedig wie öffentliche Toiletten, und wir konnte sie doch nicht einfach in den *Canale Grande* schmeißen, so wie wir leichtfertig die Kirschkerne hineingespuckt hatten! Wahrscheinlich würde der unförmige Hefekloß noch nicht mal versinken, sondern sich klebrig ausbreiten, eine undefinierbare Masse, die sich mit anderen undefinierbaren und unaussprechlichen Massen verbinden würde und an eine der glänzenden schwarzen Gondeln heften, wie eine böse mutierte Qualle, und dort wachsen und wachsen; und der Gondoliere würde sein Ruder nur noch mit großer Mühe wieder aus ihrem Schlinggriff befreien können, und sein böser Blick würde unweigerlich uns treffen, uns, die Barbaren, und wir wären tot in Venedig.

Vielleicht haben wir die Tüte aus reiner Verzweiflung zurückgetragen bis zum Hauptbahnhof, der schon genug mit dem Festland verbunden war, um sowohl öffentliche

Toiletten als auch öffentliche Mülleimer aufzuweisen. Dass dann die *Ferrovía Italia* streikte und kein einziger Zug mehr zum Festland fuhr (und natürlich gab es keinen Schienenersatzverkehr, das Wort war damals wahrscheinlich noch nicht einmal erfunden, und wenn doch, dann hätte man es sicherlich wörtlich ins Italienische übernommen, la Schienen-Ersatz-Verkehr), zu unserem schnakenbesetzten Appartement bei Mestre, ist eine andere Geschichte. Aber immerhin, es war Venedig.

NEAPEL SEHEN UND SHOPPEN

Er wurde es nicht müde uns zu warnen. Wir waren zu diesem Zeitpunkt bereits gemeinsam durch Rom gelaufen, er hatte uns die beste Eisdiele und den allerbesten Schuhmacher gezeigt, und den Petersdom und das Pantheon, und weil es August war und alle Römer in Urlaub waren, mussten wir uns nicht mal vor den Mofas fürchten. Wir hatten zusammen, diesen Morgen noch, den Vesuv bezwungen, gemeinsam mit Scharen weiterer schlecht beschuhter und gut behüteter Touristen; es war ein freundlich-warmer Sommermorgen, und der schwarze Krater wirkt eher wie eine große Sandgrube, in die man leider nicht hinunterrutschen durfte. In der wirklich blauen Bucht unter uns erstreckten sich, auf einer leichten Dunsthülle schwebend, Neapel und seine Vorstädte; dort ahnte man Pompeji, auf der anderen Seite Herculaneum, und nur der in langen Studienreisen verfeinerten, mit italienisch ausholender Gestik untermalten Redekunst unseres Reiseleiters (und vielen lehrreichen *arte*-Dokumentationen) war es zu verdanken, dass wir auch das Grauen ahnen konnten, das rasende Tempo der Lavamassen, den Geruch, die Schreie, die plötzlich eintretende Stille. Und nun rief Neapel; Neapel sehen und sterben, murmelten die Gebildeten unter uns vor sich hin, aber eigentlich wollten wir nicht sterben, sondern Pizza essen. Unser Bus setzte uns am Hafen ab, wo die zwei vor Anker liegenden blendendweißen Kreuzfahrtschiffe merkwürdig mit den sonnendurchglühten Rot- und

Ockertönen der Stadt kontrastieren; die Kreuzfahrer waren aber offenbar schon auf dem Marsch durch Pompeji, und Neapel war menschenleer wie Rom in der Mittagshitze. Auf der weiten *Piazza del Plebisciti* waren wir allein mit den Tauben, und nun wurden wir nochmals ernsthaft instruiert: Zusammen bleiben! Die Fotoapparate, wenn sie denn schon sein mussten, dicht am Körper, wie alle Wert-sachen! Und nicht abschweifen, auch wenn die Gässchen noch so idyllisch lockten! Dies sei Neapel, und wenn wir auch mit ziemlicher Sicherheit nicht sterben würden, so könnten wir doch mit durchaus hoher Wahrscheinlichkeit beklaut werden. Also, im Chor bitte: Zusammenbleiben!

Wir trabten, eine etwas verängstige Herde, unserem tapferen Hirten hinterher, der uns wie immer in makelloser italienischer *Statura* führte; allein sein Profil hatte etwas nicht ganz Klassisch-Römisches, sondern wirkte eher silenenhaft, verschmitzt satyrisch. Wir alle waren ihm schon verfallen, seiner perfekten Haltung wie seiner scharfen Zunge; unsere urdeutsche Fixierung auf Socken und Sandalen wurde jeden Morgen aufs Neue bespottet, aber nur dann und wann wagte einer der Jüngeren vielleicht, ganz mutig das Hemd nicht in die Hose zu stecken. Und so tauchten wir ein in die neapolitanische Altstadt: Die Gassen wurden immer enger, die Häuser mit ihrem gefährlich abblätternden Putz schienen allein durch Wäscheleinen stabilisiert und berührten sich oben beinahe. Wenig Licht fiel hindurch und erhellte dann und wann einen Kleinwagen, der sich in die enge, schnurgerade Spaccanapoli gezwängt hatte, die Neapel in zwei Hälften teilt; eine Schlucht, die von den Hügeln aus unverkennbar einen Schnitt durch die Altstadt legt, und in deren Grund wir uns nun ausweichend an die verdächtig aussehenden Hauswände drücken mussten, um hupende Fiats mit wenig vertrauenerweckenden Insassen passieren zu lassen. Wir sahen Heiligenbilder, kaputte Motorräder, Müll; tiefschwarz gewandete Mammias auf bröckeligen Altanen, Straßenhändler, dunkle Läden, die sich in eine

unendliche Tiefe erstreckten und bis oben hin vollgestapelt waren mit Dingen, Müll. Wir sahen, mitten darin, ein Kloster mit Orangerien und natürlich die Straße der Krippen, in der das ganze Jahr über all das Sammelsurium verkauft wird, das zu einer typischen neapolitanischen Krippe gehört, darunter Pizzabäcker, Straßenhändler, wahrscheinlich auch Mofas und Taschendiebe und Müll. Und wir blieben zusammen, eine kleine Herde, die durch einen sehr fremden Kosmos stolperte und an einem heißen Augustmittag mit Figuren überladene Krippenszenarios fotografierte, die eher an eine von einem leicht Verrückten inszenierte Modelleisenbahn mit Wasserfall erinnerten als an eine Weihnachtsgeschichte im fernen Juddäa.

Vollzählig und glücklicherweise noch im Besitz aller Wertgegenstände tauchten wir etwas erleichtert am anderen Ende wieder aus der Spaccanapoli auf und waren nun, endlich, bereit für den Höhepunkt: die neapolitanische Pizza, hier, an ihrem Erfindungs- und Ursprungsort; Neapel sehen und Pizza essen, darauf waren wir vorbereitet worden, wir kannten die Geschichte, wie die Margherita zu Ehren der gleichnamigen Königin erfunden worden war, in ihrem uritalienischen Dreiklang des Rots der Tomaten, des schneeweißen Büffel-Mozzarella und des duftigen grünen Basilikums – dazu das Mysterium der Hefe, ganz genau zwischen locker und knusprig, so, wie es eben nur in Neapel zelebriert werden konnte, und nicht in Nürnberg, New York oder Neuseeland und schon gar nicht in der heimischen Pizzeria oder aus einer Tiefkühlpappe. Doch da ereignete sich das Unvorhergesehene, das Unvorhersehbare, das Sakrileg: Ein kleiner Teil der Gruppe – es waren einige der Jüngeren – kündigte an, sich von der Herde trennen und lieber shoppen gehen zu wollen. Shopping?! Unser Hirte war nicht nur verstimmt, er war fassungslos. Socken in Sandalen, das mochte noch angehen, zumal man ja wirklich nicht wusste, was unter den Socken versteckt war; aber Shopping statt neapolitanischer Pizza? Seine Statur litt. Aber

er fasste sich mühsam wieder und gab bündige Instruktionen: Zusammenbleiben, unbedingt, jetzt erst recht! Die Hauptstraße niemals verlassen, da gäbe es sowieso keine Shops in den Gässchen! Den Rucksack körpernah! Und genau eine Stunde, *capisci?* Die Abtrünnigen setzten sich etwas unsicher in Bewegung, der Rest setzte sich auf weiße Plastikstühle; die Pizzeria sah noch etwas unbelebt aus. »Shopping!«, murmelte er, immer wieder. Die Pizza ließ auf sich warten, aber schließlich war das hier kein Schnellimbiss oder *Pizza-take-away*, sondern Neapel an einem mäßig heißen Montagmorgen im August, und die Kellner mussten erst ein wenig überredet werden, ihren Ofen anzuwerfen. Als dann unsere Pizza kam – stillschweigend hatte man sich auf *Margherita*, das Original geeinigt –, bissen alle herzhaft zu. In Sekundenschnelle waren wir bekehrt: Alles war, wie es sein sollte, und niemals mehr würden wir in unserer heimischen Pizzeria eine *Pizza Hawaii* bestellen, ohne uns in Grund und Boden zu schämen, niemals mehr der Dr.-Oetker-Werbung oder einer anderen internationalen Pizza-Mafia und ihren Papp pizzas mit schmierigen Kuh-Mozzarella auf den Leim gehen!

Pünktlich nach einer Stunde – immerhin waren sie Deutsche und trugen Socken in den Sandalen – tauchten die Shopper wie-der auf. Sie schleppten Plastiktüten, die internationalen Trophäen des globalen Schnäppchenjägers, die Tüten trugen vertraute Logos der globalen Großkonzerne, die Jäger sahen aber nicht wirklich glücklich aus. Aber immerhin, so vermittelte ihre trotzige Haltung, würden sie etwas Handfestes mittragen aus Neapel, und wenn es nur gefälschte Markenprodukte aus Asien waren! Wir aber, wir Bekehrten, wir hatten die einzige, die wahre, die platonische Ur-Idee der Pizza schlechthin gegessen, und zwar restlos aufgegessen; nicht eine Kante war übriggeblieben. Die Plastiktische hatten ein wenig geklebt, und das grobe Porzellan hatte einen leicht gräulichen Schimmer, aber kam es darauf denn an? Die Pizza war uns in Fleisch und Blut übergegangen; ein einfaches

Mittagsmahl, gemeinsam genossen, während die Verräter ihre Silberlinge vergeudeteten. Und ihre T-Shirts würden schon längst zu Fetzen zerfallen sein, während wir, in der heimischen Pizzeria oder zuhause, der Ur-Pizza gedenken würden, voller Inbrunst und Ehrfurcht und Sehnsucht, ihrem unvergleichlichen Dreiklang aus tiefroten Tomaten, schneeweißem Büffelmozzarella und duftiggrünem Basilikum in der Nase und den Geschmack von Italien, Vesuv und Sommer auf der Zunge, für jetzt und immerdar. »Neapel sehen und shoppen« hingegen hat sich bis heute nicht als Logo etablieren können.

VON KATZEN UND MENSCHEN

Nun gab es in diesem Chateau, das bezaubernd war wie alle unsere vorherigen Chateaus auch und von einem besonders charmanten Schlossherren von altem Adel geführt, zum ersten Mal das Angebot, man könne auch ein Abendessen bekommen. Es sei ein einfaches Essen, 20 Euro pauschal pro Person, nur ein Menü, man könne sich auch kurzfristig anmelden und solle dann gegen 20 Uhr in der normannischen Halle erscheinen. Gekocht wurde es von einer lebhaften kleinen Spanierin, dem *girlfriend* des Sohnes des Hauses, und sie begrüßte die unauslöschlich pünktlichen deutschen Gäste tatsächlich in einer sehr einfachen Küche, die auch in jedem deutschen Haushalt hätte stehen können. Mitten im Raum stand ein großer schwerer Holztisch mit schmalen Holzbänken an beiden Seiten, auf denen man halb stehend, halb sitzend das angekündigte einfache Menü zu sich nehmen konnte. Tatsächlich waren sogar schon zwei Gäste vor uns gekommen; ein italienisches Paar, mit dem Fahrrad unterwegs, die Dame beklagte das Fehlen von Shampoo im Appartement, aber ansonsten betrieb man freundliche Konversation mit dem bei aller Lockerheit immer sehr gerade dastehenden Sohn des Hauses, wenn er nicht gerade seiner aufgeregt herumwuselnden Freundin zur Hand ging und den Tisch deckte, das Wasser brachte, die Teller abräumte. Etwas später kamen drei junge Franzosen, ein

attraktiver und unauffällig eleganter Mann, flankiert von zwei Schönheiten mit langem Haar, wohlgeföhnt, die eine brünett, die andere schwarzhaarig; wie sich später beim Tischgespräch herausstellen sollte, waren sie – der junge Mann sagte es etwas verschämt in fließend akzentfreiem Englisch, sie konnten aber auch alle italienisch mit den Italienern parlieren, nur leider kein Deutsch – in der Modebranche tätig; die eine Dame entwarf Schmuck, der junge Mann Accessoires und Handtaschen für andere junge Männer, *freelancing*, wie er betonte, nicht für die großen Designer. Verstohlen schauten die anderen Tischgäste noch einmal auf die Kleidung, und tatsächlich, das weiße Hemd war wohl doch eine Nummer extravaganter als das, was man auch in guten französischen Läden hätte kaufen können, und der Schmuck zwar unauffällig, aber erlesen. Man saß nun schon auf den schmalen Holzbänken und war bereit für den ersten Gang – eine kalte Zucchini-Suppe mit Pfefferminz –, da kamen, offensichtlich unerwartet, noch mehr Gäste. Eine Familie, der Vater chinesischen Ursprungs, die Mutter amerikanisch aufgedrehter Typus, drei äußerst stille und wohlherzogene Kinder, apart gemischt in der Erscheinung. Als nach einiger Improvisation alle endlich am nun vollständig gefüllten normannischen Holztisch saßen, entwickelte sich ein lebhaftes Tischgespräch, besser gesagt, es kreiste bald ziemlich monolithisch um die Neuzukömmlinge. Denn er war in der Städteplanung und der Landschaftspflege tätig, weltweit offensichtlich; er hatte Visionen, viele, um die Welt zu retten, zumindest temporär, bevor die junge Generation sie dann endgültig *fixen* würde. Aber sie würden gut vorbereitet sein; seine Frau sei nämlich gerade eben zum *second coolest teacher* von ganz Amerika gewählt worden, der Sohn war schon mit einem berühmten Polarforscher in der Antarktis, und den Rest konnten wir nicht mehr ganz verstehen – aber es war unüberhörbar, dass es sich um hier um eine Hochleistungsfamilie handelte, um weltgewandte Menschen, die zu allem das Richtige und Wichtige zu sagen wussten, und die anderen zeigten sich

gehorsam beeindruckt und nickten an den richtigen Stellen: *Absolutely, yes*. Zwischendurch sprach man ein wenig über Mode, und wo man am besten shoppen gehen könne in Paris, die Mädels würden das ja sicherlich wollen. Die Kinder schwiegen und aßen (nicht alle mochten die Zucchini-Suppe, wenigstens). Wir schwiegen ebenfalls die meiste Zeit und aßen (sogar die Zucchini-Suppe, die wirklich gut war). Nach dem Dessert (natürlich war es auch ausgezeichnet) verabschiedeten wir uns ziemlich schnell und ungeschickt; wir wollten noch den Mont St. Michel bei Nacht sehen. Das stimmte schon, war aber nur die halbe Wahrheit; die andere Hälfte war, dass wir einfach nicht gewappnet waren für so viel Weltläufigkeit und Exzellenz mit unserem doch deutlich akzentuiertem Englisch und unseren Brocken Französisch und unserer praktischen deutschen Reisekleidung und unserer schwäbischen Provinz, aus der nichts als schicke Autos kommen; und unser Sohn weigerte sich, sobald wir den Raum verlassen hatten und wie auf ein Zeichen gemeinsam in ein etwas hysterisches Kichern verfallen waren, standhaft, die Welt später *fixen* zu wollen, nachdem wir sie ruiniert hatten. Der nächtliche Anblick des Mont St. Michel half uns ein wenig über den Kulturschock hinweg, vor allem, weil es ruhig und sogar ein wenig menschenleer war; über uns strahlten Millionen Sterne, man konnte die Milchstraße verfolgen, und gar nichts musste gefixt werden. Als wir zurück kamen zum Chateau, es war gegen Mitternacht, sahen wir den Chinesen in seinem weißen Bademantel vom Pool zurückhuschen; wahrscheinlich hatte er noch eben 100 Bahnen geschwommen und war übrigens bei der Olympiade in Peking Zweiter über 100 Meter Delphin geworden. In der Eingangshalle des Chateaus mit ihrer geschwundenen Treppe und den streng blickenden Portraits der Ahnen erwartete uns dafür die Schlosskatze. Sie hatte eine Maus gefangen, sie lag noch dort auf dem tiefroten Teppich, und die Katze war sehr stolz. Wir unterhielten uns eine Weile mit ihr, Katzen sind so angenehme Gesprächspartner; sie sagte auch gar

nicht, dass sie sowieso jeden Tag vier Mäuse fange, wie uns der Schlossherr bei der Abreise am nächsten Morgen berichtete. Es reicht ja, seine Pflicht möglichst gut zu tun, man kann auch gern stolz darauf sein; darüber aber auch noch pausenlos reden müssen nur Menschen.

VON REHEN UND STIEREN UND DER GLOBALISIERUNG DES MITTELALTERS

»Wahrscheinlich haben sich die letzten fünf Einwohner zusammengetan, knacken gerade unser Auto und verlassen diese Stadt.« Sehr lakonisch sagte mein Sohn diesen Satz an einem Montag während unseres diesjährigen Frankreichurlaubs. Es war mittags, nach 14 Uhr, die Sonne schien gnadenlos auf die Provinzstadt in der Provence herab, und wir waren, nun ja, verzweifelt. Gerade war mir nämlich exakt der gleiche Gedanken durch den Kopf geschossen, wenn auch nicht in der rhetorischen Zuspitzung, die mein vielleicht noch nicht geistig ganz weichgekochter Sohn dem Gedanken gegeben hatte, so dass er geradezu schwerelos durch die flimmernde Luft über den verlassenen Straßen flimmerte, wo nur gelegentlich eine streunende Katze zwischen immer verfalleneren Häusern von Schlagloch zu Schlagloch humpelte; ich hatte einfach gedacht: Oh weh, und ausgerechnet hier haben wir unser Auto – es war nämlich ein noch relativ neues, für Südfrankreich relativ großes und überhaupt sehr attraktives Auto – in der hinterletzten Ecke dieses superneuen Riesenparkplatzes geparkt! Derweil waren wir wieder in einer Sackgasse gelandet. Irgendwo, irgendwo am Ortsrand musste doch dieser Kanal sein, er hatte zwar gar nicht so einladend ausgesehen, als wir mit unserem schönen attraktiven Auto über ihn hinweg gefahren waren, hin zum großen, superneuen Parkplatz. Aber da dachten wir auch noch –

Ach, was man so alles denkt, wenn man im schönen Sommerurlaub dasteht, mitten in Frankreich, die Sonne brennt vorschriftsmäßig vom Himmel und es ist hell, so hell hier in der Provence, dass man endlich versteht, was

Cézanne und seine Malerkollegen meinten, wenn sie von der Luft hier schwärmten, ihrer ganz besonderen Durchsichtigkeit und geradezu transzendenten Klarheit! Wir hatten also gedacht, den Reiseführer in der Hand, dass wir von Arles aus nun noch nach Saint-Gilles fahren wollten; es sollte der Tag der romanischen Portale werden, der Himmels- und Teufelsdarstellungen, der Fratzen und Monster, der Engel und Jungfrauen, und wie flocht sich eines ins andere in den alten geschnittenen Steinen! In Arles war morgens viel los gewesen, das Fremdenverkehrsamt hatte zum Beispiel eine kleine Gruppe attraktiver junger Dame dafür engagiert, ihre zierlichen Körper in putzige Trachten zu zwängen und die schweren Haare zu schmückenden Knoten aufzubinden und dann zu posieren. Im römischen Theater, vor der Kathedrale Saint-Trophime, sogar bei der alten Nekropole der Alycsamps hatten wir sie mit dem Taxi vorfahren sehen, und es war ein apartes und irgendwie symbolisches Bild gewesen, wie sie ihre langen Kleider über die schmalen Knöchel huben beim Aussteigen, sich mit den Schmuckfächern Luft zufächelten und dann langsam die uralte Allee betraten, über die schon Rilke Gedichte geschrieben hatte und die, natürlich, Cézanne gemalt hatte. Ach, in Arles war die Welt noch sehr in Ordnung gewesen, die Jahrhunderte waren einfach ineinander verschränkt wie die Figuren auf den Portalen, und auf dem weiten Sandplatz des Amphitheaters stand etwas verloren ein kleiner roter Traktor, als wollte er demnächst auf die Stiere losgehen, er sah aber gar nicht fehl am Platz aus. Jedenfalls war es genug Stadt für die vielen Touristen, es waren genug Souvenirshops für noch mehr Touristen, und das Theater und die anderen antiken Trümmer nahm man eben so mit, schließlich posierten attraktive junge Frauen im Schatten zwischen den Säulenresten und lachten und plapperten und winkten kokett mit ihren Fächern!

Aber wir wollten ja wieder einmal nicht das machen, was alle anderen machten – also sich in einem der vielen Restaurants ein schattiges Mittagsplätzchen suchen, ein

überteuertes Touristenmenü aus den immergleichen Bestandteilen bestellen (das trotzdem sein Geld wert war, das war es eigentlich immer) und anschließend ein wenig in schattigen Souvenirshops stöbern und arlesische Puppen oder dekorative Plastik-Theatertrümmer für den Vorgarten kaufen. Wir doch nicht! Nein, wir machten uns auf den Weg zum zweiten romanischen Portal, nämlich nach St. Gilles, gar nicht weit zu fahren. Dort würde es etwas ruhiger sein, so dachten wir, und wir würden gemächlich das wunderbare Portal begutachten und es fachkundig mit dem in Arles vergleichen. Und dann würden wir uns auf dem von Platanen gesäumten Platz vor der Kathedrale in einer Brasserie niederlassen, die wahrscheinlich Brasserie du St. Ägide heißen würde, nach dem ortsansässigen Heiligen, und dann würden wir – naja, ein etwas weniger überteuertes Touristenmenü essen, das trotzdem sein Geld wert war, aber vielleicht wäre noch ein Dorfhund da und das eine oder andere Dorf-Original.

Vielleicht ist dies die Stelle, um einen kleinen Exkurs einzufügen über den Heiligen Ägidius. Er war eigentlich, so kann man in *Wikipedia* und diversen Reiseführern lesen, aus Griechenland gebürtig, aus nobler und wohlhabender Familie, und wie es genau dazu kam, dass er als Heiliger in der Provence endete, ist nicht ganz klar; aber darauf kommt es ja auch nicht an in solchen Geschichten. Die Legende jedenfalls sagt, dass er sich als Eremit im Rhonetal angesiedelt hatte und sich von der Milch einer Hirschkuh nährte. Als jedoch während einer Jagd der wüste Westgotenkönig Wamba (ja, wirklich, nicht der weiße Neger Wumbaba) auf seine Hirschkuh schoss, rettet Ägidius sie, indem er sich schützend vor sie stellte und so selbst vom Pfeil des wüsten Wamba getroffen wurde. Weil das aber offenbar noch nicht heiligenmäßig genug war, bat er Gott inständig darum, dass er niemals von dieser Wunde gesunden solle; welchen Wunsch Gott ihm in seiner unendlichen Großzügigkeit erfüllte. Der König jedoch hatte ein schlechtes Gewissen und gründete zur Wiedergutmachung ein Kloster für Ägidius. Und so steht

heute, Hans Memling hat es eindrucksvoll gemalt, ein schmaler Eremit mit Bart und Abtsstab demütig gebeugt neben einer scheuen Hirschkuh, seine Hand schmeichelt ganz unauffällig ihre Wange, der Pfeil ragt noch aus dem Unterarm hervor, und wenn man genau schaut, sieht man ein wenig Blut herabtröpfeln.

Dieses Kloster nun wurde gegründet in Saint-Gilles, und es gedieh und blühte recht bald, zumal als die Benediktiner von Cluny es unter ihre Fittiche nahmen, die gerade dabei waren, ganz Europa mit ihrem Reformorden zu überziehen, eine erfolgreiche religiöse Globalisierung zweifelsohne. Und so geschah es, dass der entlegene Ort am Rand der sumpfigen Camargue zur zentralen Station auf einem der großen Pilgerwege wurde: Die Via Tolosana nach Santiago de Compostela, einer der vielen Zweige des bis heute allgegenwärtigen Jakobswegs (ja, Globalisierung!), führte durch ihn hindurch, und gleichgültig, ob man aus Italien oder Südfrankreich kam oder auf dem Kanal von Nordfrankreich – alle Wege führten zuerst nach Saint-Gilles, und von da aus dann, Muschel für Muschel, auf den Spuren des Hl. Jakob nach Santiago de Compostela. 40.000 Einwohner soll die Stadt in ihrer Blütezeit gezählt haben, ein Zentrum der Religion, des Handels, der Kultur. 13.500 sind es angeblich heute, aber eigentlich sind es nur noch fünf, und die sind gerade dabei, unser Auto zu knacken, um Saint-Gilles für immer zu verlassen.

Denn Saint-Gilles, so wie wir es antrafen an diesem sehr heißen Hochsommertag, war eine Geisterstadt. Nun gut, der Abstieg hatte schon weiter früher begonnen, Schnelldurchlauf durch die Geschichte: 1208 wurde ein päpstlicher Legat in der Stadt ermordet, die Pilgerbewegung flaute ab, da man zu viel Kriege führen musste auf dem Wege, die Hugenotten steckten 1562 die Abtei in Brand und ertränkten die Mönche im Brunnen der Krypta (nein, die Hugenotten sind gar nicht immer die Guten!). Der Zahn der Zeit und die Französische Revolution besorgten das Übrige, gefolgt von den berüchtigten

französischen Radikalrestauratoren des 19. Jahrhunderts. Und so kommt es, dass die ehemalige Pilgerhochburg, eines der vier größten Wallfahrtsziele der Christenheit einstmals, heute nur noch – im wahrsten Sinne des Wortes eine Fassade ist. Immer noch thront die Kathedrale auf dem höchsten Punkt der Stadt, weit über Kanal und Hauptstraße erhoben; immer noch greift sie breit und platzfüllend aus mit ihren drei Prachtportalen. Aber über den Portalen – hört die Kirche einfach auf; ein Stummel von Turm zur Linken, ein einfacher Campanile zur rechten, und ein sehr prosaisches Mittelschiff, das kaum über das Hauptportal herauschaut. Und aller Reichtum der Portalausstattung, die unzähligen Heiligen, Jungfrauen, Monster und Fratzen, der Herrgott selbst und Maria und Jesus und die Jünger, können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Zeit über sie hinweg gegangen ist. Einsamer als einsam stehen sie auf einem sonnendurchglühten Hügel, und man wünschte ihnen innig wenigstens einen Heiligen Ägidius samt Hirschkuh, es dürfte auch gern ein zerzauster Dorfhund sein, der bei ihnen stünde und Wacht hielte.

Das wirklich Befremdliche aber war, dass die Fassade gerade neu hergerichtet worden war: Glanzgekärchert erstrahlte sie beinahe übernatürlich, zu ihr führten geglättete Marmorstufen empor, markiert von vielen ganz neu glitzernden Muschelsymbolen auf den ebenfalls noch beinahe nach frischer Farbe riechenden Geländern. Auf einem Bauplakat wurde gepriesen, dass es sich ja nun um ein UNESCO-Weltkulturerbe handelte; und offensichtlich war ein Geldregen über diese Kleinstadt hereingebrochen, deren Rest aber, drehte man nur den gekärcherten Prachtportalen den Rücken, kurz vor dem Zusammenbruch war. Natürlich, beim Einfahren hatten wir am Kanal ein Restaurant gesehen; die Hauptstraße, von der wir zum funkelnagelneuen Parkplatz (brauchten Jakobspilger eigentlich so viele Parkplätze heutzutage?) abgebo-gen waren, hatte wohl einige Läden gehabt. Aber sobald wir uns bergauf begeben hatten, sobald wir unsere kleine

mittägliche Pilgertour zur Abtei des Heiligen Ägidius, einem der vier großen Wallfahrtsziele des christlichen Mittelalters, Hauptstation auf der Via Tolosana, aufgenommen hatten – verfiel alles immer mehr. Die Straßen waren kaputt, die Häuser waren kaputt, die Autos waren kaputt. Ein Restaurant? Ach, inzwischen hätten wir schon einen einfachen Dorfladen gepriesen (das Wasser war aus), überhaupt einen Laden, oder wenigstens einen Menschen, einen Straßenhund, irgendetwas! Aber es wurde immer stiller. Die Muscheln glänzten schweigend vor sich hin und wiesen uns den Weg nach oben, aber oben – war nichts. Mittagsruhe wäre untertrieben. Es war eine Stille, von der man sich nicht vorstellen konnte, dass sie jemals aufhörte; sie war nicht schön und beruhigend, sie war drückend und bedrohlich. Wartend standen die Jungfrauen am Portal, aber egal ob sie noch Öl gehabt hätten in der Lampe oder nicht – es hätte nichts geholfen. Sie warteten auf etwas, das niemals mehr kommen würde, trotz aller vereinten Fördermittel von UNESCO und EU, und irgendwann würde auch der große neue Parkplatz verfallen, überwuchert von den wilden und bei alledem durchaus noch wohlriechenden Kräutern der Macchia. Und irgendwo würde unser Auto....

An diesem Punkt nämlich sagte mein Sohn den anfangs zitierten Satz, begleitet von meiner persönlichen Schreckensvision. Wir wollten inzwischen nur noch raus hier (wir sind dann mal weg!), hin zum Kanal am Ortszugang, immerhin hatten wir dort eine Pizzeria gesehen und die Boote sahen eigentlich lebendiger aus als alles, was uns auf den buckligen Berggassen rund um die traurigen Portale begegnet waren. Normalerweise stellen wir uns nicht dumm an und sind auch in der Fremde hinreichend orientiert, aber dieser Ort hatte es auf uns abgesehen. Wir sollten Saint-Gilles kennenlernen, all seine Seiten! Als wir endlich durch eine besonders heruntergekommene Häuserreihe Wasser durchschimmern sahen, fühlten wir uns ähnlich, wie sich die Pilger nach einem langen staubigen Tag gefühlt haben müssen, als sie die

stolzen Türme von Santiago de Compostela in der Ferne sahen. Wir waren am Kanal! Es gab sogar zwei Restaurants! Beide waren offen, in beiden saßen Menschen! Und sogar die Pizza war gut, alles war gut. Natürlich stand unser Auto auch noch genau da, wo wir es gelassen hatten, als wir nach einer knapp zweistündigen Mittagspause wieder auf den gähnend leeren Parkplatz zurückkehrten, es hatten sich aber immer noch keine Jakobspilger eingefunden. Wir hatten auf dem Rückweg auch gesehen, dass gerade vor einem Tag die Stiere durch die Stadt gejagt worden waren, die Absperrungen standen noch an den Seiten und es gab lustige Verkehrsschilder mit Stieren mit gesenkten Hörnern darauf. Vielleicht gab es also doch noch Leben in Saint-Gilles, vielleicht gab es noch Hoffnung. Lieber wäre es mir aber gewesen, anstelle einer Stierhatz mehr vom Geist des Heiligen Ägidius zu sehen, wie er sanftmütig und unauffällig seine verletzte Hand an die Wange eines scheuen Rehes schmiegt. Aber das wäre wohl zu viel gehofft.

NICHTS ZU SEHEN IN TROJA

Die Busfahrt war sehr lang, und es war sehr heiß draußen. Wir waren zwar schon in aller Frühe vom Hotel gestartet, aber der Weg nach Troja durchs Landesinnere war weit und die Straßen waren noch nicht gut ausgebaut; es gebe aber, so erzählte uns unser türkischer Reiseleiter, ein neues Modernisierungsprogramm, alle großen Überlandstraßen in der Türkei würden nämlich vierspurig ausgebaut werden in den nächsten Jahren (die Geschichte spielt vor sehr langer Zeit, *ante Erdogan*). Die sehr vermischten deutschen Touristen, die den großen Bus über die Sitzreihen versprengt bevölkerten, blickten skeptisch; sie hatten auch schon gelernt, dass man in der Türkei mit fünfzig Jahren in Rente gehen konnte, und das klang alles ein wenig zu paradiesisch – wenn die Hitze nicht gewesen wäre. Die Klimaanlage kam einfach nicht gegen die über vierzig Grad Außentemperaturen an, aber wenigstens hatte der türkische Busfahrer vorausschauend seinen Kühlschranks

bis zum Rand mit kleinen Plastik-Wasserflaschen gefüllt, an denen wir hingen wie an einem Tropf. Derweil unterhielt uns unser Reiseleiter tapfer weiter, während die Stunden sich zogen und die Temperatur weiter anstieg: Wir alle hätten ja sicherlich in der Schule die ganzen Geschichten gehört von Troja. Wir nickten brav und ließen sie uns trotzdem noch einmal erzählen, die Fahrt war lang und die Landschaft trostlos von der Sonne verbrannt. Das Besondere aber an dem realen Troja sei, so betonte unser Führer gleich zur Einleitung, dass es dort leider heute gar nichts zu sehen gebe. Er sage es uns lieber gleich, damit wir nicht enttäuscht seien; wo wir doch alle die großen Geschichten kennen würden und auf das Pferd neugierig seien oder wenigstens ein paar Reste von der alten Herrlichkeit Trojas und dem erbitterten zehnjährigen Kampf sehen wollten – aber nein, er müsse uns die Wahrheit sagen: Nichts, oder wenigstens fast nichts sei davon geblieben. Der Kampf müsse in unserem Kopf stattfinden, da die Realität leider nichts hergebe. Natürlich, man habe ausgegraben, wieder und wieder, von Troja I bis zu Troja X, aber es sei halt nicht viel mehr zu finden gewesen. Draußen zogen weiter türkische Kleinstädte mit öden Neubausiedlungen vorbei, wir konnten auch nur ahnen, wie stark die Mittagshitze inzwischen brannte; die meisten dösten längst vor sich hin; aber zwischendurch versäumte es unser Reiseleiter nicht, uns gelegentlich darauf hinzuweisen, dass in Troja immer noch nichts zu sehen sei. Nur damit wir gewarnt seien.

Als wir am späteren Nachmittag immer noch bei Brut-hitze und mit steifen Beinen den Bus verließen, in dem sich die leeren Wasserflaschen türmten, stellte sich heraus, dass die Strategie des Reiseleiters geradezu des listenreichen Odysseus würdig war: Wir erwarteten einfach gar nichts mehr – und waren deshalb geradezu entzückt über jeden Stein, der mit viel Phantasie und gutem Willen ein wenig antik aussah und eine Säule ahnen ließ; wir malten uns aufs schönste aus, wie die Griechen über sanfte Schrotthügel anstürmten, vom Meer her, das da

vorn in weiter Ferne liegen sollte, irgendwo; und wir hätten auch Helena in jedem Weibe gesehen, wenn wir denn überhaupt eines gesehen hätten; wir waren aber ziemlich allein in der Anlage – es gab schließlich nicht viel zu sehen, wie wir nun aus eigener Anschauung kennerhaft bestätigen konnten. Und als wir dann noch einen mit einem geometrischen Punktmuster versehenen quaderförmigen Stein fanden, sechs Punkte in wohlgeordneten Dreierreihen, freuten wir uns geradezu kindisch, dass wir das URLEGO entdeckt hatten! Immerhin gab es auch ein rekonstruiertes Holzpferd am Eingang, wenn man tapfer war, konnte man sogar in seinen überhitzten Bauch klettern. Zudem hatten, um die Wahrheit zu sagen, die meisten nicht gerade präzise Erinnerungen an die Eroberung von Troja; Homer ist keine einfache Lektüre, allenfalls hatte der eine oder die andere den neuen Film mit Brad Pitt gesehen, aber der war nun leider auch nicht in Troja geblieben.

Unser türkischer Reiseleiter aber wurde während all der Zeit nicht müde, uns zu loben, unsere Disziplin und unsere Pünktlichkeit vor allem, die sich so wohltuend von der italienischer Reisegruppen abhebe – wenn die erst mal beim Essen saßen, würden sie nie mehr aufstehen, die Deutschen hingegen: immer fünf Minuten vor der Zeit! Wir schämten uns leise unserer Sekundärtugenden, aber das war noch nicht das Schlimmste. Noch schlimmer wurde es, wenn er an unsere Bildung appellierte. Die Gruppe war ungefähr so ein gemischter Haufen wie die homerischen Helden, die sich damals aus ganz Griechenland kommend vor Troja versammelt hatten; und der Bus war unser Holzpferd, in dessen Bauch wir sicher waren. Draußen jedoch lauerten die Hitze und die Bildung. In Ephesos zum Beispiel, wo wir wiederum bei über vierzig Grad unter dem einzigen kargen Olivenbaum, der einen Hauch von Schatten zwischen den Ruinen spendete (wenigstens gab es hier reichlich davon), zusammengedrängt waren, eine blasse Schafherde mit bunten Sonnenhüten – hier in Ephesos also, so

verkündete der Reiseleiter stolz, habe der Apostel Paulus seine berühmten Briefe geschrieben. Er erntete verständnislose Blicke von seinen Schäfchen. Die Briefe an die Epheser natürlich, wir wüssten schon. Große Teile der Reisegruppe wussten nichts, oder wenigstens deutlich weniger noch als über Troja, und diesmal nickten sie nicht brav und schafsartig, warum auch immer, sondern wurden ein wenig aufmüpfig: Sie waren ehemalige Bürger der DDR, und Bibellektüre stand noch weniger als Homer auf ihrem Lehrplan, woher sollten sie so etwas also wissen? Und so kam es, dass ein sehr freundlicher, umfassend gebildeter, liberal muslimischer, grauhaariger türkischer Reiseleiter seiner deutschen Reisegruppe, kaum fünfhundert Meter entfernt von der imposanten Fassade der berühmten Bibliothek von Ephesos (es war aber nur eine Fassade übrig, die leeren Fenster schauten ins Nichts, auf das Meer, das damals noch dort war und sich jetzt auch zurückgezogen hatte), eine Einführung in die Grundlagen der christlichen Religion erteilte, die reges Interesse fand; und wenn der Apostel Paulus jetzt noch ein Pferd dagelassen hätte, wären wahrscheinlich die Ersten vom Atheismus zum Christentum konvertiert. So aber war es ein Märchen mehr von vielen, über eine Religion aus einer fernen Zeit in einem fernen Land, das keinen Schatten kannte, aber monumentale Bibliotheken und Theater baute und einen zehnjährigen Krieg um eine schöne Frau führte.

Der Reiseleiter wurde es im Übrigen auch nicht müde, uns die Vorzüge des Kemalismus zu predigen; kaum sah man eine verschleierte Frau auf der Straße, so wies er darauf hin, dass das alles Touristinnen sein, aus Kuwait wahrscheinlich. Türkische Frauen müssten keine Schleier tragen. Natürlich könne man auch Alkohol trinken, zu medizinischen Zwecken nämlich, das erlaube der Koran selbstverständlich. Und wenn er uns von Kemal Atatürk persönlich erzählte, so als sei er ein alter lieber Bekannter von ihm gewesen, kam ein besonders weicher Ton in seine sowieso schon weiche Stimme. Aber er führte uns

auch in eine kleinere Moschee, wo der Imam – eine alter lieber Bekannter von ihm – die erste Sure des Koran für uns rezitierte; die Frauen unserer Gruppe trugen schmutzige Kopftücher und fühlten sich nicht unterdrückt. Und als wir dann in Istanbul über den Bosphorus fuhren, an einem frischen und klaren Morgen auf einer schaukelnden Barkasse, und sich am europäischen und am asiatischen Ufer die Sultans-Paläste neben den Hochhäusern entfaltet und die ersten Fischer am Ufer ihre Angeln auswarfen, waren wir endgültig diesem Land verfallen, das so charmant die Kontinente und die Religionen verband. Keiner von uns ahnte, dass kaum zehn Jahre später ein neuer Herrscher aufstehen würde, um dem Kemalismus endgültig ein Ende zu bereiten; und wenn ich an unseren Reiseleiter zurückdenke, der so viel Geduld mit den ungebildeten, aber pünktlichen Deutschen hatte und so melancholisch aus seinen alten weisen Augen schaute, dann fürchte ich sehr um ihn.

DIE AH-SAGER.

EINE GESCHICHTE AUS ARMENIEN

Als erstes warnte unsere armenische Gastgeberin uns vor dem Straßenverkehr. Geht bloß nicht einfach bei Grün los, sagte sie. Da hält sich hier keiner dran! Immer schauen müsst ihr, und dann losgehen, wenn ihr eine Lücke seht, und zwar zügig! Sie bremsen auch nicht! Das Kind schaute verunsichert. Gerade erst hatte man ihm mühsam beigebracht, bei Grün zu gehen und bei Rot zu stehen, da sollte es nun auf einmal alles vergessen. Einfach so. Weil man halt in Armenien war, und nicht mehr in Deutschland, wo alles brav bei Grün stand und bei Rot ging (jedenfalls wenn die Eltern schauten). Zudem waren viele Straßen ziemlich breit in der Hauptstadt der noch nicht seit allzu langer Zeit aus dem Sowjetreich in die Freiheit entlassenen Republik Armenien; und sie waren zwar noch nicht überfüllt, aber doch gut befahren, schnell vor allem; die Minibusse, die Marschrutkas (unwillkürlich musste man an die russischen Puppen denken, die

Matroschka, und genauso eng war es auch in den kleinen Bussen, einer stand dem anderen auf den Füßen, und wenn man zu groß war, konnte man sich nicht aufrichten während der Fahrt) drängelten sich mit Taxis, den schwarzen Jeeps der sich bereits formierenden kapitalistischen Oberschicht und mehr oder weniger schrottreifen Sowjet-PKWs um die Wette. Es war also gar nicht so einfach, die andere Straßenseite zu erreichen, ein kleiner Adrenalinstoß jedes Mal, aber man gewöhnte sich. Man gewöhnte sich auch, notgedrungen, daran, dass die Bürgersteige trotz strengen Winters nicht geräumt worden waren; an vielen Stellen hatten sich Eisplatten gebildet, die offenbar keinem von den Einheimischen auffielen, aber in den deutschen Besuchern Horrorbilder von gebrochenen Gliedmaßen und armenischen Krankenhäusern auslösten. Immerhin, die großen Straßen waren weitgehend eisfrei, und außerdem hätte auch niemand das Tempo gedrosselt, wenn dem nicht so gewesen wäre.

Ähnlich aufregend war es, wenn man mit einem der vielen Taxis fuhr, das uns für einen für westeuropäische Verhältnisse lächerlichen Preis, die Tausende von Drams flutschten nur so vorbei, quer durch die Metropole in die etwas trostlosen Vorstädte und darüber hinaus transportierte; am besten schloss man die Augen während der Fahrt. Denn dass man überhaupt am Ziel ankam, war sowieso immer fraglich; die Taxifahrer sprachen Armenisch, sicher fließend, und Russisch, vielleicht sogar akzeptabel; aber nicht ein Wort Englisch, von Deutsch ganz zu schweigen, wieso sollten sie auch? Das Armenische aber ist, wie das gesamte Land samt seinen drei Millionen Bewohnern, eine stolze und unabhängige Schöne: Es hat eine eigene Schrift aus vage kyrillisch anmutende Buchstaben mit vielen sanften Rundungen und Häkchen, erfunden von dem großen Mesrop Maschtoz im vierten nachchristlichen Jahrhundert, und es ist bis heute nicht nur Amtssprache, sondern auch ein beliebtes, tausendfach wiederholtes künstlerisches Motiv. Nicht einmal aufgeschriebene Anweisungen konnten also

weiterhelfen; und etwas verzweifelt überließen wir uns unserem Schicksal und dem Herrn des Taxis, der nach vielen Anrufen bei seiner Zentrale und wiederholten Gesprächen mit Kollegen, Freunden und Bekannten, notfalls an jeder Straßenecke, dann doch irgendwann zum Ziel fand. Oder zumindest in dessen Nähe.

Es wurde also Gottvertrauen verlangt; und auch davon hatten die Armenier selbst reichlich. Was blieb ihnen auch übrig – einem kleinen Volk, dessen Bevölkerungsmehrheit bis heute in der Diaspora lebt; einem zutiefst religiösen Volk, das einen eigenen Patriarchen hat und als erstes das Christentum zur Staatsreligion machte, aber umgeben ist von Andersgläubigen; einem verzweiferten Volk, dessen heiliger Berg, der große Ararat, sich nicht nur den größten Teil des Jahres hinter Wolken versteckt, sondern auch noch auf dem Gebiet des alten Erbfeindes, der Türkei, angesiedelt ist? Tausendfach lachte der Ararat von den armenischen Kognakflaschen, aber nur allzu selten zierte seine schlichte Linie den Horizont in der Ferne; sogar von Jerewan, der Hauptstadt, hätte man ihn sehen können, wenn man ihn denn hätte sehen können, und jeden Morgen schauten wir aufs Neue hoffnungsvoll aus unserem Hotelfenster: Dunst, Nebel, Sonnenschein, Kälte, aber kein Ararat. Vielleicht war es besser so. So blieb er im Nebel der Urgeschichte, man konnte sich einbilden, die Arche sei immer noch auf ihm gestrandet, und jeden Morgen sende Noah eine Taube aus, sie fliegt direkt nach Jerewan und findet den Rückweg nicht, weil sie den Ararat nicht sieht. Aber wer sieht, muss nicht glauben; auf den Glauben jedoch kam es an, und während in Jerewan die Absätze der Frauen immer höher wurden und ihre Röcke immer kürzer, sahen wir in den dunklen Kappellen auf den Dörfern alte Frauen, die genauso rauchgeschwärzt wirkten wie die Wände. Sie verkauften den Besuchern Kerzen, sehr lange schmale honigfarbene Kerzen, die man anzündete, in mit Sand gefüllte quadratische Behälter steckte und ein stilles Bittgebet dazu sprach, vielleicht für die zukünftigen Taxifahrten und

Straßenüberquerungen. Doch einmal hatten die reichen Gäste aus dem Westen nur noch 1000-Dram-Scheine, kein Kleingeld, und als das Kind schüchtern der alten Frau den Schein reichte, wurde sie sehr aufgeregt und gab ihm einen ganzen Armvoll Kerzen und bekreuzigte und bedankte sich, immer wieder. Natürlich steckten wir dann alle Kerzen an, das Kind freute sich und machte ein Muster in der Box, ein symmetrisches natürlich; vielleicht hat es sogar die wenigen Kerzen, die schon brannten, umsortiert, sie standen so unordentlich und durcheinander. Es wurde für kurze Zeit ein wenig wärmer und heller.

Wir lernten glauben. Wir lernten, dass man immer irgendwann ankommt, dann wird man sehr herzlich begrüßt und allen vorgestellt, und man bekommt jede Menge Essen, häufig Süßigkeiten, und dann lernt man wieder neue Menschen kennen, und alle Namen enden auf »yan« und die Sprache scheint aus herzlichen As zu bestehen, wie Armenien und der Ararat, sowohl der Berg als auch der Cognac, und die zweitbekannteste Kognak-Sorte heißt Arma. Das ganze Land war ein Ausdruck permanenten Ah-Sagens, ein Ah der Freude, des Staunens, der Neugier, auch wenn die Schrift optisch ein wenig mehr zum U zu neigen schien und damit noch vage an das alte Königreich Urartu erinnert. Aber die Armenier waren keine Uh-Sager, sie waren Ah-Sager, und sie schauten dem Leben optimistisch und stolz ins Gesicht; sogar nach dem Völkermord, nach den großen Erdbeben und nach der schlimmen Energiekrise, als ihr einziges Atomkraftwerk abgeschaltet worden war und es keinen Strom gab und nur stundenweise fließendes Wasser, und die Winter waren sicher nicht wärmer damals – selbst damals, so konnte man sich vorstellen, begrüßten sie jeden Tag mit einem freudigen »Ah!« und einem suchenden Blick in Richtung Ararat und mit der Zuversicht, dass ihr Gott es wohlmeine mit den Armeniern, auch wenn sie umgeben waren von Feinden, eingeschlossen von Bergen und weit weg vom Meer.

Wir muddelten uns durch, mit regelmäßigen kleinen Adrenalin-Schocks (Aahhhh!). Wir überlebten den Verkehr, wir aßen, solange wir konnten und dann noch ein wenig mehr. Wir sagten Ah! beim Anblick der alten Klöster mit den Chatschkaren, den uralten Kreuzsteinen, überwachsen von genauso alten Moosen und Flechten und von innen leuchtend in gedämpften Farben; wir sagten Ah! angesichts des heidnischen Sonnentempels von Garni, der im Abendrot beinahe mystisch über den ihn umgebenden Terrassen und Schluchten schwebte; wir sagen Ah!, als man uns eine Planke von der Arche Noah zeigte, und wir sagten Ah!, wenn wir den Ararat einmal mehr nicht sahen. Aber dann begab es sich, es war am vorletzten Tag unseres Aufenthaltes in Armenien, dass wir endlich das berühmte Handschriftenmuseum besichtigen sollten, den mit gleich vier A's gesegneten Matenadaran. Der streng klassizistische Museumsbau liegt auf einer kleinen Anhöhe, und vor ihm steht gebührend monumental Mesrop Maschtoz; zu seinen Füßen kniet ein Knabe, und der Heilige, der Gelehrte, der Buchstabenmacher weist dem Knaben mit der einen Hand den Weg zum Himmel, und mit der anderen zeigt er auf das armenische Wappen, den stolzen Adler mit dem Schwert. Innen, im Allerheiligsten, werden kostbare illustrierte Handschriften aufbewahrt. Ihre Farben strahlen wie am ersten Tag, und die armenische Schrift mit ihren Häkchen und Kurven enthüllt erst hier ihren wahren Charakter, nämlich den einer Hand-Schrift im wörtlichen Sinne: einer meditativen Übung der Hand im schönen Schreiben, in sanften regelten Bewegungen, in schwingenden Kurven. Und plötzlich, man hat sich gerade von einem der Manuskripte abgewandt und lässt den Blick schweifen in der Rotunde, plötzlich verspürt man ein seltsames Gefühl. Es ist auf einmal still, kein Laut dringt hinein von der Stadt, vom niemals schweigenden Verkehr, vom Stimmengewirr der fröhlichen Armenier mit ihren vielen hellen As, es ist so still, dass man die Stille zu hören meint. Und man merkt, dass man sich unwillkürlich entspannt hat; man

muss nicht mehr aufpassen, ob der große schwarze Jeep jetzt noch rechtzeitig bremst, man muss sich nicht sorgen, ob der Taxifahrer vielleicht doch zur Mafia gehört, man muss sich noch nicht einmal mehr schämen für seinen eigenen Reichtum. Die Ruhe und die Kurven der Schriften sind in einen eingedrungen und kreisen dort weiter, wie sanfte Wellen, die sich ausbreiten, wenn ein Stein ins Wasser fällt; und Armenien ist das Land der Steine, man hat so viele Steine gesehen, dass man meint, es müsste für ein Leben reichen, aber dieser Stein ist tiefer gefallen. Ein Mystiker hätte gesagt: Man ist ins Herz der Welt gelangt. Aber um in diese Tiefe zu kommen, musste man durch all den Lärm, durch all die Regellosigkeit und Sorglosigkeit einer großen Stadt im Umbruch, durch die rauchgeschwärzten Wirrungen eines alten Glaubens und die glitzernden Wirrungen einer sich schon am Horizont abzeichnenden kapitalistischen Heilslehre gehen.

Natürlich kann man im Herzen der Welt nicht bleiben. Draußen kauften wir Konfekt, ›Grand Candy‹ hieß die Marke, und wir dachten, wie passend der Name doch sei: genug As, aber schon die Heilsversprechungen der neuen Zeit, die Alliteration zum Grand Canyon, das Große überhaupt! Ein ›Grand Candy‹-Werbeschild hatte auch in bunten Bonbonfarben über dem Tor des Zoos in Jerewan geprangt. Die wenigen verbliebenen postsowjetischen Tiere sahen aber nicht so aus, als würden sie verwöhnt; ihre Gehege waren verwildert wie ihr Fell, sogar der große braune Bär wirkte ein wenig mager unter seinem schlotternden braunen Mantel. Und er war einsam. Das konnte man auf den ersten Blick sehen, es war nicht ein verwöhnter deutscher Zoobär, der sich vor der glotzenden Menschenmenge in seine artgemäße Höhle verkriecht und auf seinen gewohnten Wärter und sein tägliches Mahl mit seiner genau berechneten Vitamindosis wartet; es war ein wilder Bär, der vor Einsamkeit zahm geworden war, und nun waren, endlich, vielleicht nach Tagen, nach Wochen des Wartens, lebendige Wesen gekommen. Es war ihm egal, dass es keine Wesen seiner Art waren, und als wir

ihn, weil uns nichts Besseres einfiel und es nicht direkt verboten war – nichts war verboten hier, es waren ja auch keine Besucher da, denen man etwas hätte verbieten können – mit Schneebällen bewarfen, um mit ihm zu spielen, da freute er sich. Er versuchte sie zu fangen, er tapste ihnen hinterher, wenn sie ins Wasser fielen, er hätte noch stundenlang weitermachen können. Aber uns war kalt, und wir mussten weiter. Das Herz konnte einem brechen, wenn man ihn trübselig zu seiner Eisscholle zurücktapsen sah. Wahrscheinlich hieß er Armen oder Aram, oder war sie gar eine Bärin, eine Ava? Und er wartete auf seine Rettung, einsam, ausgesetzt, dankbar für Schneebälle in Ermangelung von Brosamen. Ob er immer noch wartet, wissen wir nicht. Aber wenn er ein echter Armenier war, dann wird er die Hoffnung nicht verloren haben; und er wird nach dem Ararat suchen, jeden Morgen aufs Neue, den man von seinem Zooverlies aus niemals sehen kann, oder doch nur mit dem Geiste.